This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

KE
31026
HDI
HW 2K82 4

KE 31026

Ludwig Röhrscheid
Buchhandlung-Antiquariat
BONN · Am Hof 36
SEIT 1919

Gez. v. L. Feuerbach
Rad. v. Ed. Eichens

Hoffmann

Erinnerungen

aus dem

äußeren Leben

von

Ernst Moritz Arndt.

Zweite unveränderte Auflage.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1840.

Hoffmeister!

Erinnerungen

aus dem

äußeren Leben

von

Ernst Moritz Arndt.

Zweite unveränderte Auflage.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.

1840.

KE 31026

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JAN 10 1955

Von Jagemann Bibl.

Gedruckt
bei Friedrich Frommann
in Jena.

Ich ſteh, ich ſteh auf einem breiten Stein,
Und wer mich lieb hat, holt mich ein.

Dieſen Spruch habe ich in der lieben Heimath oft geſprochen in den Tagen, wo es mir noch luſtig däuchte, im Pfänderſpiel eine hübſche Dirne anzulocken und von ihr mit einem Kuſſe von dem feſten Platze erlöſt zu werden. Es lag nämlich im Mittelalter in der alten herrlichen Stadt Stralſund auf dem Alten Markt ein ſogenannter Breiter Stein, unweit einer andern Stand- und Schau-Stelle, dort Kak, anderswo Pranger genannt. Dieſer Breite Stein hatte weiland gedient wie jetzt die Kanzel zu allerlei feierlichen Ausrufungen und Verkündigungen, namentlich: wann hohe Ehrenſtellen in der Obrigkeit beſetzt werden ſollten, wurden ſie dem Volke durch Ausrufungen von jener Stelle bekannt gemacht; Verlöbniſſe wurden dort verkündigt, Verlobte ſtellten ſich in Feierkleidern dahin, und ließen unter Pauken- und Trompeten-Schall ihre Namen erklingen und ſo jedermänniglich zu Einrede und Einwand auffordern.

Auf eine ähnliche Weiſe meine ich mich hier auf dem Breiten Stein hingeſtellt zu haben, und nicht an ſeinem Nachbar, wenn ich auch nicht glaube, daß mir wie mit Jugendglück die liebebrennenden Herzen mit Küſſen entgegenfliegen werden. Ich habe hier in einzelnen dünnen Linien die Umriſſe meines öffentlichen Lebens hingezeichnet, meines Lebens, Wollens und Wirkens als deutſcher Mann und Bürger. Beruf dazu hatte ich ſchon deswegen genug, weil es öffentlich vielfältiglich angefochten worden iſt. Danton, ein wälſches Ungeheuer, hat einmal das große Wort geſprochen: Mein Name ſey geſchändet! nur ſey das Vaterland gerettet! Aber doch, wenn es nicht die allerhöchſten Dinge gilt, wer mögte ſich freiwillig ſchänden und anprangern laſſen? was hätte das liebe Vaterland des Gewinn, daß irgend eines ſeiner Kinder unverdient für einen Schurken oder Narren gälte? Darum ſtelle ich mich hier auf den Breiten Stein und rufe: Hier ſteh ich, ein redlicher und verſtändiger Mann. Iſt einer, der meint mich davon auf die Nachbarſtelle hinüberſtoßen zu können, der komme! Ich lebe noch, und will ihn beſtehen.

Die meine Schickſale kennen, verſtehen die Meinung dieſer Verkündigung. Weiter wüßte ich über dieſe Umriſſe

nichts zu ſagen, als daß in Beziehung auf die Schilderung meiner jugendlichen Jahre Manches vielleicht zu breit ausgeführt ſcheinen mögte. Ich glaube nicht, daß mich hier mit einer gewiſſen Breite der Darſtellung die Geſchwätzigkeit des Alters beſchlichen hat, ſondern eine ſehr natürliche Luſt an vergangenen Dingen, die nicht bloß für mich vergangen ſind. Jene Menſchen und Dinge, ja das ganze Leben der Jahre von 1780 und 1790 ſtehen ſchon gleich ein paar Jahrhunderten von uns geſchieden, ſo ungeheure Riſſe haben die letzten fünfzig Jahre durch die Zeit geriſſen. Ich bilde mir ein, jene breiten Bilder ſeyen gleichſam als Bilder längſt verſchienener Tage auch den Jetztlebenden ergötzlich.

Ich ſelbſt? was bin ich, was bin ich nicht unter jenen nun längſt verblaßten Bildern? Wie ich geſagt habe, ein fliegendes Blatt unter Millionen fliegenden Blättern, die auf dem Ocean der Zeiten fortſchwimmen, bis ſie auf immer verſinken. Aber ich ſehe keinen Grund, warum dieſes Blatt, ſo lange es oben ſchwimmt, dulden ſoll, daß man es mit Schmutz bewerfe? Der Sonnenſtrahl der Ehre jedes Einzelnen iſt auch dem Vaterlande heilig; alles Übrige iſt gleichgültig. Vergeſſen auch die Menſchen geſchwind, Gottes Liebe vergißt kein Stäubchen in ſeinem All. Man kann von der Menſchheit und ihrer heiligen unendlichen Beſtim-

mung, auch von der Bestimmung jedes einzelnen Sterblichen nicht hoch genug denken; und doch, wenn man sich die Pilgerwanderung des Einzelnen auf diesem trugvollen neblichten Planeten, wie er umhertappt und an allen Ecken und Enden anstößt und selten den rechten Pfad findet, in der Wirklichkeit klar vorstellt, dann singt man darüber den Spruch des alten Heiden Pindar: Was ist einer? was ist er nicht? eines Schatten Traumbild ist der Mensch.

Bonn, den ersten des Hornungs 1840.

Am Schluſſe des zweiten Weihnachtstages des Jahrs nach der Erſcheinung unſers Herrn Jeſu Chriſti 1769 habe ich zuerſt das Licht dieſer Welt erblickt, und zwar als ein Wohlgeborner und Hochgeborner, und nach der Meinung Einiger auch als ein Glücklichgeborner. Wohlgeboren konnte ich heißen, weil ich ſtark und geſund an das Licht dieſer Welt fiel, zumal ich ſchon mit dem neunten Monat meines Alters gelaufen bin, was einige meiner Söhne mir nachgemacht haben; Hochgeboren, weil das Haus meiner Geburt damals durch eine hohe ſtattliche Treppe und durch Jugendlichkeit und Schönheit ein ſehr ritterliches und hochadliches Anſehen hatte, und in ſeinen Sälen und Gemächern mit Geſchichten der griechiſchen Mythologie, ja mit dem ganzen Olymp, Jupiter und Juno mit Adler und Pfau an der Spitze, verziert war; Glücklichgeboren, weil Glaube und Aberglaube den an hohen Feſten Hervorgekommenen allerlei Vorzügliches und Wunderſames, als da ſind Wahrſagen, Geſpenſterſehen u. ſ. w. beizulegen pflegt.

Es hätte ſich aber leicht begeben können, daß ich ein recht Unwohlgeborner geworden wäre. Einige Wochen vor dem Ziel meiner Ankunft auf Erden war nämlich in der Feſtung Stralſund vor dem Tribſeeer Thore ein Pulverthurm aufgeflogen, der die nächſten Gaſſen und Hunderte von Menſchen zerſchmettert

hatte. Dieser Knall war längs dem Meere auf drei Stunden Weite mit so fürchterlicher Gewalt bis Schoritz durchgeklungen, daß ich darüber in der Mutter aufgeschreckt worden und sie in der Angst wegen meiner ungewöhnlichen Sprünge gefürchtet hatte, ihr würde was Ungrades geschehen. Sie pflegte mich zur Erinnerung daran, wann ich zu wild war, wohl zuweilen den wilden Pulverjungen zu schelten. Doch legte sie als fromme Christin in solche Dinge eben keine Bedeutung, obgleich sie für die Bedeutung meines Namens Ernst ritterlich gekämpft und den Namen Philipp, den der Vater von meinem Herrn Paten beliebte, niedergesiegt hatte: wie denn die Frauen in solchen Dingen gewöhnlich zu siegen pflegen.

Wie es nun auch um alle diese Geborenheiten stehen mag, die Wahrheit bekennend muß ich aussagen, daß der Stamm, aus welchem ich entsprossen bin, unter anderm niedrigen Menschengesträuch ganz tief unten an der Erde stand, und daß mein Vater kein besserer Mann war, als der Vater des Horatius Flaccus weiland, nämlich ein Freigelassener. Er hieß Ludwig Nikolaus Arndt, und war zu jener Zeit Verwalter der sogenannten Schoritzer Güter. Meine Mutter hieß Friederike Wilhelmine Schumacher. Jene Güter, von welchen meine Geburtsstätte Schoritz der Hauptsitz war, bestanden aus einem halben Dutzend größerer und kleinerer Höfe und einigen Bauerdörfern, und mein Vater war eine Art Oberverwalter und führte den Namen Herr Inspektor, und seine nächsten Unterleute hießen Schreiber. Dieser Besitz und ein großer Theil der Güter auf der angränzenden Halbinsel Zudar waren weiland Lehen des rügenschen adlichen Geschlechts der von Kahlden. Ein sehr reicher Herr von Kahlden hatte das damals noch junge und schöne Haus auf dem Rittersitze Schoritz um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gebaut, seinen schönen Besitz

aber um die Zeit des siebenjährigen Krieges an einen General Grafen von Löwen verkauft, schwedischen Generalstatthalter über Pommern und Rügen, und hatte dafür andere große Güter in Pommern wieder erworben. Er war aber durch Krieg und unverständige Wirthschaft zuletzt in schlechte Umstände gerathen, und mußte nun hier in Schoritz, wo er den schönen Hof und Garten und mehrere Parks gebaut und angelegt hatte, eine Rolle spielen, welche der Volksglaube gewöhnlich Solchen beilegt, die durch schwere und gräuliche Unfälle gegangen sind. Mir hat er die ersten kalten und heißen Gespensterschauer durch den Leib jagen müssen: denn er machte in einem grauen Schlafrocke, mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf und ein paar Pistolen unter dem Arm abendlich und mitternächtlich häufig die Runde auf seinem Hofe, indem er zwischen den beiden Scheunen über den Damm, der auf das Haus hin führte, langsam in das unterirdische Haus und die Keller marschirte und von da herausschreitend durch das Gartenthor ging, wo er die Bienenstöcke musterte und dann verschwand. Dieser war das Gespensterschrecken; aber ein zweites gespenstisches Schrecken, womit der abentheuernde Mund des Gesindes meine und meiner Brüder jugendliche Fantasie fütterte, waren ein paar mächtige goldige Wasserschlangen, welche in dem großen Teiche hinter der Scheune hausen und den Kühen gelegentlich die Milch absaugen sollten. Von dem General Löwen hatte die Güter der Graf Malte Putbus gekauft, aus dem vornehmsten und ältesten Rittergeschlecht in der ganzen schwedisch-pommerschen Landschaft, Erblandmarschall des Fürstenthums Rügen und Präsident der Regierung in Stralsund.

Mein Vater, im Jahr 1740 geboren, war der Vorjüngste von vielen Geschwistern, und Sohn des unterthänigen Schäfers Arndt zu Putbus und Darsband. Der Vater dieses Schäfers

war nach der Familienüberlieferung ein geborner Schwede, als schwedischer Unterofficier in's Land gekommen, und hatte sich in ein Bauerwesen der Herrschaft Putbus eingeheirathet. Mein Vater war, da der Schäfer in seiner Lage leidlich wohlhabend war, und da sein viel älterer, auch schon zu einigem Wohlstand hinaufgekommener Bruder Hinrich seine Jugend unterstützte, fleißig zur Schule gehalten worden, und hatte den Unterricht des Kantors und Küsters Jahn zu Vilmnitz bei Putbus genossen, eines feinen alten Mannes, dessen ich mich aus meiner Kindheit noch wohl erinnere, und der für einen sehr vorzüglichen Orgelspieler und Rechnenmeister galt. In dieser Schule hatte mein Vater eine tüchtige Rechnenkunst und eine vorzüglichste Handschrift gewonnen, so daß sein Herr, der Graf, ihn zu einem Haidereiter, wie man sie damals in Rügen nannte, oder einem kleinen Förster bestimmte, und ihn, da er ein hübscher rüstiger Bursche war, als seinen Jäger in Geschäften und auf Reisen mit sich nahm. Nun brach der siebenjährige Krieg aus und der Graf ward zu einer Art General-Intendanten des schwedischen Heers ernannt, das über's Meer kam und die vielen Feinde des großen Friedrich von Preußen vermehren sollte. Da der Graf die Redlichkeit und Anstelligkeit des Jünglings erkannt hatte, so gebrauchte er ihn nicht nur in seiner Kanzlei als Schreiber, sondern auch zu mancherlei zum Theil gefährlichen und mislichen Sendungen, namentlich zur Geleitung von Geldfuhren von Hamburg her u. s. w., und nahm ihn später auf mehreren Reisen nach Stockholm mit. Auf diese Weise ging mein Vater von seinem achtzehnten bis fünfundzwanzigsten Jahre durch eine tüchtige Schule des Lebens, und hatte sich bei dem Aufenthalte in großen Städten und unter fremden Menschen, obgleich nur ein dienerlicher Mann, die Art eines gebildeten und gewandten Mannes zugeeignet. Bei seinem Herrn aber hatte er schon

in den ersten Jahren seines Dienstes die Gunst gewonnen, daß er ihn frei ließ und ihn zu Hause in Putbus in Geschäften der Landwirthschaft und Schreiberei gebrauchte, bis er ihn zum Inspektor der Schoritzer Güter machte.

Meine Mutter, im Jahr 1748 geboren, war die Tochter eines kleinen Ackerbesitzers und Landkrügers in dem Kirchdorfe Lanken, eine Meile von Putbus. Auch sie hatte eine bessere Erziehung genossen, als man von der Lage ihrer Ältern erwarten durfte; denn sie war mehrere Jahre mit den Kindern eines reichen Pächters zu Garstitz bei Lanken, Namens Bukert, mit unterrichtet worden, und hatte aus der Schule die Anfänge von für die damalige Zeit ganz hübschen Kenntnissen zu Hause gebracht, so daß man sie zu den gebildeten Frauen rechnen konnte. Sie und ihre Geschwister waren überhaupt geistig sehr begabte Menschen, mit mancherlei feinen Talenten, besonders zu Saitenspiel, Gesang und Bildnerei und allerlei sinnigen und ergötzlichen Erfindungen. Sie war aber wohl die Krone von allen, ernst, fromm, sinnig und muthig, und durch keine Geschicke so zu beugen, daß sie die Klarheit und Besonnenheit verloren hätte. Sie steht mir noch heute mit ihren schönen großen, blauen Augen und ihrer prächtigen breiten Stirn, als wenn sie leibte und lebte, lebendig gegenüber.

Schoritz war denn höchst anmuthig hart an einer Meeresbucht gelegen, welche die Halbinsel Zudar von der größeren Insel abschneidet; ein neues noch glänzend geschmücktes Haus; ein großer Blumengarten und mehrere Baumgärten; dicht daran eine ganz kleine Halbinsel, die aber bei hoher Sturmfluth oft zu einer Insel ward, mit hohen Birken und Eichen bepflanzt, worauf wir unsre Sommerspiele zu halten pflegten; gegen Osten des Hofes ringsum ein prächtiger Eichenwald, in welchem Tausende von

Ackerraben ihren horstenden Wohnsitz zu haben pflegten; ein Viertelstündchen weiter der größere Wald Krewe. Auch sind mir aus diesen Tagen noch mehrere Freuden erinnerlich, besonders die freundlichen Gaben, welche zwei Menschen uns Kindern fast allwöchentlich zutrugen. Der erste war mein Oheim und Pate Moritz Schumacher, damals Verwalter des Hofes zu Putbus. Dieser segelte oder ritt nie nach Stralsund oder Greifswald, ohne daß er bei uns etwas abweges ansprach und Gebäck und Süßigkeiten und anderes Schönes aus seiner Tasche schüttelte. Der zweite war ein alter preußischer Hauptmann von Wotke aus Hinterpommern, der mit seinem grauen Gemal auf dem Schoritzer Nebengute Silmnitz eine halbe Stunde von uns wohnte. Noch heute schwebt mir das alte gutmüthige und rosig heitre Gesicht dieses Greises vor, der fast alle Abende zu uns kam und mit dem Vater eine Partie Karten oder Damenbret spielte. Am besten aber hatten wir Kinder es, wann er den Vater nicht zu Hause traf; dann nahm der freundliche Alte mich und meinen Bruder Karl auf die Kniee, und erzählte uns Kriegs- und Mord-Geschichten und andere wundersame Abentheuer; worauf wir mit unbeschreiblicher Lust horchten. An Sonntagen erschien dann auch die Frau Hauptmannin, immer im vollen Staat nach der damaligen Weise, und der Alte dann meistens in Montur, mit herrlich gepuderter Paruke, den Degen an der Seite und die silbernen Sporen an den Stiefeln. An solchen Galatagen und vorzüglich an den hohen Festen bescherte er den Kindern sehr reichlich, und mit Recht schwebt sein liebes Bild nach mehr als sechszig verlidenen Jahren als das Bild eines milden und freundlichen Christengels vor meinen in Wehmuth dämmernden Augen. Denn dieser gute Greis war neben den Gaben auch ein Friedensengel, und hat mich und meinen Bruder Karl öfter von verdienter Züchtigung befreit.

In Schoritz wurden also die ersten Kinderspiele durchgespielt. Es war im Jahr 1775 oder 76, da zog der Inspektor Arndt von Schoritz ab, eine halbe Stunde weiter, und ward nun sein eigener unabhängiger Herr. Der Graf verpachtete nämlich diese Güter an mehrere Pächter, und mein Vater ward Pächter von Dumsevitz und Ubechel nebst einigen Dienstbauren. Weder er noch die Mutter hatten zu solchem Unternehmen hinreichendes Vermögen. Freunde in Stralsund, deren Vertrauen er verdient hatte, schossen ihm dazu die nöthige Summe vor.

Wir wohnten nun zu Dumsevitz fünf oder sechs Jahre, ich meine, bis zum Jahr 1780. Wir waren ein Viergespann von Buben, und es kam hier bald noch eine Dirne und ein Knabe hinzu; so daß in Dumsevitz das halbe Dutzend voll ward, das späterhin noch um zwei Geschwister vermehrt werden sollte. Dies hier sind die Jahre der aufdämmernden Kindheit, und aus diesen sind mir die anmuthigsten und idyllischesten Lebensbilder übrig geblieben, und auch glaube ich, sie haben meine glücklichsten Tage enthalten. Was nun das Äußere betrifft, so waren wir freilich aus dem Pallast in die Hütte versetzt. Dumsevitz war ein häßlicher, zufällig entstandener Hof, mit einem neuen aber doch kleinlichen Hause; indessen doch hübsche Wiesen und Teiche umher, nebst zwei sehr reichen Obstgärten, und in den Feldern Hügel, Büsche, Teiche, Hünengräber, alles in dem unordentlichen aber romantischen Zustande eines noch sehr unvollkommenen und ursprünglichen Ackerbaues. Die Natur war, mit Goethe zu reden, gottlob noch nicht reinlich gemacht und ihre ungestörte Wildheit mit Vögeln, Fischen, Wild und Heerden desto lustiger; auch streiften wir, dem fröhlichen Jäger, dem Vater und seinen Hunden folgend, oft darüber hin. Das hatten wir alles zu genießen, behielten aber Schoritz, wo uns ganz nahe befreundete Leute wohn-

ten, und das nahe Silmnitz, worauf Ohm Moritz Schumacher als Pächter gezogen war, eigentlich immer noch als unsre Heimath, weil die Nachbarn und Nachbarskinder immer wöchentlich, oft auch täglich zusammenliefen. Dies geschah am meisten in dem Walde Krewe, wovon ein Theil zu Dumsevitz gehörte, und worin wir bei der Vogelfängerei und Vogelstellerei meistens freundlich, zuweilen auch feindlich zusammenstießen. Wir hatten überhaupt ein glückliches Leben. Es war die zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre nach dem siebenjährigen Kriege eine stille heitere Zeit und die Menschen fühlten sich außerordentlich wohlig und wählig, und ließen bei Besuchen, Zusammenkünften und Festlichkeiten und bei Reisen zu entfernten Verwandten die Kinder an allem freundlich mit Theil nehmen. Das Beste aber war, daß wir mit keinem frühen Lernen gequält wurden und auch diese Dumsevitzer Jahre noch so spielend durchspielen durften. Das hatte seinen guten Grund.

Es hatte nicht seinen Grund in der Ansicht oder in dem Willen der Ältern, sondern in den engen und kleinen Umständen derselben. Es gab keine Schule in der Nähe, und ein rechter studierter Hauslehrer wäre ihnen zu theuer geworden. Einmal kam freilich einer an, ein alter verlegener Kandidat, Sohn eines Kantors in der Stadt Bergen, Namens Herr Krai. Ich erinnere mich dieser Krähe noch mit Schaudern. Er war früher mit unserm werthen Hausfreund, Herrn Pastor Krüger zu Swantow, mehrmals als Gast bei uns gewesen, wo wir über seinen wunderlich zugeknöpften Rock und seine gelbe Paruke gelacht hatten: ein langer dürrer griesgrämischer Mensch mit einer ungeheuren Nase und tiefliegenden schwarzen Augen. Welche Angst aber, als er wirklich bei uns einzog und uns in seinem kleinen Zimmer zusammenkniff! Da waren die wilden Vögel eingefangen. Aber diese

Angst nahm glücklicher Weise ein baldiges Ende. Er verließ unser Haus zu unserm Jubel etwa nach acht Tagen, indem er meinem Vater in einem Briefe erklärte: er könne nicht bleiben, wo man dem Lehrer der Kinder so wenig Achtung erweise, meine Tante Sofie habe ihn einen guten Morgen kaum angeknixt, und meine Mutter habe gestern statt Herr Krai, wie sich gebühre, lieber Krai gesagt.

Indessen liefen wir doch nicht wie die rohen Wildlinge herum, sondern wurden, wie ich noch meine, für dieses Alter vom sechsten bis zehnten Jahre recht gut erzogen. Man höre:

Mein älterer Bruder Karl — ich war der Zweite — ward auf ein paar Jahre nach Stralsund geschickt, wo er im Hause des ältesten Mutterbruders, Friedrich Schumacher, wohnte und in die Schule ging. Ich weiß noch, welch Erstaunen und Schrecken wir hatten und wie sich die Geschichte bald in brüderlichen Spaß auflöste, als der Junge nach einem halben Jahre einmal zu Hause kam und anfangs nicht anders als in hochdeutscher Zunge sich mit uns zu unterreden herabließ. Denn das Hochdeutsche waren wir bisher nicht anders als von den Kanzeln oder bei'm Vorlesen aus Büchern oder bei feierlichen Gelegenheiten in den ersten Bewillkommnungen der Besuchenden zu hören gewohnt gewesen. Wir blieben aber dabei gar nicht hinter ihm: nämlich ich und Bruder Fritz, der Dritte in der Reihe. Die Ältern hielten den Herbst und Winter, wo sie am meisten Muße hatten, ordentlich Schule mit uns; Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, und die Mutter hielt die Leseübungen, und machte unsre jungen flatternden Geister durch Erzählungen und Mährchen lebendig, die sie mit großer Anmuth vorzutragen verstand. Das Lesen ging aber in den ersten Jahren fast nicht über Bibel und Gesangbuch hinaus; ich mögte sagen, desto besser für uns. Sie war eine fromme

Frau und eine gewaltige Bibelleserin, und ich denke, ich habe die Bibel wohl drei vier Mal mit ihr durchgelesen. Das Gesangbuch mußte auch fleißig zur Hand genommen werden, und den Samstag Nachmittag mußten die Jungen unerläßlich entweder ein aufgegebenes Lied oder das Sonntagsevangelium auswendig lernen. Das geschah, weil sie eine sanfte und liebenswürdige Schulmeisterin war, mit großer Freude und also mit großem Nutzen. Muße aber hatte sie ungeachtet einer nicht starken Gesundheit, der vielen wilden Kinder und der großen Wirthschaft, die mit Sparsamkeit geführt werden mußte, mehr als die meisten andern Menschen. Wann alles längst vom Schlaf begraben lag, saß sie noch auf und las irgend ein frommes oder unterhaltendes Buch, ging selten vor Mitternacht zu Bette, und war im Sommer mit der Sonne wieder auf den Beinen. Weil ich nun auch ein solcher Kautz war, der selbst im Knabenalter wenig Schlaf bedurfte und deswegen Lerche (Lewark) zugenannt war, so habe ich in jenen Kindertagen und auch später noch manche Abende und Nächte bis über die Gespensterstunde hinaus mit ihr durchgesprochen und durchgelesen.

Weil ich diese Leserei der Vergangenheit hier im Gedächtnisse wieder überlese, so füge ich sogleich hinzu, was für diese Zeit dahin gehört. Es war wenigstens auf der Insel Rügen damals noch die Zeit des ungestörten christlichen Glaubens, und meine guten Ältern und die Base Sofie, meiner Mutter jüngste Schwester, welche mit uns lebte, waren treue fromme Menschen. Sie hatten in dem Magister Stenzler, dem Großvater des jetzigen Professors Stenzler in Breslau, Pastor in Garz einen vorzüglichen Prediger und Seelsorger. Keinen Sonntag ward die Kirche ohne den gültigsten Grund versäumt, bei schlechtem Wetter hingefahren, bei schönem und im Sommer hingegangen, wo der Va-

ter denn ſeine älteren Buben neben ſich herlaufen ließ. Dieſe durften aber auch bei keiner Katechismusprüfung in der Nachmittagskirche nicht fehlen, ſondern mußten zum zweiten Mal über Feld laufen. Wann der Vater dann nicht mitging, ſo gab er uns ſeinen alten Großknecht zum Führer, einen chriſtlichen bibliſchen Mann, Jakob Nimmo mit Namen, der mein beſonderer Beſchützer war. Weil ich kleiner zehnjähriger Junge mich nämlich damals eines ſehr guten Gedächtniſſes erfreute und großen Eifer und viel Beleſenheit in der Heiligen Schrift hatte, ſo prangte ich durch die Stelle, die mir der Herr Magiſter eingab, bei der Kinderprüfung in der Kirche an der oberſten Stelle, und hatte viel größere Jungen und Dirnen, unter andern auch meinen älteren Bruder Karl und ein paar große Fräulein mit mächtigen Lockengerüſten, eine von der Lanken und eine von Barnekow unter mir. Weil ich nun bei'm Aufſagen und Vorleſen große Zuverſicht hatte und es da, wie blöd ich ſonſt auch war, wie aus einer Trompete aus mir herausklang, ſo rechnete der alte treue Jakob ſich das gleichſam zu ſeiner Ehre an, und ging wie triumphirend mit mir zu Hauſe.

Frühling und Sommer gingen freilich nicht ganz ohne Schule hin, indeſſen war die Schule unter den Geſpielen in Feld und Wald und auf Wieſen und Haiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beſte. Doch ließ der Vater uns nicht immer bloß wild und wie auf's liebe Ungefähr herumlaufen, ſondern wußte es meiſtens ſo einzurichten, daß wir bei dem Herumſpringen und Herumſpielen irgend etwas auszurichten und zu beſtellen hatten. In der Zeit aber, wo auf dem Lande alle Hände angeſtrengt zu werden pflegen, mußten wir älteren Buben nach unſern kleinen Kräften auch ſchon mit heran, nämlich in der Zeit der Saat und der Ärndte, vorzüglich in der letzteren. Da ward ich wohl zu-

weilen ein göttlicher Sauhirt oder Kuhhirt und mein Bruder Karl, der Roſſetummler, der eigentlich den mir abgeſtrittenen Namen Philipp hätte haben ſollen, ein flinker Roſſehüter. Ich ärndtete wegen meiner ſorgſamen Gewiſſenhaftigkeit nicht miszuhüten auch hier Lob ein, und noch leuchten mir die erſehnten leuchtenden Abendröthen, wo ich fröhlich meine Kuhheerde in den Hof trieb und dann geſchwind in der Dämmerung noch auf einen Apfel- oder Kirſch-Baum kletterte, wo ich ſüße Beute für mich wußte. Meiſtens aber hatte die freundliche Baſe Sofie ſchon für mich gepflückt und aufgehoben.

Unſer gewöhnliches Kinderhausleben ward durch die Sitte der damaligen Zeit, durch die Umſtände der Familie und durch den Karakter der Ältern beſtimmt. Die Sitte war damals beides feierlich und ſtreng und Kinder und Geſinde wurden bei aller Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Ältern und Herrſchaften immer im gehörigen Abſtande gehalten. Es ward ſelbſt in den untern Ständen im Allgemeinen eben ſo ſehr, als man ſich jetzt lotterig oder ungezogen gehen läßt, nach einer gewiſſen Vornehmigkeit und Zierlichkeit geſtrebt. Der Vater war von Natur zu gleicher Zeit heftig und lebhaft und freundlich und mild, tummelte und beſchäftigte die Jungen meiſt draußen herum, im Hauſe aber überließ er ſie, wie es in dieſem Alter ſeyn mußte, faſt ganz der Mutter. Die Mutter war von Karakter ernſt und ruhig und eine Seele, die auf Schein und Genuß gar keinen Werth legte, auch kein Bedürfniß davon hatte. Dieſe Frau, welche ihre irdiſchen Sorgen und Geſchäfte ſo treu und eifrig erfüllte, lebte doch faſt wenig von irdiſcher Luft und irdiſchem Stoff. Kein Kaffee, kein Wein noch Thee iſt faſt jemals über ihre Lippen gekommen, Fleiſch hat ſie wenig berührt, ſondern ſich von Brod, Butter, Milch und Obſt ernährt. Dieſes mäßige Leben ward auch für die Kinder zur Re-

gel gemacht, und wir älteren Burſche ſind faſt ſtreng erzogen worden. Eben ſo wenig ward uns in Beſchuhung und Bekleidung Weichlichkeit geſtattet. War bei einem Nachbar, auch wohl bei einem Freunde, der wohl auf einer Meile Entfernung von uns wohnte, etwas zu beſtellen, der Vater ſchrieb das Briefchen, das zahme Rößlein ward geſattelt, der Junge drauf geſetzt, und ohne Mantel und Überrock, es mogte Sonnenſchein oder Regen und Schneegeſtöber ſeyn, mußte er mit ſeinem Gewerb fortgaloppiren. Ja der Vater noch jung und kräftig, fühlte mit unſerer Pimplichkeit kein weichliches Mitleid. Fuhr er im Winter Stunden weit mit klingendem Einſpänner-Schlitten zu Verwandten oder Freunden, ſo mußten die älteren Buben zur Seite oder hinten aufhucken, und, wenn ſie fror, nebenbei ſpringen, um ſich zu erwärmen. Ja, mich erinnert's, wie ich als ein Junge von neun oder zehn Jahren im fremden Hauſe auf einem Stuhl oder Bett eingeſchlafen lag, während die Männer Karten ſpielten; wie der Vater mich dann um elf oder zwölf Uhr Nachts aufrüttelte und ich ſchlaftrunken in den Schlitten hinaus mußte; wie er dann zum Spaß recht abſichtlich mehrmals umwarf, daß ich mich im Schnee umkehren mußte; wie ich denn auch immer alert ſeyn mußte, wenn wir durch Koppeln und Dörfer kamen, die Schlagbäume zu öffnen. Wehe mir, wenn ich, mich aus dem Schnee herauswühlend, eine weibiſch plinſende Gebärde gezeigt hätte!

Was nun Beſchädigungen, Zerreißungen und Verletzungen an Kleidern und Leibern und andre dergleichen Nöthe betraf, welche die Jugend ſich ſelbſtwillig oder gar muthwillig ohne Auftrag zugezogen hatte, ſo mogte ſie zuſehen, ſie vor den Augen des Vaters zu verſtecken, geſchweige, daß ſie bei ihm Hülfe oder Mitleid hätte ſuchen können. Kam dergleichen zufällig vor ſein Angeſicht, ſo ward neben Schmerz und Noth Muthwille und

Unvorsichtigkeit noch gebührlich gezüchtigt. Böse Fälle von Bäumen oder Pferden, Versinkungen und Wiederherausreißungen in Wasser und unter Eis, wie alltäglich waren solche Geschichten! Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als Ohm Schumacher aus Stralsund und Magister Stenzlers nebst vielen Damen bei uns waren und wir Kinder unsre Sonntagskleider angezogen hatten, auf dem Teiche an der Bleiche durch's Eis einbrach und schon einmal versunken war, als mein Bruder Karl mich bei'm Schopf faßte und herauszog. Ich machte mich nun mit den nassen triefenden Kleidern in die Gesindestube, wo ich an dem warmen Ofen meine Oberfläche leidlich abtrocknete. In diesem Zustande mußte ich, als es dunkel geworden, in dem Gesellschaftszimmer erscheinen. Die Männer spielten L'hombre; die Frauen saßen am Theetisch und eine las aus dem Siegwart vor; und ich Armer stand scheu und bange, irgendwie berührt oder befühlt zu werden, an der dunkeln Ofenecke, so sehr als möglich vom Lichte abgekehrt, und blinzelte über die Schultern der Frauen zuweilen mit auf die Bilder des Romans, aber meine Seele zagte und mein Leib zahnklappte. Da erschien meine Retterin, die gute Tante Sofie; sie fühlte zufällig meinen nassen Rock, zog mich in's Nebenzimmer, erfuhr mein ganzes nasses Abentheuer und erbarmte sich meines Elends. Flugs war ich ausgekleidet, mit einem warmen Hemd angethan, und so in's Bett. Die nassen Kleider wurden getrocknet und geebnet, und den andern Morgen erschien ich zierlich und wohlgemuth wieder in der Gesellschaft. Die Base aber hatte unter dem Titel von Zahnweh, wovon ich als Kind schon genug geplagt worden bin, mein Wegschleichen entschuldigt.

Ich habe eben gesagt, daß damals alles nach einer gewissen Vornehmigkeit und Zierlichkeit strebte. Dies ging durch alle Klassen durch bis zu denen hinab, welche an die allerunterſten gran-

zen. Mein Vater war der Sohn eines Hirten, ein Freigelaſſener, der bei einem großen Herrn gedient und durch die Gunſt der Umſtände ſich ein bischen aus dem Staube herausgebildet hatte. Er war ein ſchöner ſtattlicher Mann und hatte ſich durch Reiſen und Verkehr mit Gebildeten ſo viel Bildung zugeeignet, als ein Ungelehrter damals in Deutſchland überhaupt gewinnen konnte. Er war an Verſtand und Lebensmuth Vielen überlegen, und war in vielen Dingen geſchickter, ſchrieb ſein Deutſch und ſeinen Namen richtiger und ſchöner, als die meiſten Landräthe und Generale jener Zeit. Kurz, er war ein hübſcher anſtändiger Mann, wenigſtens für das Ländchen Rügen, wie die Menſchenkinder dort damals mit einander verkehrten, und hielt mit den würdigſten Geiſtlichen, Beamten und kleineren Edelleuten der Nachbarſchaft Umgang. Man behalf ſich da, wie die arme Zeit, wo alles äußerſt wohlfeil und das Geld alſo ſehr theuer war, mit der leichten nordiſchen Gaſtlichkeit, welche in unſerer Landſchaft durch die ſchwediſchen Sitten, woran ſie ſich in anderthalb Jahrhunderten hatte gewöhnen müſſen, vielleicht im ganzen Norddeutſchland die frohherzigſte war. In Jagd, Spiel und Verkehr ging alles auf das freundſchaftlichſte und herzigſte mit einander um. Von den Geiſtlichen waren die Herren Stenzler und Krüger, von den benachbarten Edelleuten einige von Kahlden vom Zudar und ein von der Lanken öfter in unſerm Hauſe. Mein frommer und freundlicher alter Chriſtengel von Wotke war leider ſchon ſeit einigen Jahren wieder in ſein hinterpommerſches Kaſſubien gezogen.

Verſteht ſich, daß die Jungen des Pächters Ludwig Arndt Pächterjungen blieben, arme kleine Seelſchnäbel, die in eigengemachten Jäckchen und Höschen und in geflickten Schnürſtiefelchen vor den Herren ihre Bücklinge machen mußten. Aber die armen Schelme mußten doch ſchon ihre Bücklinge machen, und wie!

Bei alltäglichen Gelegenheiten ging es alltäglich her, aber bei festlichen Gelegenheiten, bei Feierschmäusen, Hochzeiten u. s. w. was waren das für Anstalten und Zurüstungen auch bei so kleinen Leuten, als die Meinigen waren! Ich erzähle aus den Jahren 1770 und 1780. Also stehe es!

Es ging bei solchen Gelegenheiten in dem Hause eines guten Pächters oder eines schlichten Dorfpfarrers ganz eben so her, wie in dem eines Barons oder Herrn Majors Von, mit derselben Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich steifer und ungelenker, also lächerlicher und alberner. Es war nur der Parukenstil oder der heuchlerisch wälsch und jesuitisch verzierlichte und vermanierlichte Schnörkel- und Arabeskenstil, der von Ludwig dem Vierzehnten bis an die französische Umwälzung hinab gedauert hat. Noch lächelt mir's im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeiten gedenke. Langsam feierlich mit unlieblichen Schwenkungen und Knicksungen bewegte sich die rundliche Frau Pastorin und Pachterin mit ihren Mamsellen Töchtern gegen einander, um die Hüften wulstige Poschen geschlagen, das oft falsche dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgethürmt, die Füße auf hohen Absätzen chinesisch in die engsten Schuhe eingezwängt, wacklicht einhertrippelnd. Die Männer nach ihrer Weise eben so steif, aber doch tüchtiger. Bei diesen hatten die großen Bilder des siebenjährigen Krieges den wälschen Geschmack etwas durchbrochen. Man mogte mit Recht sagen, es waren die komischen Transfigurationen Friedrichs des Zweiten und seiner Helden. Mächtige Stiefeln bis über die Kniee aufgezogen, schwere silberne Sporen daran, um die Kniee weiße Stiefelmanschetten, in den Händen ein langes spanisches Rohr mit vergoldetem Knopf, ein großer dreieckiger Hut über den steif einpomadirten und eingewächseten Locken und der langen Haarpeitsche —

da war doch noch etwas Männliches darin. — Und die Jungen? Selbst diese kleinen unbedeutenden Kreaturen mußten schon mit heran. O es war eine schreckliche Kopfmarter bei solchen Festlichkeiten. Oft bedurfte es einer vollen ausgeschlagenen Stunde, bis der Zopf gesteift und das Toupet und die Locken mit Wachs, Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgethürmt waren. Da ward, wenn drei vier Jungen in der Eile fertig gemacht werden sollten, mit Wachs und Pomade drauf geschlagen, daß die hellen Thränen über die Wangen liefen. Und wann die armen Knaben nun in die Gesellschaft traten, mußten sie bei jedermänniglich, bei Herren und Damen, mit tiefer Verbeugung die Runde machen und Hand küssen.

Das Possierlichste bei diesen Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutschen Sprache, welcher damals in jenem Inselchen auch für etwas Überaußes und Ungemeines galt und auch wohl gelten mußte, weil Wenige damit ordentlich umzugehen verstanden, ohne dem Dativ und Akkusativ in einer Viertelstunde wenigstens einige hundert Maulschellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum guten Ton, wenigstens die ersten fünf bis zehn Minuten der Eröffnung und Versammlung einer Gesellschaft hochdeutsch zu radbrechen; erst wann die erste Hitze der feierlichen Stimmung abgekühlt und die ersten Beklemmungen, welche der Überfluß von Komplimenten verursacht, über einer Tasse Kaffee verseufzet waren, stieg man wieder in den Alltagssocken seines gemüthlichen Plattdeutsch hinunter. Auch französische Brocken wurden hin und wieder ausgeworfen, und ich weiß, wie ich mich in mir erlächelte, als ich das Wälsche ordentlich zu lernen anfing, wenn ich an das Wun Schur! Wun Schur! (Bon jour) und à la Wundör! (à la bonne heure!), oder an die Fladrun (fla-

con), wie das gnädige Fräulein B. ihre Wasserflasche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Pächter, wann sie zu Roß zusammenstießen, sich mit solchen und ähnlichen Floskeln zu begrüßen und vornehm zu bewerfen pflegten.

Ich galt in diesen Tagen für einen treuen, gehorsamen und fleißigen Jungen, aber zugleich für einen ungestümen und trotzigen, für einen solchen, der gern seinen eignen Weg ging. Mein Bruder Karl war ein leichter, gewandter und liebenswürdiger Wildfang, zu Roß und zu Fuß der Kühnste und Geschwindeste, später im Jünglingsalter so geschwind, daß er im Laufe nie seines Gleichen gefunden hat. Fritz, zwei Jahre jünger als ich, war mild und gleichmüthig, ein geistiges Kind und körperlich noch sehr zart. Die andern waren klein. Ich war zugleich trotziger und blöder als beide und konnte von Fremden ihnen gegenüber daher leicht in's hintere Register gestellt werden.

Große Angst hab' ich meinen guten Ältern in Dumsevitz einmal gemacht; in wirklicher Lebensgefahr bin ich dort zweimal gewesen.

Die Angst. Es war einen Abend, einen jener thaulosen Abende, wo man bei'm Mondschein wohl bis zehn elf Uhr das Korn noch einzufahren pflegt. Die Arbeit war geendet, Menschen und Kreaturen zu Hause, und die meisten auch schon zur Ruhe — siehe! da fehlte, als man die Köpfe überzählte, meine Kleinigkeit. Eine halbe Stunde duldete man sich meiner Abwesenheit, weil man gewohnt war, daß ich schon in jenem Alter auf eigenen Wegen und Stegen wohl einsam auch im Dunkeln umherstrich; endlich aber ward man unruhig, und als es gegen die Mitternacht ging, stellte sich der ängstliche Gedanke ein, ich mögte in irgend einen Teich gefallen, übergefahren seyn, oder gar das Gräßliche, ich sey vielleicht in der Scheune irgendwo im Stroh

eingeschlafen und von rasch übergeworfenen Garben zugedeckt und lautlos und klagelos erstickt. Alles lief nun suchend umher. Meiner Base Sofie fiel ein, sie habe mich den vorigen Abend, wo die Binderinnen unweit dem Dorfe Preseke Gerste banden, im Mondschein längs dem Meeresstrand hingehen und dort lange am Ufer sitzen und gegen die pommerschen Gestade und den reitzenden Vilm hinschauen sehen; vielleicht sitze ich dort wieder und erlustige Herz und Augen. Da war sie denn hingelaufen und hatte an dem Ufer weithin jeden Dornbusch und Distelbusch durchgestöbert, ob ich etwa dahinter versteckt oder eingeschlafen sey. Aber vergebens. Nach langem und vergeblichem Suchen waren aus der liebenden Brust und dem hellen Munde Klagegetön und Weherufe hervorgebrochen und endlich bis zu dem verlornen Schläfer hingeklungen. Ich war nämlich plötzlich und gespenstisch, durch die Mondscheinnebelgestalten hinstreichend, neben ihr erschienen und hatte ihr bei ihrem Erstaunen einen alten Hagedornbaum, wie sie in Rügen in den Feldern hie und da sehr groß und kraus stehen, gezeigt, wo der müde Junge sich abendlich hingehuckt hatte und eingeschlafen war. Sie riß mich nun mit geschwindesten Schritten zu Hause. Ich langte bald vor dem richterlichen Angesicht der Ältern an, kam aber diesmal, da der Zorn durch die Angst zermalmt war, mit leisen Verweisen davon.

In Lebensgefahr bin ich gewesen: das eine Mal, als ich unter das Eis gerathen war und mein Bruder mich faßte und herausholte; das zweite Mal, als nichts Geringeres als ein Wagenrad mir über den Kopf gelaufen war. Ich hatte mich nämlich auf einem großen vierspännigen Ärndtewagen in's Feld fahren lassen, war bei'm Zurückfahren des beladenen Wagens neben dem Knecht auf das Beipferd gestiegen, und bei einem Sprunge desselben herabgefallen — und siehe ein Rad des Wagens war mir hinter

dem Ohre so über den Kopf gegangen, daß Haut und Haar blutig abgestreift worden. Doch war dem Knaben der Schädel nicht zerbrochen, sondern er blutete nur tüchtig. Wahrscheinlich hat, wie so oft im Fahren geschieht, das Rad, das mich nicht voll treffen sollte, erst einen Sprung über einen Stein und also halb in der Luft leichthin über meinen Kopf gemacht; sonst bleibt es unbegreiflich. Hier salbte und wusch die gute Tante mich wieder, damit ich nicht anderswo gewaschen würde. Als die Wunde vernarbte, durfte die Begebenheit unschädlich erzählt werden.

Dies waren Unfälle, und dergleichen nebst andern Nöthen mögen wohl mehr über unsre Köpfe hergefahren seyn; aber sie sind längst vergessen, und es tauchen aus jener jetzt so fernen Vergangenheit nur Bilder von Freudenerinnerungen auf. Nur eine einzige bittere Erinnerung nahm ich mit, und zwar die Erinnerung der ersten lügenhaften Ungerechtigkeit, die an mir gefrevelt ist und die auf lange hin einen tiefen Stachel in mir zurückgelassen hat. Denn des Unrechts, das ein lieber freundlicher Vater den Kindern ein paar Mal mit dem Stock und der Ruthe angethan hat und das nach dem Brauche jener Zeit ein ziemlich allgemeines Unrecht war, will ich nur kurz gedenken. Dieses Unrecht bestand darin, daß der kleine Trotzkopf, wann er gezüchtigt ward, nicht weinen noch viel weniger für die erlittene Strafe sich bedanken und handküssen wollte; weswegen er in Verhältniß gegen seine thränenreicheren Brüder gewöhnlich die doppelte Bescheerung erhielt.

Es war Herbstjahrmarkt zu Gartz. Die ganze Dumsevitzer Familie war bei dem Herrn Magister Stenzler zu Mittag gewesen und fand sich nachmittäglich um den Kaffeetisch der alten verwittweten Pastorin Magisterin von Brunst sitzend, deren Mann vorlängst auch Pfarrer des Städtchens Gartz gewesen. Dort in dem

vollſten Gewimmel von Damen und Herren, als der Herr Magiſter mich vorzeigte und als einen fleißigen Schüler lobte, erhob ſich aus dem Kreiſe der Damen eine damals noch junge roſige und mit den ſchönſten ſchwarzen Muſchen auf den Wangen gezierte und mit Federbüſchen und ſeidenen Bändern den Kopf umflatterte Mamſell, die Schweſter der Frau Magiſterin Stenzler, Mamſell Dittmar aus Greifswald, und machte gegen mich die förmliche Anklägerin. Der Gegenſtand der Anklage war aber folgender:

Mein Bruder Karl und ich traten, wenn wir Vormittags in die Kirche gingen, häufig in dem Hauſe des Herrn Magiſters ab, wurden auch oft zu Mittag da behalten, um Nachmittags in das Katechismusexamen zu gehen, und dann den Reſt des Sonntags mit dem Sohn des Hauſes, Lorenz Stenzler, und einigen Junkern von Kahlden, welche gewöhnlich auch da waren, zu verſpielen. Da ging es denn natürlich in dem Garten des Herrn Magiſters, auf dem alten Gartzer Schloßwall der weiland heidniſchen Feſtung Carenza und bis in den Wald von Roſengarten hinein luſtig und wild jugendlich und knabenlich her. Hühnerneſter und Eier in Scheunen und auf Speichern, Vogelneſter in Hecken und Wäldern, Igel und Gewürm unter Sträuchen und Blumen ſuchen, und was anderer Jungenheid und Knabenheit mehr iſt, nebſt wilden Sprüngen und Spielen — das alles fehlte natürlich nicht. Nun hatte man aber einige Tage vor dem Jahrmarkt in dem Garten des Herrn Magiſters gefunden, daß mehrere hinter einem kleinen Schuppen ſtehende Miſtbeetenfenſter zertreten waren, und die Spuren von Knabenfüßen daneben. Davon entſtand in der Geſellſchaft zufällig die Rede, und die roſige ſchwarzbemuſchte Mamſell fuhr heraus: „Wer das gethan hat, iſt nicht zweifelhaft, das „iſt der wilde Monſieur Moritz, der immer wie ein loſes Füllen „daherſpringt und mit ſo kecken Sprüngen über die Büſche und

„Blumen wegfetzt.“ Mit diesen Worten wiesen ihre Blicke auf mich, so daß ich selbst den Unbekannten in dem Kreise gezeigt ward. Auch meine Ältern schienen der Aussage Glauben beizumessen; nur die Tante Sofie rief eben so zuversichtlich, als die Anklage gesprochen hatte, in die Gesellschaft hinein: „Nein, der „Moritz hat es gewiß nicht gethan, der ist wohl wild, aber er pflegt „nicht gern etwas zu beschädigen.“ Der Moritz aber, der die Glaszerbrecher wohl kannte (Bruder Karl und Herr Lorenz Stenzler waren bei'm Balgen auf das Mistbeet gefallen) ging wie ein beschneiter Hund von dannen, und machte sich in den Stall zu dem Kutscher, um so unbemerkt und unsichtbar als möglich zur Zeit der Abfahrt zu den Übrigen in den Wagen zu steigen. Zu Hause gab es denn des Abends noch eigne Scheltungen und Warnungen, wogegen ich weiter nichts thun konnte, als meine Unschuld betheuren, jedoch ohne die Verbrecher anzugeben.

Dies begab sich, wie ich meine, in dem letzten Jahre unsers Dumsevitzer Lebens, und sank tief in mein Herz. Ich weiß, daß ich nimmer in's Haus und in die Gesellschaft zu bringen war, wenn die Frau Magisterin und ihre muschige Schwester uns besuchen kamen, sondern mich so lange zu den Hirten oder in die benachbarten Bauerhäuser, besonders zu meinem Spielgesellen Ludwig Starkwolf verlief, und mich dort so lange enthielt, bis ich vermuthet oder erlauscht hatte, daß die grauenvollen Menschen weg waren. Selbst gegen den verehrten und freundlichen Herrn Magister ward ich etwas scheu, weil ich meinte, er hätte bei der Anklage, die selbst meine guten Ältern verlegen und stutzig machte, meine Vertheidigung übernehmen müssen.

So waren hier in Dumsevitz bei Gartz die ersten Knabenjahre verflossen. Im Jahr 1780, wenn ich mich recht erinnere, zog mein Vater von Dumsevitz ab in die nordwestliche Ecke der Insel,

eine Meile von Stralsund, wenn man das zwischenströmende Meer mitrechnet. Er übernahm zwei fundische Güter, Grabitz und Breesen, nebst zwei Bauerdörfern, Giesendorf und Gurvitz, deren Bauren Hofdienst leisteten, oder vielmehr er kaufte sich das noch auf vier Jahre rückständige Pachtrecht derselben mit einer ganz bedeutenden Summe von einem Obersten von Schlagenteufel. Der Vater dieses Obersten war im Munde des Volks fast zu einer mythischen Person geworden. Er war ein Hüter der Schaafe gewesen, wie mein Großvater seliger, und es war dem jungen Hirten gelungen, sich eine gute Nacht unter die mondscheinlichen Tänze der Unterirdischen einzuschleichen und einem der kleinen Lilliputter sein unverlierbares Käppchen nebst Glöckchen, woran das Glück ihres Daseyns geknüpft ist, zu entreißen. Das hatten die kleinen Leute von ihm mit großen Schätzen wiedergelöst, und dafür hatte er sich das Gut Grabitz gekauft, welches, ich weiß nicht, durch welche Verhandlung, aus seiner Hand in den Besitz des Klosters St. Jürgen vor Rambin gekommen war. Genug, der Schäfer war plötzlich reich und Eigenthümer eines hübschen Gutes und endlich Edelmann geworden. Seine Söhne waren in herzoglich braunschweigische Dienste getreten, und mehrere derselben hatten als Officiere in den braunschweigischen in Englands Sold gegebenen Regimentern gegen die junge nordamerikanische Freiheit gefochten. Einige von ihnen, worunter auch der Oberst, kauften sich später Rittergüter in Pommern. Mit einem derselben, dem Major von Schlagenteufel, einem sehr würdigen Mann, begegnete mir eine Josephsgeschichte, die mich hätte eitel machen können. Als er aus Amerika zurückkam, besuchte er seine Heimath und auch seine Geburtsstelle Grabitz, und ließ sich meines Vaters Fünfzahl von Buben vorführen. Nach der Musterung griff er mich heraus, und sagte zum Vater: „Wenn Sie mir einen der Jungen schenken wollen,

„nehme ich dieſen.“ Neben mir ſtand mein Fritz, ein ganz anderer Kerl, aber damals kränklich und winterweich; und ich erröthete in mir, und fühlte, daß der Herr Major ſich vergriffen hatte.

Die Güter Grabitz und Breeſen mogten etwa zwölf bis dreizehn Laſt jährlicher Ausſaat haben; das hübſche Dorf Gieſendorf ſtieß dicht an Grabitz. Die Gegend war nicht ſo romantiſch als die um Schoritz und Dumſevitz, welche gleichſam ſchon die Angränze der paradieſiſchen Meerbuchten und Wälder von Putbus ſind. Indeſſen wir waren gottlob wieder an's Meer gekommen, fanden reichliche Obſt- und Blumengärten, und auch noch ein paar Wäldchen, die Lau *) bei Grabitz, den Tannenwald bei Breeſen, und den größeren noch näheren Tannenwald an dem Kloſter St. Jürgen vor Rambin. Wir hatten die Herrlichkeit des Binnenmeeres faſt mächtiger als bei Schoritz und Dumſevitz. Es bildet nämlich das Meer von dem Gellen bei Barhöft **) und Pron an der pommerſchen Küſte und von der Inſel Hiddenſee ab einen drei bis vier Stunden tiefen und drei bis eine Stunde breiten Buſen, wohinein die Oſtſee bei Nord- und Nordoſt-Stürmen gewaltig zurückſchlagend ſtrömt. Unſer Grabitz lag auf einer kleinen Erhöhung an fetten weitgeſtreckten Wieſen und Weiden, die längs einem halben Dutzend Höfen und Dörfern weit am Strande hinlaufen. Wir hatten bei mächtigen Stürmen die ſchauerliche Freude, daß ſich die Wogen etwa funfzig Schritt von unſerm Hofe heranwälzten. Alle Wieſen waren dann ein einziger unendlicher See, und welche Wonne, wenn ſolches im December oder im Januar geſchah und ein geſchwinder Froſt die Waſſer in metallfeſtes und metallſpiegeliges Eis verwandelte!

*) Lau, Loo: Wald.

**) Barhöfd: Vorgebirg der Wogen. Bar nord. Woge, franz. la barre.

Hier ging das Leben und die Weise, wie es mit uns und unsrer Erziehung und Unterweisung gehalten ward, im Ganzen so ziemlich nach dem Dumsevitzer Zuschnitt fort; nur daß wir endlich in eine ordentliche Schule eingesperrt wurden. Es kam ein Hauslehrer, wahrscheinlich ein sehr wohlfeiler, weil kein theurer bezahlt werden konnte oder weil wir für einen solchen noch zu jung zu seyn schienen. Dieser, Herr Gottlob Heinrich Müller, hatte schon zehn Jahre und länger sogar die Söhne von Edelleuten und reichen Eigenthümern unterrichtet; wie sollte er denn für die Knaben eines armen Pächters nicht gut genug seyn? Herr Müller war ein Sachse, aus dem Städtchen Chemnitz, hatte dort die Schule bis an den Studenten hinauf besucht, war aber nicht Student, sondern im siebenjährigen Kriege Soldat geworden. Ich glaube, er hat erzählt, die Preußen haben ihn zum Soldaten gepreßt, darauf die Schweden ihn gefangen, als schwedischer Unterofficier hatte er sich endlich zur Ruhe gesetzt und für den Korporalstock die Fasces des Orbilius ergriffen. Es war ein kleiner vierschrötiger Mann mit einem runden breiten Kopfe und buschigen weißen Brauen, unter welchen ein paar blitzende blaue Augen hervorfunkelten; trug immerfort Kamaschen, einen dick bepuderten mit zwei großen Locken gezierten und mit einem ellenlangen dünnen Haarzopf behangenen Kopf, und führte, wann er spazieren ging, ein langes spanisches Riet in der Hand; seine Bewegungen waren scharf und eckig, wie auf dem Paradeplatz, seine Haltung strack, seine Stimme hell, sein Blick funklig, sein ganzes Wesen Christlichkeit, Redlichkeit und Zorn. Er unterrichtete uns und die sehr hübsche und schelmische Tochter eines Nachbarn, des Herrn Lange, welche später an einen Pastor verheirathet worden, im Schreiben, Rechnen, Christenthum und etwas Geschichte und Erdkunde und einem bischen Latein. Ich sage ein bischen, denn

er selbst wußte von allem kaum ein bischen mehr. Das Facit war, wir lernten in den zwei Jahren, die der gute soldatische alte Mann bei uns war, fast wenig zu, wenn es nicht ein Vortheil war, daß das Sitzfleisch mit einiger Regelmäßigkeit eingeübt ward, und daß er mit seinem ächt sächsischen eifrigen Lutherthum und durch Gesang und Katechismus das äußerliche Christenthum in uns fester machte. Er war ein ächter Sachse, wie ich sie im Erzgebirge und Voigtlande später habe kennen lernen, ein eben so redlicher und gutmüthiger als auflodernder und zornmüthiger Mann, hatte dabei seinen alten Unterofficiers- oder Lehrer-Stolz, der das Pächtergeschmeiß — wie er uns freilich leise gelegentlich merken ließ — und besonders den ungehobelten Pöbel der Bauren und Tagelöhner tief verachtete. Hier ein paar Anekdoten von seiner Art, welche uns, seine Schüler, noch zwanzig und dreißig Jahre nach seinem Grabe bei ähnlichen Gelegenheiten oft ergötzt haben:

In Grabitz stand ein altes ungeheuer großes, aber schlechtes und gichtbrüchiges Haus, worin die starke Familie und das nicht kleine Gesinde des Pächters sich nothdürftig behalf. In dem kleineren und jüngeren Backhause stießen einige Zimmer an den schönen Baumgarten, wohin Herrn Müllers Wohnung und Schule verlegt ward, welche auch künftig ihren Sitz dort behielt. Vorn am Eingange in diesem Backhause hatte aber in einem Kämmerchen ein kleines zierliches Knechtchen meines Vaters seinen Sitz, welches wegen seiner abentheuerlichen und bajazzischen Streiche, Schnurren und Einfälle Jahre lang auf dem Hofe gehegt und etwas verhätschelt war. Dieses Kerlchen war wegen seiner Gewandtheit und Behendigkeit und wegen allerlei flinker und lustiger Ausrichtungen und Anstellungen, womit es die Einförmigkeit unsers stillen Landlebens durchschnitt, bei den Frauen und Kindern,

welchen er zu allen Späßen, Spielen und Dienſten bei Tage und bei Nacht immer fertig war, beſonders gut angeſchrieben. Dieſes muntre Männchen, das als Knecht mit Knochenarbeit wenig bezahlen konnte, hieß Papier, und ward nur das Papierchen, von Herrn Müller das Babierchen oder verächtlich gar das Babierſchnitzelchen genannt. Da er in laufenden Beſtellungen nach Rambin und der Alten Fähre viel gebraucht ward, ſo mußte er oft auch den Müllerſchen Läufer machen. Dieſer hatte dem kleinen Menſchen, da er ſich über eine mitternächtliche Sendung durch Eis und Schnee beklagt hatte, einſt mit ſeinem langen Rohr dräuend zugerufen: „Wie der Mann iſt brät man ihm „die Wurſt.“ Das Babierchen hatte dies Wort aufgegriffen und unter dem Geſinde verbreitet, bei welchem Herr Müller hinfort nur der Wurſtbrater hieß, ein Ökelname*), den auch ſeine Schüler in ihrer Unart leider zuweilen gebrauchten.

Unter ſeinen Schülern kam ich, als der in ſeinem Trotze oder vielmehr wegen ſeines Trotzes Gehorſame, wohl am beſten weg; der leichte bewegliche Karl und die ſchöne, unruhige und lebhafte Katharina Langen wohl am ſchlimmſten; Fritz im mittlern Maaße, welchem er doch einmal in Beziehung auf ſeinen herrlichen Kopf im Zorne zugeſchrieen hatte: „Frütreich, aus dir will ich einen Kerl „machen, aber Briegel mußt du haben;“ welches Wort begreiflicher Weiſe auch ein Sprichwort unter uns ward.

Das Schwerſte und Mislichſte für die Schüler war die Geſangſtunde, welche des Morgens als Schulanfang gehalten ward. Der Alte ſang mit deſperat heftiger und kreiſchender Stimme, und es war ſelbſt der Furcht oft unmöglich, ſich eines verſtohlnen Kicherns zu erwehren. Da ward denn nach der guten alten chriſt-

*) Ökelname, ſo ſpricht man in Norddeutſchland, nicht Ekelname. Öken öka (nord.) vermehren. Alſo nur ſo viel als Beiname.

lichen Weise mitten im Singen drunter gehauen, daß die Späne flogen, jedoch ohne daß der Gesang dadurch im mindesten aufgehalten wäre. Am gefährlichsten aber ward es, wann der Alte von den Seinigen Besuch bekam. Er hatte nämlich in Stralsund eine verheirathete Tochter, bei welcher seine Frau wohnte, und seinen Sohn, einen jungen Bäcker. Die kamen denn zuweilen Samstags oder Sonntags zu uns über's Wasser und blieben die Nacht und hielten Montags früh vor dem Frühstück und der Abreise gewöhnlich noch den Morgengesang mit uns. Ich weiß nicht, ob die alte Frau, sonst gar ein bescheidenes freundliches Mütterchen, von ihm eingesungen war, aber sie hatte seine helle durchgellende und durchquiekende Manier, so daß sie gewöhnlich den ganzen Gesang in Verwirrung brachte; wobei er denn doch mit großer Mäßigung des Zorns nur mit den Worten drein sprach: „Mutter, du mußt Don halten;" was auch als Scherzwort noch lange durch die Münde laufen sollte.

Ich war indessen vierzehn Jahr und mein Bruder Fritz zwölf Jahr alt geworden, Karl war wieder nach Stralsund in die Schule geschickt. Herr Müller ward verabschiedet, und Herr Gottfried Dankwardt, Kandidat der Theologie, nahm seine Stelle ein. Zu dieser Veränderung hatten die Freunde meines Vaters, die Herren Steuzler und Krüger, und die Vorstellungen meiner Mutter den Anstoß gegeben. Dieser Herr Dankwardt war der Sohn eines Arztes aus der Stadt Barth in Pommern, damals etwa ein Fünfundzwanzigjähriger, ein kleiner, blonder, fröhlicher und beweglicher Mann, in seinem innersten Wesen voll Freundlichkeit und Frömmigkeit, obgleich von dem Genieweſen der Sturm- und Drang-Periode, welche in jenen Tagen von 1770 bis 1785 herrschte, stark angeweht und durchgeweht. Dies gab ihm manche Wunderlichkeiten und Schnurrigkeiten, welche wir Jungen wenig gewahr-

ten, woran ſich aber Mutter und Tante anfangs oft ſehr ſtießen. Der Vater aber, der einen tiefen Sinn für alles Rechtſchaffene hatte, nahm ſich des Herrn Dankwardt treulich an, und ſtellte ihn bald im Hauſe in das rechte Verhältniß.

Dieſer gute und liebe Mann iſt drei Jahre unter uns geblieben und hat ſein Leben und Wiſſen in Liebe und Treue mit uns getheilt. Es war ein redliches Herz, ein guter Kopf, ein leidlicher Lateiner, mittelmäßiger Franzos, ein bischen Engländer, Grieche faſt gar nicht, indem das Griechiſche in jenen Tagen bei den Prüfungen der Kandidaten des Predigtamts nicht einmal gefordert ward. Dieſes und das andre Gewöhnliche, was Hauslehrer alles lehren ſollen und zu lehren pflegen, hat er mir und meinem Bruder Fritz nach Vermögen mitgetheilt, und wir haben daher ſein Andenken in Ehren gehalten, wie er denn auch, ſo lange mein Vater lebte, als er Paſtor zu Bodenſtede bei Barth und auf der Halbinſel Dars war, immer deſſelben lieber und willkommener Hausfreund geblieben iſt. Er war nicht nur ein guter frommer Lehrer und ein treuer frommer Paſtor, wie man die Worte im gewöhnlichen leichten Sinn ausſpricht, ſondern ſeinem innerſten Weſen nach ein tapferer und begeiſterter Kernmenſch, in deſſen kleinem zarten Bau eine mächtige Seele hauſte. Da er während der über mich verhängten Unterſuchung wegen einiger bei mir gefundener und beſchlagener Briefe aus den Jahren 1810 und 1811, worin er ſich über den damals blühenden und glühenden ſpaniſchen Aufruhr nach ſeiner Weiſe ausgeſprochen hatte, auch von Staats- und Gerichtswegen befragt worden iſt, und ich dem Ehrenmann Mühe im Alter gemacht habe, da er mir in meiner Jugend keine gemacht hatte, ſo muß ich von dieſem ſeinem tüchtigen Menſchenkern ſeinem theuren Andenken zu Ehren hier ein Beiſpiel überliefern, das er ſelbſt in ungeheurer Zeit gegeben hat.

Als im Winter 1807 der französische General Mortier Stralsund berannt hatte, waren rings in die Dörfer an den pommerschen Küsten französische Wachposten gelegt; so auch in dem Kirchdorfe Bodenstede unweit Barth dem Dars gegenüber. Diese hatten angefangen nach wälscher Weise mit den Weibern und Töchtern Überspiel zu versuchen. Das konnten diese Dörfler nicht leiden, Männer an die mächtigsten Gefahren und gelegentlich auch an Pulver und Blei gewöhnt*). Sie schaarten sich im gerechten Zorn, die Franzosen erschracken vor ihrer Zahl und Rüstigkeit, wurden entwaffnet, gebunden, eingeschifft, und etwa funfzig Mann stark nach Stralsund an die Schweden als Gefangene abgeliefert. Das war eine kurze Freude. Die That erscholl in dem französischen Lager und ein Kommando von mehreren hundert Mann ward abgesandt das Dorf zu bestrafen. Der Schulze und mehrere Älteste von Bodenstede wurden gefesselt und sollten erschossen, das Dorf sollte geplündert, angezündet und abgebrannt werden. In dieser großen Noth, als die Gefesselten den sicheren Tod erwarteten, trat der kleine Herr Pastor vor, und redete den wälschen Befehler mit den kühnen Worten

*) Auf der Halbinsel Dars und in den Dörfern auf den gegenüberliegenden Küsten wohnt ein schöner kräftiger Menschenschlag, dessen Gewerbe in der Jugend gewöhnlich das kühne Element des Meeres ist. Als ich im Winter 1817 meinen alten Meister zu Prerow auf dem Dars, einer reichen Pfarrstelle, wohin er von Bodenstede befördert war, zum letzten Mal besuchte, stießen mich und meinen Bruder Karl zwei herrliche schlanke Männer mit langen eisenbeschlagenen Stangen in fliegenden Schlitten über das spiegelglatte Eis hin, welches damals zwischen dem Festlande und der Insel eine Brücke geschlagen hatte. Beide trugen englische Ehrenmünzen, hatten englisches Jahrgeld. Sie hatten auf der Victory des Admirals Nelson die Schlacht von Trafalgar mitgemacht. Der Schulze in Bodenstede, in dessen Hause ich mit dem Herrn Pastor mehrmals zu Tische gesessen bin, war in seiner Jugend Steuermann eines Westindienfahrers gewesen.

an: „Mein Herr, Sie haben die Unschuldigen gegriffen, ich „bitte, lassen Sie diese Männer los, die sind die Unschuldigen und „Verführten; hier haben Sie den Verbrecher, mich nehmen Sie, „mich erschießen Sie, wenn Gott es Ihnen erlaubt, mein Haus „verwüsten und verbrennen Sie, ich bin der Verführer, der ein„zige Schuldige. Ich habe diesen armen Bauren gepredigt, daß „sie bis auf den letzten Mann für ihren König stehen und den Fein„den des Vaterlandes Abbruch thun müßten.“ Diese Worte, aus kühnem und tapfern Herzen gesprochen, rührten den Wälschen; er ließ die Gefangenen losbinden, legte ihnen eine leidliche Geldstrafe für seine Truppen auf, und ließ zum Zeichen, daß er die befohlne Abbrennung des Dorfs ausgeführt habe, einige elende leere Hütten außerhalb des Dorfs, wo die Fischer ihre Häringe zu räuchern pflegten, niederbrennen. Diese That des Pfarrers war groß, größer die des edlen Wälschen, der seinen bösen Muth bezwang. Warum habe ich seinen Namen nicht erfahren können?

Mit Herrn Dankwardt begann nun ein neuer Abschnitt in dem Leben der Jungen und eine Art der Schule und des Umgangs, wie solcher, die da vorhaben Bücherleser oder Studenten zu werden, welche der Schwede nach der Haupteigenschaft, wodurch sie sich auszeichnen sollen, Lesekerle nennt. Es gab der Kandidaten in der Nachbarschaft mehrere, welche zusammen wöchentlich etwas einem Klub Ähnliches hielten, wo sie sich besprachen und auch ihre Lesebuben zusammenführten. Auch ließen sie und die Prediger der Insel in einer recht ansehnlichen Lesegesellschaft alles Neueste der schönen und leichten Literatur rundlaufen, wovon natürlich auch uns und unserm Hause sein Theil zu Gute kam. Von den Knaben, welche durch diesen Kandidatenklub zusammengeführt wurden, waren unser nächster Nachbar Gottlieb von Kathen, ferner Buslaf von Platen und Christoph von Schmiterlöw die ge-

wöhnlichſten Spielgeſellen. Dieſer Chriſtoph war der allgemeine Spaßhammel. Er hieß nur der lange Stoffel, zuletzt gar der Löwe in der Wüſte; denn der Herr Koſegarten hatte ſeine ſchöne Tante beſungen und in ſein Gedicht ein Abentheuer von einem Ritter Schmiterlöw eingewoben, der vor tauſend Jahren weiland in den Kreuzzügen den Löwen in der Wüſte erſchlagen. Das ward ein Stichwort gegen unſern langen Helden, der es im preußiſchen Dienſt doch bis zum Oberſten eines Dragonerregiments gebracht hat, und wann wir uns dieſen damals noch ſehr ungeleckten und ungelenken Löwen zuwarfen, klang es „Smit den Löwen her!“ (Wirf den Löwen her!) Die ſehr langen und tapfern Smiterlöwen — denn ſie galten alle für Eiſenfreſſer — waren übrigens vor etwas über hundert Jahren noch nichts als gute Kaufherren und Rathsherren in Stralſund: auch ſchon Würdigkeit, denn ein Rathmann in dieſer Hauptſtadt des Landes Rügen galt ſchon längſt einem Ritter ebenbürtig.

Von den Kandidaten waren Herr Theobul Koſegarten, Lehrer zu Götemitz, und Herr Neſtius, Neffe des berühmten und gelehrten Probſtes Piſtorius zu Poſeritz, wohl die ausgezeichnetſten. Darunter fuhr öfter von Greifswald herüberbrauſend der wilde Johann Hagemeiſter, ein ſtürmiſcher genialiſcher Jüngling, der aber ſpäter ein ſchönes Talent liederlich verſauft und verbrauſt hat. Dieſer und der überfliegende Koſegarten zündeten Manches an und erregten das Leben, das aber bald wieder in ſtilleren Wellen hinfloß: denn der Vater hieß Zucht und Ordnung und die Mutter Beſonnenheit und Klarheit; das enge Gefäß des Vermögens ließ auch keinen weiten und brauſenden Wellenſchlag zu.

Außer dieſen mit Herrn Dankwardt verkehrenden und wechſelnden Jünglingen kamen uns die alten Hausfreunde nicht abhanden. Herr Magiſter Stenzler und Paſtor Krüger ſprachen häufig

bei uns ein, und machten bei ihren Stralsundsfahrten gewöhnlich eine kleine Ausbeugung von der Landstraße nach Grabitz, wo sie mit den Ihrigen eine Nacht oder zwei schliefen. Auch sie trugen uns manche gute Bücher und Anweisungen in's Haus. Dies konnte besonders von Stelzner gelten, der nicht bloß ein vortrefflicher Prediger, sondern auch ein bedeutender Gelehrter war und eine ausgesuchte Bücherei hatte. Die Häuser dieser geistlichen Herren, so wie das unsers Ohms Moritz Schumacher zu Silmnitz, dann zu Rentz bei Gartz und des Pächters Dalmer zu Schoritz wurden in der guten Jahrszeit von unserm Herrn Kandidaten und uns auch recht fleißig besucht. Gewöhnlich ging die Karawane den Sonnabend Mittag aus und kam Montag Nacht wieder heim. Es waren aber nur Spaziergänge von zwei drei Stunden.

Außer diesen Freunden waren in Stralsund Verwandte, Bekannte und Geld- und Geschäfts-Freunde des Vaters, die bei der Nähe von Grabitz, welches zur Alten Fähre nur eine Stunde hat, die Samstage und Sonntage fleißig zu uns herauspilgerten. Sie brachten gewöhnlich Wein oder die Zuthaten zum Punsch mit. Unser Federhof lieferte Gänse, Schruthähne, Enten, Hühner und Tauben und das gute Gewehr meines Vaters Hasen, Repphühner, wilde Enten und die herrlichsten Schnepfen, wovon der Strand und seine weiten Wiesen wimmelten, in großer Menge. Es war damals überhaupt eine große allgemeine Gastlichkeit auf der Insel, die zum Theil wohl noch besteht, obgleich die Seebäder und ein wimmelnder Anzug und Durchflug von reisenden Pilgern da wohl etwas Eintrag gethan haben mögen. Es ging ungefähr her wie in den Tagen des berühmten Gelehrten und Grobians Samuel Johnson, als er mit seinem Amanuensis Bothwell Nordschottland und sein westliches Inselmeer bereiste und bei Landedelleuten, Pächtern und Pfarrern die Freude der Trinkhörner und

Muscheln in Bewegung setzte. Man fuhr, wenn der fröhliche gesellschaftliche Trieb aufstieg, unangemeldet zu den Nachbarn oder Freunden; mogte man zu Fünfen oder zu Funfzehen kommen, man kam willkommen. Umstände wurden nicht viel gemacht; Fische, Gefieder, Geräuchertes und Gesalzenes fehlten fast nirgends; Zucker, Kaffee, Thee waren in dem fast gar nicht bezollten Lande sehr wohlfeil; Bier und Branntwein fehlten nimmer, selten auch ein Glas Wein; immer aber war die ungeschminkte Gastlichkeit und Herzigkeit da. Dies war etwas so Abgemachtes, daß, wenn z. B. ein oder zwei wohlgepackte Wägen eben angeschirrt standen und abfahren wollten, und dann etwa ein dritter Wagen vorfuhr, der die Abfahrenden besuchen wollte, man diesen flugs wieder umwenden und mit zu denen, welche man besuchen wollte, fortrollen hieß. Auch für die Nacht, wann schlechte Wege oder böses Wetter die Heimfahrt nicht erlaubten, war in den meisten Häusern durch die Menge der reichlich gefüllten Federbetten gesorgt. Unsre sundischen Freunde brachten denn auch ihre Jugend mit, unter welchen wir mehrere treue Kameraden gewannen, welche uns neue Spiele und Künste zubrachten, besonders mehrere Arten Ballspiel und die Lust des Schiffbauens und Segelns auf unsern vielen Teichen, und für die Spiegeleisbahn des Winters den Schrittschuhlauf, wie für den Sommer die Freude des Vogelschießens. Für diese der großen Hauptstadt nachgemachte Sommerlust ward auf dem kleinen Tannenberg auf unsrer Weide hart bei Giesendorf, der Bakenberg zugenannt, eine mächtige Stange mit einem Vogel aufgerichtet, nach welchem wir oft zwei drei Tage so lange mit Flitzbögen und Bolzen schossen, bis das letzte heruntergeschossene Stück einen der Schaar zum König machte. Das gab dann, gewöhnlich in der Pfingstwoche, eine große Festlichkeit. Es ward ganz nach sundischer Weise mit großer Feierlichkeit unter

dem Klang von Pfeifen und Hörnern vom Hofe ausmarſchirt, einige mit Maien und Kränzen geſchmückte Zelte waren aufgeſchlagen, worin Butterbrod, Kuchen und Punſch gereicht ward und wozu in der Regel die Menge Junge und Alte unſrer fundiſchen Freunde und der Nachbarn geladen wurden.

Dieſe Luſt erinnert mich einer böſen Unluſt, die ich erzählen muß und die wahrſcheinlich in eines der letzten Jahre unſers Grabitzer Lebens fällt. Bruder Fritz und ich hatten zu der Schützenfeierlichkeit als Einladungsprogramm jeder ſein Gedicht gemacht. Dieſe wurden vorgeleſen, und des Fritzens Worte gewannen als die wirklich luſtigen und witzigen bei der zuhörenden Verſammlung einen glänzenden Sieg, meine hochtönenden und bombaſtiſchen aber fanden keinen Anklang. Hier faßte mich der böſe Neidteufel, und da der Fritz mir eben mit etwas in den Weg trat, rügte ich es derber, als recht war, und zwar mit dem beſchämenden Gefühl des Neides.

Jetzt muß ich endlich einer Stelle ganz beſonders erwähnen, wohin von mir wenigſtens ſelbſt bis in die ſpäteren Jahre, wo ich ſchon zwiſchen den Dreißigen und Vierzigen ſchwebte, wie zu einem feſtlichen Orte zu Fuß, Roß und Wagen viel gewallfahrtet worden iſt. Dieſe Stelle heißt Poſewald, eine kleine Stunde von Putbus, und ein zu Putbus gehörendes Gut. Dort wohnte der Patriarch unſrer Familie, der alte Hinrich Arndt. Zu dieſem, meines Vaters treueſtem Bruder und Freund, ward gewöhnlich im Herbſt und Winter, oft auf mehrere Wochen, gezogen, zur Zeit, wo Äpfel, Birnen und Nüſſe reiften, wo die Bienenſtöcke abgeſtoßen wurden, und wann die Jagd begann. Der alte Graf Malte ließ nämlich ſeine Pächter ohne Umſtände die kleine Jagd treiben; nur die Pürſch der Hirſche hatte er ſich vorbehalten. Der alte Ohm aber und mein Vater, eigentlich alle

Vaterbrüder, waren gewaltige Nimrode vor dem Herrn, und hielten sich die vorzüglichsten Flinten und Jagd- und Hühner-Hunde; mein Vater war vielleicht der Meister von allen, und nicht leicht flog eine Schnepfe unbestraft vor seinem Rohr vorüber. Wie oft bin ich am Strande auf der Jagd gegen dieses Geflügel oder auf der Abendblinke gegen die wilden Enten, oder auf den Brachfeldern gegen die Myriaden Brachvögel als Diener mit ihm gegangen und habe mit dem herabfallenden Gevögel die Waidetasche füllen müssen! Wenn sie nun hier in den waldreichen und buschreichen Revieren von Posewald, Nadelitz und Süllitz, welche Güter mein alter Ohm als Pächter inne hatte, mit ihren Hunden streiften, so ward ich gewöhnlich auf's Pferd gesetzt und zu beiden Seiten wurden Bänder an den Sattel gebunden, woran die armen Hasen und der Familie von Malepart geschwind abgestreifte Bälge aufgeknüpft wurden. Das mußte dann von Morgen bis Abend, oft durch Sturm, Regen und Schneegestöber, so fortgehen — denn die Männer waren damals noch in einem rüstigen waidlichen Alter — und ich durfte nicht mucksen, wie ich vor Nässe und Kälte innerlich auch oft schaudern mogte. Auch muckste ich nicht: denn es gab dabei so viele Abentheuer, und der alte Hinrich war ein so poetischer und romantischer Mensch, daß ich doch immer meine Ausbeute dabei fand.

Ich nenne den alten wackern Bauren poetisch und romantisch, und sollte eigentlich dieses Ländchen Putbus so nennen, welches mit seinen Hügeln, Wäldern, Hünengräbern, Grab- und Opfer-Steinen, Küsten, Inseln und Halbinseln selbst ganz eine Romanze und ein Gedicht ist. Der alte Hinrich, nichts weiter als ein etwas verfeinerter Bauer, war nur ein Bild davon, oder vielmehr, er bildete es in Sitte und Gespräch ab. Es war ein schöner Mann, von mittlerem Wuchs, eines edlen Gesichts, blon-

dem Haar und blauen Augen, faſt immer fröhlich und heiter und gleich einem, der von Sorgen und ſorglichen Dingen nichts weiß. Er war weniger gebildet als mein Vater, hatte aber doch einen ſchönen Naturgeiſt, und eben deswegen gar kein Bedürfniß künſtlicher Vergnügungen. So ſpielte er zum Beiſpiel wohl die Geige, aber nie die Karten, und ſaß, wann er ſeine Feldarbeiten überſehen und beſorgt, oder ſich auf der Jagd ermüdet, und der Gaben Gottes, die auf ſeinem Tiſch immer in der reichſten Fülle aufgetragen wurden, mit uns genoſſen hatte, abendlich und mittäglich vor dem Thore ſeines Hofes auf breiten Steinen, und hatte es dann gern, wenn man ſich da zu ihm ſetzte und ſich die Mährchen und Abentheuer der Gegend, den Sprung des nordiſchen Helden Olaf Tryggveſon in's Meer*) — da, wo der Kirchthurm von Wuſterhuſen ragt, iſt ein König mit der goldnen Krone in's Meer geſprungen; noch blinkt ſein Kopf mit der goldnen Krone in der Johannismitternacht hervor — und die Geſchichten der Schlachtfelder dieſer Küſten, wo Karl der Zwölfte und der alte Deſſauer mit einander gerungen hatten, von ihm erzählen und die Kanonenkugeln herbeitragen ließ, die ſeine Leute aus den Feldern um Nadelitz ausgepflügt und aus den Gräben und Teichen ausge-

*) Dahlmann in ſeiner Dän. Geſch. Thl. I. ſetzt dieſen Sprung, ich weiß nicht warum, in den Sund. Die Sagen von dem berühmten Normannskönig ſehen ihn an die Küſten, dieſen Putbuſſer Geſtaden gegenüber. Dieſe erhalten für die Örtlichkeit eine Beſtätigung durch die geographiſche Beſtimmung der Schlachtgegend. Sie nennen einen Ort, der noch jetzt da iſt, nämlich die Inſel Svolthar, hinter welcher die verbündete Flotte der nordiſchen Könige und des norwegiſchen Jarls auf das Auslaufen Olafs aus der Peene gelauert und bei ſeinem Erſcheinen hervorgeſegelt ſeyen. Dieſe Inſel kann nach dem dumpfen Laut, wo das Volk de Zoudar ausſpricht, keine andre geweſen ſeyn, als die Halbinſel Zudar, welcher noch jetzt alle größeren Schiffe, die von Stralſund aus in's weite Meer wollen, vorbeiſegeln müſſen.

graben hatten. Denn der gute Alte erzählte gern und lebendig und ließ sich gern erzählen, wußte Mancherlei von rügenschen und schwedischen Begebenheiten, und hatte sich aus manchen alten Kroniken, die auf seinem Kannbrett lagen, auch für die allgemeine und deutsche Geschichte Manches herausgelesen. Das Beste aber war der Mann selbst, den man sich aus seinen Worten und Thaten mit Freuden herauslesen konnte. Er war immer herzig und beherzt und quoll aus dem Kreise seines beschränkten Lebens immer von Scherzen und Schwänken über. Keine Lust und kein Spaß war ihm zu lustig, nur unsittlich durften sie nicht seyn, und er pflegte gern den Spruch zu führen — ich weiß nicht, woher er ihn hatte —: „Doktor Luther hat gesagt, wenn Gott keinen Spaß verstünde, mögte ich nicht im Himmel seyn." Ich nenne ihn den Patriarchen: das war der glücklich geborne Mensch wirklich; redlich, frei, tapfer und hülfreich, wann und wo er konnte, ließ er im Glauben an Gott und seine Weltregierung Unglück und Trübsal meistens still und leicht neben und unter sich hingehen und richtete sich am Sonnenschein des Lebens bald wieder auf. Mein Vater, ein Mensch mit leicht beweglichem und reitzbarem Gefühl, war ihm sehr unähnlich, auch körperlich, ein großer, starker, brauner Mann; weil sie aber mit ihren Verschiedenheiten einander ergänzten, hatten sie sich nur um so lieber. Als der Älteste des Hauses und als geborner Patriarch hatte er nicht allein unter seinen Verwandten großes Ansehen, sondern genoß auch unter allen Nachbarn einer großen Achtung, und hieß nur Vater Arndt, duldete auch von seinem Gesinde keinen andern Namen. Das Wort Herr war ihm verhaßt, wenn jemand ihm damit aufwarten wollte; er meinte, nur sein Graf Putbus sey ein Herr — und er hatte wohl nicht Unrecht. Kraft dieser Würde anerkannter Vaterschaft durfte er auch Manches, was man von

andern Männern nicht mit gleicher Geduld hingenommen hätte. Mir gab er, als ich schon im Jünglingsalter stand, weil ich über den König von Schweden ein misfälliges Wort gesprochen, eine klingende Schelle mit den Worten: „Junge, sollst du so von un„serm König sprechen?“ Einen andern Verwandten, welchem seine Frau Zwillinge in die Wiege gelegt hatte und welcher über diesen Segen Gottes die Hände zusammenschlug, warnte und schalt er mit den Worten: „Du feiger Mensch! meinst du nicht, daß „Gott wird erhalten können, was er geboren werden läßt?“ So blieb er bis an's Ende. Ich und meine Brüder besuchten ihn ein halbes Jahr vor seinem Tode (er starb im Winter 1811). Der Greis, in den Achtzigen, saß mit seinem alten Mütterchen schon zusammengefallen in seinem Stübchen, aber die alte Lebensflamme zuckte bei unserm Anblick frisch auf. Er setzte sich mit uns zu Tisch und ließ Wein auftragen, und ward fast beredt wie in längst verschienenen Tagen, und sagte bei'm Abschied ganz beherzt: „Kin„der, ihr werdet mich bald in die Erde legen; dann sollt ihr recht „fröhlich seyn und von diesem Wein trinken: denn ich habe mit „Gott mein Lebenlang ein frohes Leben geführt.“

Dies war der Patriarch. Noch saß in einem stillen Stübchen eine liebende und freundlich lächelnde Parze am Spinnrocken, des Patriarchen Mutter und meines Vaters Mutter, deren alte Tage der treue und fromme Sohn mit der größten und zärtlichsten Sorge und Liebe gehegt und gepflegt hat. Das war das Bild einer schönen und stattlichen Alten, das Angesicht meines Vaters, bräunlich und schön wie König David weiland, auch sie immer herzig und wohlgemuth; hat 96 Jahr auf Erden gelebt und mit ihren Küssen manchen Segen auf meine Wangen und mein Haupt gedrückt.

Nun müssen auch ihre andern Söhne heran, die ich in jenen

meinen Jugendtagen und ſpäter hier und dort und in der Gegend geſehen habe, auch dieſe alle durch Stärke und Reiſigkeit berühmt und in ihren jungen Jahren auch durch heftige und armbrechende Geſchichten; weswegen in der Umgegend wohl von dem ſtarken heißen Arndtsblut die Rede ging. Es ſchien der Ahn, der alte ſchwediſche Unterofficier, in dem Geſchlecht lange vorhalten zu wollen, und dies Blut ſoll auch in dem jüngeren Stamm der Söhne und Enkel hin und wieder etwas heiß hervorgequollen ſeyn. Da war der eine Holländer (Kuhpächter) zu Darsband, früher geſtorben, deſſen ich mich nur dunkel aus meiner Kindheit erinnere; ein anderer, Johann Arndt, Putbuſſer Förſter in der Granitz, von Geſicht und Wuchs dem Hinrich ähnlich, aber milderen und weicheren Gemüths, auch ein rüſtiger Jäger, Vogelſteller und Fiſcher, mit einer ſehr geſchickten Hand, ſo daß er allerlei künſtliche Arbeit weben und ſchneiden konnte. Dieſer hatte in der alten Schwedenſtärke alle ſeine Brüder übertroffen, ſo daß ihn in ſeinem jugendkräftigen Alter auch ein mächtiger Ringer nicht hatte aus der Stelle rücken können. Endlich die beiden Jüngſten, Jochim und Chriſtian, Zwillinge, die auf meinen Vater gefolgt waren. Der Jochim war auch ein kleiner Pächter, nicht hoch von Wuchs, aber ſehr gewandt und lebensrüſtig, auch voll angeborner Schneidigkeit und Kräftigkeit, ein Sorgenlos und Sauſewind, wie ich keinen andern gekannt habe; aber das galt nur für ſeine Feierſtunden: denn er war in ſeinen Arbeiten ein ſehr ordentlicher verſtändiger Mann. Dieſen habe ich erſt ſpäter kennen und erkennen gelernt. Er war fein und hübſch von Gebärde, mit leuchtenden Augen und feſteſtem Blick, von der Art, die auch der Teufel nicht aus der Faſſung bringen mögte. Mehr Verſtand, klares Urtheil und heiteres Weſen habe ich in wenigen Menſchen geſehen; daher war er bei all ſeiner windigen und gutmüthigen

Lustigkeit zuweilen scharf, indem ihm die meisten Menschen wie Dummköpfe oder Träumer erschienen. Er war in den Jahren von 1804 bis 1812, wo ich wenigstens wechselnd mich in der Heimath aufhielt, viel in meinem väterlichen und in den brüderlichen Häusern, und da habe ich in manche Nacht tief hinein mit ihm gesessen, gespielt und geplaudert. Denn das bedurfte er. Wann die Zeit kam, wo die andern Menschenkinder schlafen gehen, dann bat er noch gern ein paar Gesellen, drei vier Stunden in Karten oder Gespräch mit ihm durchzuspielen und ihm über die Nacht hinzuhelfen. Denn in ihm zeigte sich die eigenthümliche Erscheinung, daß er in Verhältniß zu andern Sterblichen kaum die Hälfte der Stunden zum Schlaf bedurfte. Obgleich er in seiner Jugend ein sehr arbeitender Mann gewesen, so genügten dem sechszigjährigen Manne doch zwei drei Stunden dazu. Dies war eine Naturbesonderheit, die sich darin offenbarte, daß ihm zwischen elf und zwölf Uhr, wann es gegen die Mitternacht ging, das starke Haupthaar wie im Schweiß gebadet ordentlich zu rauchen begann.

Der Nebenhäusler dieses Jochim, der Christian, war in seiner Jugend als ein wilder- und freudiger Gesell davon gegangen und von dem berühmten preußischen Dragonerregiment Anspach und Baireuth eingefangen worden, worin er es bis zum Wachtmeister gebracht. Auch er lebte als ein Ab- und Überständiger in seinen späteren Jahren in dem Hause des Posewalder Patriarchen, hoch und schlank, ein Zwölfzoller, und auch von ungewöhnlicher Stärke, noch mit den Spuren ehemaliger Schönheit. Er gehörte mit zur Poesie dieses Hauses, indem der alte freundliche und sanfte Mensch unerschöpflich war, aus den Kreisen seines Lebens allerlei soldatische und volkliche Geschichten und Mährchen zu erzählen; aber sein vorzüglichster Zauber für uns bestand in seiner schönen

klangreichen Stimme, mit welcher er eine Menge lustiger Volks-, Jäger- und Soldaten-Lieder abzusingen wußte. Er war nach dem siebenjährigen Kriege Dragoner geworden, und hatte unter dem großen König nur den Bairischen Erbfolgekrieg oder den sogenannten Kartoffelkrieg mitgemacht. Von dem alten König Fritz erzählte er mit Wohlgefallen zwei ihm begegnete Geschichten.

Nachdem er ihn bei der Musterung des Regiments das erste Mal nach seiner Heimath gefragt und erfahren hatte, er sey aus Rügen aus der Grafschaft Putbus, hatte er ihn die ersten Jahre bei der Heerschau freundlich auf die Wangen geklopft und gerufen: „Ach! der schöne Putbusser!“

Im Bairischen Erbfolgekriege hatte der König, die Vorposten durchreitend, von den östreichischen Plänklern der Kundschaftung der Stellungen wegen irgend einen Gefangenen gewünscht; aber man hatte keinen östreichischen Husaren auf flinkem Pferde erjagen können. Da ließ der preußische Oberst, der die Vorposten befehligte, eine Büchse holen und rief den Dragoner Arndt, einen ihm als wohl zielender Jäger bekannten Schützen, heraus. Dieser sprang vom Pferde, lud die Büchse, sah den König an, und sprach: „Aber nur das Pferd, E. Majestät“, und mit den Worten stürzte ein Husarenschimmel, der Arndt geschwind auf sein Roß, den laufenden Husaren eingeholt und zum König gebracht. Der König drückte ihm zwei Goldfritzen in die Hand, mit den Worten: „Brav, mein Sohn! Nicht unnütz einen Menschen erschießen.“

Auch gebe ich von seinen Soldatenliedern hier ein recht karakteristisches, und wünschte nur, ich könnte gleich die Musik dabei setzen. Hier ist es:

In Böhmerland bei Prag
Da hat der König von Preußen
Getanzet mit der Königin
Von Ungern und von Böhmerland
Gar luſtig wohl auf dem Plan.

Sie tanzeten ſo vortrefflich herum,
Daß ihnen das Gehirn im Kopf war dumm,
Ein ſolcher Tanz koſtet Muth —
Doch wenn ich's wiederum recht bedenk',
So thut es mich von Herzen kränk'n:
Meine Kameraden liegen in dem Blut.
Da heißt es nicht: Bruder, komm' herein!
Hier iſt gutes Bier, hier iſt guter Wein.
Nein, da koſtet es Fleiſch und Blut.

Potz tauſend! ei! ei! ei! ei! ei!
Eins hätt' ich bald vergeſſen:
Die Herren Sachſen waren auch mit dabei;
Sie machten ja ſolche weite Schritt,
Daß der Zehnte nicht konnte halten das Glied —
Da war der Tanz vorbei.

Ich ſah aber in meiner Jugend nicht bloß das alte heiße Arndtsblut als von ſehr ſtattlicher und reiſiger Natur, ſondern noch andere Trümmer von Männern reiſiger Größe und Stärke. Doch war dieſe Art nach dem Geſtändniß des alten Hinrich in ſeinen Tagen in der Herrſchaft Putbus ſehr ausgegangen. Der Graf Malte zu Putbus hatte nach dem Tode ſeines Vaters, des Tribunalspräſidenten Grafen Moritz Ulrich zu Putbus, die Herr-

schaft sehr verschuldet empfangen und war aus einem strengen Haushalter, der er anfangs aus Noth seyn mußte, zuletzt aus Gewohnheit ein harter Haushalter geworden. Er hatte große Dörfer zerstört und Pachthöfe daraus gemacht, und überhaupt über seine Herrschaft ein so schweres Scepter geführt, daß sehr viele, und zwar meistens die schönsten und rüstigsten Jünglinge zur See und zu Lande in die Fremde entwichen und nicht wiedergekommen waren.

Auf diese hier geschilderte Weise war das gastwirthliche Poseswald eine Stelle, wo sich nicht bloß die Brüder und Gefreundten, sondern alle guten Leute aus der Umgegend häufig einfanden, auch manche höchst wunderliche und seltsame Käutze, woran jene Zeit und diese Gegend reich war. Ich täusche mich nicht, indem ich das Gedächtniß jener Tage wiederhole: die Menschen waren damals ungebildeter, aber eigenthümlicher, mannigfaltiger und poetischer, als jetzt; das Naturgepräge war noch nicht zur glatten Einerleiheit so abgeschliffen, man konnte mehr von ihnen lernen, mehr von ihnen haben.

Es war das wirklich eine poetische Epoche, wo das liebe Deutschland nach einem langen matten Traum wieder zu einem eigenthümlichen literarischen und poetischen Daseyn erwachte; und das war das Schöne darin, daß die Zeitgenossen viel mehr, als es mir von den Jetztlebenden däucht, an jenem Daseyn Theil nahmen. Dies war nicht bloß bei den Studierten und Gebildeteren der Fall, sondern auch bei den Einfältigen und Ungelehrten, wie z. B. bei meinen Ältern und ihresgleichen Leuten. Schon war man über den Grandison und die Pamela, über Gellerts Schwedische Gräfin und Millers Siegwart zu Werthers Leiden, zu Eschenburgs und Wielands übersetzten Shakespearn fortgeschritten, und Lessing, Klaudius, Bürger, Stollberg wurden von Alt und Jung

mit Jubel begrüßt. Das Leben wehte frisch anhauchend aus der Luft der Zeit, und ward nicht bloß von himmelstürmenden Jünglingen, wie Kosegarten und Hagemeister, in unser Haus hineingeblasen. In unsrer Schule fing Bruder Fritz zuerst an Verse zu machen, und zwar begann der Junge die Römische Geschichte in Dramen darzustellen, versuchte sich auch in manchem Andern, wovon ich noch einige gerettete Muster habe; auch wurden die Hausspäße und lächerlichen und komischen Begebenheiten der Nachbarschaft oft recht glücklich von ihm besungen. Das hat wahrscheinlich auch mich gereizt, der ohne ihn vielleicht keinen Vers gemacht haben würde. Ich habe wohl von der Natur nicht genug von jenem flüssigen und flüchtigen, fantastischen und magnetischen Fluidum erhalten, was den Dichter schafft, und wenn mir einzelne kleine lyrische Sächelchen hie und da leidlich gelungen sind, so ist es nach dem Sprichwort geschehen: Eine blinde Taube findet zuweilen auch eine Erbse. Der Fritz aber war ein ganz anderer Kerl, mit einem hellen Kopf und einem königlichen Gedächtniß, und noch wohl mit mehr bildnerischem als poetischem Talent. Er redete und deklamirte wie ein König, konnte aller Menschen und Thiere, aller Alter und Geschlechter Töne, Stimmen und Gebärden nachmachen, zeichnete vortrefflich, und hatte jenen stillen und leisen Witz, der von sich nichts weiß und nie sich selbst belächelt. Er war damals ein in seiner leiblichen Entwickelung zurückgebliebener etwas weichlicher und kränkelnder Knabe, und huckte viel hinter dem Ofen; woran wohl Unglücksfälle, die er mit Armbrüchen und Vergiftung durch verschluckte Kupferpfennige gehabt, mit schuld seyn mogten. Später, schon mit dem funfzehnten Jahre, raffte er sich auf, und erwuchs zu einem stattlichen und schönen Menschen, der auch mit der Faust als Fechter und Ringer Vielen überlegen war. Lei-

der hat dieser königliche Jüngling seine großen Gaben wenig entwickelt oder vielmehr verspielt. Er, der ein großer Maler, Bildhauer oder Schauspieler hätte werden können, auch, wenn er gewollt hätte, ein bedeutender Gelehrter, studierte die Rechte, ward Sachwalt, nahm zu früh ein Weib und mußte in dem gewöhnlichen Lebenskarren eingespannt im Schweiß seines Angesichts ziehen.

Dieser prächtige Junge brachte nun in unser Schulleben manche ergötzliche Lustigkeit, theils durch die Karrikaturen, die er auf jedes weiße Papier hinwarf, theils durch die komischen und launigten Späße, die er in seinen Versen ausgoß, indem er mit einem Vetter, der mit uns in Grabitz erzogen und von ihm mit der Versewuth angesteckt ward, in Tragödien, Komödien und allerlei Hanssachsischem Fastnachtspiel ordentlich poetische Wettkämpfe hielt. Dieser, der Sohn meines Ohms Moritz Schumacher, ein recht wackerer und fleißiger Junge, hieß zum Unterschied von ihm der kleine Fritz. Diese beiden besangen und bereimten alles Denkliche und mischten die kleine und große Welt in den wunderlichsten Tragikomödien durch einander, der große Fritz mit bewußter Laune, der kleine Fritz in begeisterter Unschuld. Besonders trugen sie — worin ich als ein Erztaubenkrämer auch mitspielte — die Welt der Götter und Helden des Alterthums auf die Kämpfe und Liebesabentheuer ihrer Taubenfamilien über.

Der kleine Fritz sang:

Das ist wahr, Priamus,
Du hast einen tapfern Fuß,
Zu kämpfen mit Achill
Das ist dir nur ein Spiel.

und der große Fritz:

Ach! du tapfrer Hektor,
Wind' um deinen Hals dir Flor,
Traur' um Vater Priamus,
Achill biß ihn in den Fuß.

Der kleine Fritz:

Eisen hast du, Gott Vulkan,
Greife doch die Feinde an;
Selbst der alte Priamus
Girret deiner Frau den Gruß.

und der große Fritz:

Weh! Vulkan, du alter Schmidt!
Wo, wer solche Schmach erlitt?
Denn die ganze Götterburg
Geht mit deiner Venus durch.

Diese kindische Reimspielerei und was dahin gehörte, besonders die Begeisterung für die Dichter, die wir lasen, brachten durch meine Schuld eine Tragödie hervor, welche der guten Mutter mehr als Eine Thräne und uns allen manchen guten Braten gekostet hat. Hier ist die schwarze Geschichte:

Wir hatten uns in dem Baumgarten hart unter den Augen unsrer Schulfenster, wo ein schöner sonnenbeglänzter Rasenplatz war, ein Ding gleich einem pegnitzischen Blumengarten angelegt. Der Rasen war nämlich in viele kleine Duodezgärtchen getheilt, und die Mitte jeder Abtheilung war mit einem Haufen bunter am Meeresstrande aufgesammelter Steinchen belegt. Jedes einzelne Gärtchen trug den Namen eines Dichters: Gellert, Hage-

dorn, Uz, Leſſing, Bürger, Stollberg, Hölty, Klaudius, Overbeck u. ſ. w.; Goethens Großheit lag natürlich noch weit jenſeits unſers Geſichtkreiſes. Damit nun dieſe bunt ausgelegten und mit Raſen umlegten Gärtlein recht grünen mögten, mußte Waſſer zum Begießen geſchafft werden. Das fehlte in dem Baumgarten; auch war kein Brunnen oder Teich in der Nähe. Da machte ich als der Stärkſte der Theilnehmer mich an's Werk und beſchloß einen kleinen Teich zu graben, worin ſich Waſſer ſammlen könne. Das ward in der That in den Feierſtunden einiger Wochen vollbracht und bald füllten auch ergiebige Regen meine Grube mit Waſſer. Da begab ſich, daß die jungen Geſchwader von etwa ſiebenzig achtzig Gänſehäuptern, ſchon ziemlich erwachſen und wohl befiedert, eines Abends in den Baumgarten getrieben wurden, um in ſeinem wohl beſchloſſenen Bezirk die Nacht in ſichrer Hut vor Hunden und Füchſen zu durchſchlafen. Aber o weh! die armen Gänschen hatten nicht geſchlafen, ſondern Waſſer geſucht und gefunden, waren in meine tiefe Grube geſtürzt, welche keinen leichten Ausgang bot, und hatten ſich über einander ſchlagend und ſtrebend bis auf vier fünf, die man auf den Leichen der übrigen noch lebendig fand, ſämmtlich erſtickt.

Noch eines jugendlichen Spiels muß ich hier erwähnen, das, wie ich mich erinnere, von mir ausging, der eine beſondere Freude an Geſchichten und Mährchen hatte, nämlich unſer Geſchichten erzählen oder Geſchichten treiben, wie wir es nannten. Wir größeren Jungen waren nämlich überein gekommen, daß während der winterlichen Zeit, wo die Abende und Nächte ſich bei den Hyperboräern faſt zu ſehr längen, die lange Weile durch Geſchichten, welche jeder umſchichtig in ſeiner Reihe zu erzählen hätte, von uns gekürzt werden ſollten. Dies ward denn auch mit großer Freude in luſtige That verwandelt und während mehrerer

Winter von uns fortgesetzt; denn die Lust daran ward so mächtig, daß wir oft um acht Uhr schon zu Bett eilten — denn im Bette, und zwar in einem dunkeln Kämmerlein ward Erzählung getrieben — damit die Geschichten recht lange genossen werden könnten. Hier suchte nun jeder, was er aus Erdkunde und Naturkunde Wundersames behalten oder vom lebendigen Munde Anderer sich aufgelesen hatte, in neuer Gestaltung und Erfindung zusammen zu weben. Auch ward der Vertrag eben so gewissenhaft gehalten, als er feierlich geschlossen war, und ich erinnere mich nicht, daß jemals nur eine beschwerliche Unterbrechung eingetreten, geschweige, daß dem Erzähler etwas Bitteres oder Unangenehmes eingewandt wäre. Wir hörten vielmehr immer mit der anständigsten Geduld zu. Ich für meinen Theil hatte mir einen fabelhaften Goldadler, den ich mit Mandeln und Rosinen und Feigen und Pommeranzen fütterte, vor einen luftigen Wagen gespannt, und er hat mich zu Magnetinseln und in Diamantgruben, in die Höhlen von Riesen und Zauberern und in die goldenen Paläste der Unterirdischen, ja durch die Mongolenwüste Kobi bis unter die gefährlichen Flügel des Vogels Rock getragen. Auch jene Kleinigkeit hing offenbar mit der poetischen Influenza jener Tage zusammen. Für uns hatte es wenigstens den Vortheil, daß wir zu rechter Zeit reden und erzählen lernten; für mich aber führte es die angenehme Beschwerde herbei, daß ich noch fünf sechs Jahre später, wo ich im Kreise kinderbegabter Freunde erschien, meinen Goldadler satteln und anschirren mußte. So hatte sich der Ruf unsers Geschichten Treibens verbreitet.

Bei allen diesen kindischen und kindlichen Spielen und Entwickelungen des jungen Lebens hin und her, worin schon einzelne höhere und edlere Keime lagen, blieb der gewöhnliche Zustand doch in den Schranken des älterlichen Standes und Vermögens.

Der rüstige damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater muthete uns mit Recht die Übungen und Arbeiten zu, welche er hatte durchgehen müssen; er sah es überhaupt gern, wenn wir aus eignem Triebe oder im wackern Wettkampf uns Strengen und Härten auflegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Ärndtezeit, wo viele Hände, und diese oft recht geschwind, gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten oft lange vor der Schulstunde Ochsen und Rosse herbeitreiben oder herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in diesen oder ähnlichen jungenlichen und hirtlichen Geschäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten oder Pferde durch die Teiche zu schwemmen, Bruder Karl, der nun wieder bei uns war und den Kaufmann, wofür er bestimmt schien, wieder gegen den Landmann vertauscht hatte, und ich wurden darauf gesetzt, oft wenn es in's Wasser ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitsche hinter uns. Noch erinnert's mich, daß ich, als ich einmal ein unbändiges Thier splinterfasernackt durch einen Teich ritt, von diesem bei'm Herausspringen in Nesseln und Dornen abgeworfen ward, daß mir das Fell brannte. Zu solchen Abentheuern durfte nicht sauer gesehen werden. Baden im nahen Meere, Fischen in den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der überschwemmten Wiesen auf Karauschen, Krebse, Krabben, Hechte und Aale, Vogelstellen im Herbste in unsrer trauten Lau, Schlittenfahrten und Schlittschuhlaufen — alles das verstand sich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von selbst.

Bei allen diesen Arbeiten, Übungen und Vergnügungen, wie sie das Land darbietet, ward doch immer sehr streng auf die Zeit gehalten. Wir trieben einen mächtigen Taubenverkehr und hegten in unserm Wäldchen einen hübschen Donenstrich, der, weil

die Ostseeküsten von Zugvögeln jeder Art zu wimmeln pflegen, uns oft Hunderte von Krametsvögeln und Drosseln lieferte; auch wurden andre seltnere und buntgefiederte Gäste oft lebendig eingefangen und in Käfichten aufgehoben. Aber die Schulstunde mußte genau mit acht Uhr früh gehalten werden. Ich und der Fritz liefen also im Oktober und November, oft im schlimmsten Regen und Schneegestöber, schon in der Morgendämmerung und vor dem Frühstück auf unsern Vogelstrich, die Beute abzuholen und das durch Wind, Regen oder lose Buben Verwirrte wieder in Ordnung zu stellen. Wenn wir dann beschneit oder durchnäßt und zähneklappend zurückkamen und uns an den Frühstückstisch setzten, jammerte es die Frauen wohl, aber der Vater lachte dazu, und lobte den Jungen, der lustig in alles Wetter hinein sah.

Hier glaube man nur nicht, daß der Vater ein harter Mann war; nein, er war von Natur fröhlich, freundlich und mild, meinte aber nach der Art jener Zeit, welche eine gute Art war, daß ein Junge, der wohl einmal Stein und Stahl anfassen müsse, nicht in Baumwolle eingepackt werden dürfe. Auch gehörte er nicht zu den Vätern, welche den Stock häufig gebrauchen. Ich habe ihn selten gefühlt; doch die letzte wohl verdiente Züchtigung etwa in meinem funfzehnten Jahre hatte ich dem Asmus omnia sua secum zu danken. Der Vater war ermüdet und verdrießlich wegen eines unangenehmen Verlustes aus Stralsund zu Hause gekommen und hatte sich früh zu Bett gelegt. Ich und Bruder Lorenz, der Vierte in unsrer Reihe, saßen im Nebenzimmer und lasen das berühmte Lied vom Riesen Goliath; wobei wir in ein gefährliches immer von neuem beginnendes Kichern geriethen. Zweimal gebot ja bat der Vater Ruhe zu halten, und rieth uns lieber auch schlafen zu gehen; als wir das dritte Mal in Lachen ausplatzten, da platzte er herein und stillte unsre Überlust mit ungebrannter Asche.

Ich war wirklich in meinen Jugendtagen ein unglücklicher Kicherer und Lachenausberster und mußte mich bei jeder Gelegenheit vor mir selbst in Acht nehmen. An meinem Bruder Fritz habe ich das nie gemerkt, sondern er lächelte nur bei Gelegenheiten, wo ich und die andern in lautem Lachen ausplatzten. Ich weiß nicht, ob das viele und leichte Lachen ein niedriges Gemüth verräth, wie man im Jesus Sirach liest; aber das scheine ich zu wissen, daß ein erhabenes Gemüth in der Regel kaum lächelt, wo die meisten lachen. Ich habe Goethens Gesicht oft darauf angesehen: ich glaube, das hat auch nur lächeln können.

Ein solches verderbliches Lachen, das den väterlichen Stock wieder gegen uns hätte reitzen können, überfiel uns einmal bei'm Frühstück. Wir aßen unsre Milchsuppe aus einer bunten gemalten Schüssel, in deren Innerm der Vers Wie schön leucht't uns der Morgenstern gemalt zu lesen war. Nun ward es unter uns zum Schiboleth: „du issest bis zum Stern"; „du bis „leuchtet" — und darüber brachen wir eines Morgens los, und fürchteten, es würde nun die andern Morgen auch so gehen. Da bat ich, indem der Vater schon wieder einige Male Stille! gerufen hatte, die liebe Base Sofie, uns den nächsten Morgen eine ungemalte und unbeschriebene Schüssel aufzusetzen, und so ward die Gefahr glücklich abgewandt.

Wir hatten nun bis in den Anfang meines siebenzehnten Jahres so fortgelebt, wie es sich eben machte, und meine Ältern konnten wohl nicht daran denken, mich studieren zu lassen. Da kam es durch fremde Hülfe, wahrscheinlich durch Anregung und Vermittelung der Herren Stenzler und Brunst, daß ich plötzlich in die gelehrte Schule nach Stralsund verrückt ward. Mehrere Gönner, welche unbekannt bleiben wollten, hatten für diesen Zweck einen Zusammenschuß gethan, und im Februar des Jahrs

1787 ward ich in die Sekunda jener Schule eingeführt und bekam bei dem Herrn Konrektor Furchau meine Wohnung. Dies war ein Sprung! Der arme und blöde Landjunge erschien im schlechtesten Aufzuge unter vielen zum Theil zierlichen und nach ihrer Weise vornehmen Jünglingen der ersten Familien der pommerschen Hauptstadt. Ich trug einen grünen Rock von eigengemachtem Zeuge; wenn es ein bischen besser seyn sollte, einen grauen plüschenen, aus einem alten Rocke meines Vaters zusammengenäht und von dem Landschneider etwas zu wulstig weit zugeschnitten; meine Stiefeln ungefähr in ähnlicher Art von dem Leisten des Meisters Silverstorp in Rambin. Man kann denken, mit welcher Gier die zierlichen Stadtpfauen über die so aufgeputzte Landkrähe herfuhren, und wie die Krähe sich anfangs zurück machte. Indessen Noth bricht Eisen, und da mich einige etwas unsanft anzutasten wagten, fühlte ich mein ungeduldiges Arndtsblut aufsieden, und bald lagen ein paar Bursche zusammengeknickt zu meinen Füßen. In dieser Beziehung hatte ich bald Ruhe; denn in der ganzen Klasse war etwa nur ein Einziger, der mich allenfalls hätte bestehen können, mein nachheriger Schwager Asher: dieser aber ließ mich ungeheiet. Die Klasse war damals durch die lange Kränklichkeit des eben verstorbenen Subrektors Borheck sehr vernachlässigt. Ich konnte mich darin bald mit den besten Schülern messen. Zwar verstand ich noch kein Wort griechisch, aber in dieser Sprache sah es bei jedermänniglich damals schlecht in Sekunda aus. Nach des Subrektors Tode ward der Unterricht in dieser Klasse von den Lehrern der Prima mit bestritten, und ging nur bruchweise fort, und mir blieb immer Zeit genug, durch Privatunterricht, den ich im Griechischen nahm, mit den Übrigen, die alle nicht hoch standen, in wenigen Monaten auf gleiche Höhe zu gelangen. Im Frühling langte denn der neue

Subrektor Herr Ruperti *) aus Hanover an, und erhob den Unterricht und die Zucht der Sekunda bald zu einer hohen Stufe. Ich habe in dieser Klasse zwei Jahre und in der Prima ein Jahr zugebracht und für einen der fleißigeren und besseren Schüler gegolten; was bei allem dem nicht viel sagen will. Warum?

Will ich etwa die Unterweisung, Verwaltung und Einrichtung der Lehrer tadeln oder schelten? Ich gewiß nicht.

Es war gerade eine glücklichere Epoche der Stralsundischen Schule, als sie lange nicht gewesen. Ihr Vorstand war Magistrat und Konsistorium der Stadt. In dem damaligen Ersten Bürgermeister und Königlichen Landrath Herrn Dinnies, einem gelehrten und eifrigen Mann, hatte sie einen würdigen Musageten. Der Rektor, Herr Groskurd, früher Direktor des Deutschen Lycei in Stockholm, war die Gewissenhaftigkeit und Ordnung selbst, ein Mann, welcher binden und zusammenhalten konnte. Wenn seine Art mir und andern damals zuweilen an Pedanterei zu gränzen schien, so habe ich späterhin solche Eigenschaften und die Farben und Schatten, welche sie in einem gewissen Alter gewinnen, als eine unvermeidliche Nothwendigkeit doch achten gelernt. Auch war Groskurd keineswegs ein verbrauchter oder verworrener Lehrer, wiewohl ich gestehen muß, daß ich seinen beiden Kollegen der oberen Ordnung mehr zu danken habe. Diese beide standen glücklicher Weise auf der Altersstufe, wo die Lehrer einer Schule durch Beweglichkeit und Schwunghaftigkeit des Geistes die wirksamsten und wohlthätigsten sind. Ruperti, ein Jüngling von vier und zwanzig Jahren, kam eben an, mit schönen Kenntnissen, mit schöner Begeisterung und Liebe für sein Amt begabt. Furchau, der Konrektor, ein Sohn der Reichsstadt Bremen, der zweite Mann nach dem Rektor, mogte eben ein Dreißiger

*) Vor zwei Jahren als Superintendent in Göttingen gestorben.

seyn, ein kleiner runder freundlicher Mann voll Lebendigkeit und Geistigkeit. Er hatte sich in der Wissenschaft nach allen Seiten hin umgesehen, war ein tüchtiger Philolog und Literator, und folgte seinen Studien mit dem rastlosesten Fleiße, ein Mann von Geschmack, würziger Laune und feinstem Bienenwitz, der anmuthigste und heiterste Gesellschafter, und von einem glänzenden Vortrage, durch den Tacitus, Sophokles und Homer deutschen Klang und Sprache bekamen. Er führte für die beiden alten Sprachen und für Literargeschichte in Prima das Scepter. Leider war er jedoch in diesen Jahren öfter kränkelnd, so daß mehrere seiner Vorlesungen für uns halb verloren gingen. Ich wohnte in seinem Hause und hatte mein Stübchen seiner Bibliothek gegenüber. In ihr sah es ungefähr aus, wie jetzt auch in meiner kleinen Bücherei. Die meisten Bücher standen freilich in den Brettern, aber unordentlich durch einander; ein großer Theil, besonders die zunächst von ihm gebrauchten, lagen auf Tischen, Stühlen und dem Fußboden in Verwirrung umher. Doch hatte er mitten in der Unordnung eine große Ordnung des Gedächtnisses und wußte das Verlangte und Gesuchte meistens augenblicklich zu finden. In dieser immer offenen Bibliothek konnte ich naschen, wie ich wollte, und meinen Bedarf hin und her schleppen, um so mehr, da der Herr Konrektor bald ein Hausfreund meines Vaters ward, mit welchem er in Stadt und Land mehrere gemeinsame Freunde hatte. Mehr aber noch als von Furchau ward man in seinen Studien von Ruperti gefördert, bei welchem jeder fleißige Schüler immer den freiesten Zutritt und die bereiteste Hülfe fand.

Also an Geist, Gelehrsamkeit und Lebendigkeit fehlte es dieser Schule damals in keinem Wege. Aber doch hatte die Heynische Philologie, woraus diese Männer sämmtlich hervorgegangen waren, einen Mangel, welcher dem Meister oft genug vorgeworfen

ist, den Mangel der Vernachlässigung der Lehre von den Sprachformen, den Mangel der grammatischen Strenge. Hat doch Heyne selbst gegen diese Anklage sich damit entschuldigt, daß er sich den Dichterphilologen nannte, als welchem es nicht auf die feinen Klaubereien der Grammatik, sondern auf das innere Leben der Alten, auf Geschmacks- und Schönheits-Findung und -Bildung ankomme.

Meine Stellung in Stralsund war ungefähr folgende:

Die ersten anderthalb Jahre meines dortigen Aufenthalts genoß ich die oben erwähnte Unterstützung, von welcher ich den eigentlichen Belauf nie erfahren habe. Diese hörte dann auf, da meines Vaters Verhältnisse sich unterdessen wesentlich erweitert und verbessert hatten. Daneben hatte ich Freitische, mehr als ich bedurfte, indem mein Vater in der Stadt so viele Freunde und Bekannte hatte, daß sie sich um mich rissen: diese Freitische beide für den Mittag und den Abend. Die letzten aber benutzte ich nicht immer, weil sie mir zu viele Zeit raubten, und nahm zu Hause mit einem Butterbrod und Glase Wasser oder Bier vorlieb. Das war auch des Morgens mein Frühstück; und auf diese Weise ist es auch in der Folgezeit meistens von mir gehalten worden; so daß ich bis zu meinem vierzigsten Jahre Kaffee und Thee nur bei außerordentlichen Gelegenheiten genossen habe. Später, erst näher dem fünfzigsten hat die Gemüthlichkeit und Bequemlichkeit des häuslichen Lebens meiner zweiten Ehe mich auch an diese Genüsse gewöhnt, welchen ich nun in Ansteigen des hohen Alters weise, aber zu spät, wieder zu entsagen beginne. Das aber, was Fichte selbst aus seinem geschlossenen Handelsstaat nicht auszuschließen wagte, Wein, Punsch und deren Gesellen (den Branntwein jedoch selten und nur einzelne Gläschen) habe ich nimmer verschmäht. Auch schien ich von der Natur zu einem bacchischen Leben gestäm-

pelt zu seyn: der Wein ist mir von jeher wohl bekommen, eine Tasse Kaffee hingegen, wenn sie ja einmal über meine Lippen kam, machte mir vor meinen Dreißigen ~~mein~~ Blut so wallen und die Hände so zittern, daß ich kaum einen Buchstaben grad auf's Papier bringen konnte.

Diese Freitische hatten für mich allerdings ihre Gefahr. Zuerst verlor ich etwas von Zeit dabei; aber dies war das Kleinste. Das Zweite war schlimmer, das für einen Jüngling von siebenzehn, achtzehn Jahren zu gute und reiche Leben. Es waren fast lauter angesehene und reiche Häuser, wo ich zu Tische ging; die Gastlichkeit, die Gütigkeit der Freunde war überdies nach Landesgewohnheit unermeßlich; das Leben in jenen Tagen überhaupt waidlich und wohlgemuthig, und, da die politischen Stürme nur erst in der Ferne brausten, auf anmuthigen und fröhlichen, auch wohl auf künstlerischen und ästhetischen Sinnengenuß gerichtet. Hier muß etwas von den Menschen gesagt werden.

Stralsund ist eine große Stadt, durch ihre Leiden und Freuden und durch große Kämpfe, worin die Namen Wallenstein, Gustav Adolf, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Karl der Zwölfte und der alte Dessauer Leopold von Anhalt mit klingen, eine glorreich berühmte Stadt. Im Mittelalter war sie nach Danzig, der alten Hauptstadt Hinterpommerns, die mächtigste und prächtigste Stadt im Pommerlande, und noch sieht man ihren Marktplätzen, dem herrlichen Rathhause und den drei größten Kirchen den alten vergangenen Glanz an. Sie entwuchs wenige Jahrzehende nach ihrer Gründung im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Macht der Fürsten von Rügen und nach deren Erlöschung der pommerschen Herzoge, und war die nächsten Jahrhunderte nur dem Namen nach eine abhängige, der That nach aber fast eine freie Reichsstadt. Wegen Fehden mit den Fürsten und

der Landschaft oft abgeschlossen und auf ihre Ringmauern oder höchstens auf einige Gebiete in der Insel Rügen angewiesen, hatte sich in ihr in einiger Ähnlichkeit mit der herrlichen Reichsstadt Köln ein ganz eigner Volksdialekt gebildet, der mit dem umwohnenden Lande wenig gemein hat und in seinem Ton und Accent bis diesen Tag sich mit einer gewissen Dünnheit und Weichlichkeit bricht, welche zu der Thatenkraft und Rüstigkeit ihrer Bürger von weiland und jetzt wenig paßt. Diese Stadt wie die anderen größeren schwedisch-pommerschen Städte hatte aus der Zeit der gewaltigen Hanse bis zu unsrer alles stürzenden und ändernden Epoche große und achtbare Freiheiten und für ihre Obrigkeiten und Stiftungen in Rügen und Pommern höchst bedeutendes Gut und weite Gerichtsbarkeit gerettet. Sie war selbst unter schwedischer Herrschaft bis zum Untergange des heiligen römisch-deutschen Reichs als eine ehrwürdige Ruine der Vergangenheit, gleichsam noch als eine eigne Herrlichkeit stehen geblieben. Nun bestanden jene Trümmer alten Glanzes damals noch mit einem feinen und würdigen Schein. Der Magistrat, d. h. Bürgermeister und Rath, zog in der Stadt und auf seinen sehr zahlreichen Gütern und fast eben so zahlreichen Gerichtsbarkeiten wie eine Art Majestät auf; die verschiedenen Bürgerausschüsse und Genossenschaften hielten sich unter ihnen oder ihnen gegenüber in achtbarer Geschlossenheit und Ehrenfestigkeit; und jeder einzelne Bürger als Mitgenoß einer so altberühmten und glorreichen Gemeinschaft trat auf dem sundischen Pflaster stolzer einher, als die Bürger der andern Städte auf dem ihrigen. Und die Stadt Stralsund hatte schöne stattliche Menschen und konnte auch in Hinsicht der Frauen, selbst in den unteren Klassen, wie Korinth bei den Griechen, für eine schönweibrige Stadt gelten. Ein schönes Menschengeschlecht findet man auch in den andern großen Städten Pommerns, vorzüglich in Wolgast und Barth,

viel weniger in Greifswald, welches schlechtes Wasser und schlechte Luft, und natürlich also, obgleich eine Universitätsstadt, auch schlechtes Licht hat.

Die Sitten waren freilich, wie ich angedeutet habe, sinnlich auf Genuß und Lebenslust gestellt; hohes und höchstes Glück und Unglück, hohe und höchste Fragen und Kämpfe ahndeten in jenen Tagen Wenige. Aber wie auch vieles locker, ja lockerer als recht war, es war doch von dem alten Glauben und der alten Treue und von den etwas versteiften, aber doch wohlanständigen Gebräuchen und Gestalten genug übrig, um das Ganze des Lebens mit einer gewissen äußeren Würdigkeit zusammen zu halten und zu tragen. Einzelne Schäden wurden durch ziemlich allgemein herrschenden Wohlstand, Rechtlichkeit und Gutmüthigkeit reichlich vergütet. Nur Ein Schaden war da, der aber durch den ausgebrochenen russisch-schwedischen Krieg während des größten Theils meiner sundischen Anwesenheit fehlte, nämlich die schwedisch-pommersche Soldateska. Die Officiere derselben waren meistens schwedische oder pommersche, einige auch mecklenburgische Edelleute, aber die Gemeinen aus allen Weltgegenden zusammengeworbenes Gesindel, viel mehr als in dem benachbarten Preußen, wo die Kantonspflichtigkeit wenigstens doch einen ehrenwerthen Stamm von einheimischen Gemeinen lieferte. Dieser Schaden war bei der Art der Zusammensetzung ein unheilbarer und den Sitten höchst verderblicher, und die zwei dort liegenden Regimenter Fußvolk nebst einer Abtheilung Artillerie, Ingenieurs und Pioniers waren ein Krebs in dem gesunden Fleische der Bürgerschaft. Auch begab sich hier damals das Unerfreuliche, daß der größte Theil der Officiere durch eignen Übermuth und Unart von der bessern Gesellschaft der Stadt abgeschlossen leben mußten.

In dieser Stadt war ich nun in die gute Gesellschaft hinein

gestellt, und hatte es in ihr nur zu gut, besonders an solchen Tagen, wo mein Vater, der alte Ohm von Posewald und andere Hausfreunde oder Gefreundte zum Vergnügen oder in Geschäften in der Stadt erschienen und dann in Einem Athem zu Mittag und zu Abend, wobei die Gastgelage oft bis tief in die Nacht hinein reichten, bei den Freunden rings in der Runde eingeladen wurden. Ich verlor mich aber nicht weder in einer breiten und eitlen noch in einer schwelgerischen und sinnenberauschenden Geselligkeit, sondern behielt meinen Vorsatz fest im Auge, und war in der gewöhnlichen alltäglichen Zeit eher zu ernst und abgeschlossen, als daß ich ein Leichter oder gar ein Leichtfertiger hätte gescholten werden dürfen. Es hatten sich in den beiden letzten Grabitzer Jahren in meiner Familie Vorfälle und Verhältnisse ergeben, deren Erzählung nicht hieher gehört, die aber in meinem Gemüthe tiefe Nachbebungen hinterließen, welche ich Jahrelang gespürt habe, und deren Folgen, indem sie, wie zu geschehen pflegt, in andern Fibern und Nerven ihren Sitz aufgeschlagen, vielleicht in unbewußten Bebungen noch in mir fortzittern. Ich kam sehr ernst gestimmt und mit sehr ernsten Entschlüssen nach Stralsund, welchen ich dort auch keinen Augenblick untreu geworden bin. Ich war gesund, stark und rüstig, und hatte mir vorgenommen, es um jeden Preis zu bleiben. Mitten aus den Genüssen des dortigen fröhlichen, sinnlichen Lebens, mitten aus den Genüssen des breiter und weiter gewordenen älterlichen Lebens in dem Hause Löbnitz, wo meine Ältern jetzt wohnten, riß ich mich strenge wieder zu meiner Schule und noch strenger zu den freiwilligen Mühen und Strapazen, welchen ich meinen Leib unterwarf. Ein blöder, unverdorbener, unschuldiger Junge war ich in die Schule getreten; aber der Trieb, von dem Gott einst über dem Paradiese gesprochen hatte: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, ließ sich in den

Seltſamkeiten und Träumereien, die um dieſes Alter in unbeſtimmten Suchten und Sehnſuchten ſpielen, auch ohne ein beſtimmtes Ziel zu haben, ſchon genug merken, und ich betete und rang keuſch und unſchuldig zu bleiben, um ſo eifriger, da ich wohl gewahrte, wie es unter den größeren Schülern mehr als einen leichtfertigen und liederlichen Geſellen gab, der ſolche ſchwere und düſtere Käutze, als ich ſolchen wohl zuweilen erſchien, auslachte und verſpottete. Alle Wälder, Büſche und Strandufer um Stralſund bis auf zwei drei Stunden in der Weite haben meine ſpazieren laufenden und noch im Oktober und November zum Bade eilenden Fußtritte gefühlt. Die Stunden, welche dabei und bei fröhlichen Gaſtgeboten drauf gingen, mußten der Nacht abgeſpart werden. Gottlob ich bedurfte wenig Schlaf, hätte ſein aber vielleicht mehr bedurft, wenn ich mich der Abhärtung und Abmattung weniger bedürftig gefühlt hätte. So mußte in den Jahren 1787, 88 und 89 der einſame Schüler durch Wald und Feld ſtreichen; er rief ſich dabei die horaziſchen Worte Hoc tibi proderit olim zum Troſte zu: und der Spruch hat ſich bewährt: es iſt aus ſolchen einſamen Umnebelungen und Verfinſterungen ſpäter einiger Sonnenſchein hervorgegangen.

Doch ſoll keiner glauben, daß ich immer als der Einſame und Freudenloſe erſchien; nein, ich fand auch meine Kameradſchaft, und zwar eine recht liebe. Manches Gemeinſame in Studien verband mich vorzüglich mit Karl Asmund Rudolphi *), Sohn einer armen Predigerwittwe, welche eine kleine Mädchenſchule hielt, und mit Johann Arnold Pommereſche **), deſſen Vater, Königlicher Kammerrath und Procurator Fisci, mein beſonderer Gönner und

*) Der Berliner.

**) Beide ſind mir bis in den Tod treueſte Freunde geblieben.

Wohlthäter war. Außer diesen konnte ich den liebenswürdigen und geistreichen Friedrich Reincke (in späteren Jahren ein treuester Freund), Johann Jakob Grümbke, Ernst von Gagern, Bernhard Cummerow und Johann Israel zu meinen Getreuen zählen. Eisbahn, Kegelbahn, Schlittenfahrten, Spaziergänge mit solchen lieben Gesellen fehlten nicht, noch einzelne lustige Wanderungen in der Insel Rügen oder auch mit diesem und jenem gelegentlich zu meinen lieben Ältern nach Löbnitz. Hiezu kam noch, daß mein Bruder Fritz, der aber von mir sehr verschiedene (ich meine keine schlimmen) Wege ging, nach zwei Jahren sogleich als Primaner die Schule und neben mir ein Stübchen bezog, und daß Lorenz Stenzler, der Sohn des ehrwürdigen Pastors zu Gartz, mir als Stubengesell beigethan ward. Ich als der Ältere und nun schon Geübtere sollte diesem gelegentlich helfen, und half auch; was Fritz, der hier auch bald einen guten Namen gewann, weniger bedurfte.

Doch blieb für mein Gutes und Bestes das älterliche Haus immer die Oberburg meiner Gefühle und Gedanken, und zu wie vielen Orten und Menschen ich auch freundlichen Zutritt hatte, nirgendshin zog es mich so mächtig als zu diesen Wurzeln meines Daseyns. Dieses Haus und die ganze Lage desselben hatte sich bald nach meinem Abzuge nach Stralsund vier Meilen weiter gegen Nordwesten auf das Festland und in viel größerer Breite hingestellt. Mein Vater hatte drei Meilen von Stralsund an der großen Straße zwischen Stralsund und Rostock die sogenannten Löbnitzer Güter (mehrere Höfe und Dörfer) gepachtet. Diese Güter gehörten auch unter die Herrschaft Putbus, welche von der verwittweten Gräfin zu Putbus Wilhelmine Gräfin von der Schulenburg verwaltet wurden, welche für ihre Söhne, die Kinder des verstorbenen Grafen Malte zu Putbus, die Vormundschaft führte. Mein Vater hatte diese Pachtung wohl vorzüglich dem Einfluß zu

danken, den unſer Patriarch Hinrich zu Poſewald bei der Gräfin Wittwe hatte. Dieſes große Unternehmen ſchlug ihm bald ſehr vortheilhaft aus. Die franzöſiſche Umwälzung und andere Zeitereigniſſe trieben die Preiſe des Getraides viele Jahre zu einer ungewöhnlichen Höhe, und wer Landgüter bebaute, konnte nun gewinnen.

Hier war nun wieder etwas von Schoritz, und mehr als Schoritz, obgleich das heilige Meer fehlte. Löbnitz war auch eine verlaſſene Schönheit, deren Glanz zum Theil freilich abgebleicht war, aber deren Jugend Schoritz ſicher um vieles überglänzt hatte. Löbnitz war ein Sitz der Grafen von Schwerin geweſen. Der Vater meines Gönners und Freundes, des ſchwediſchen Generals Grafen Philipp Schwerin, hatte noch darauf gewohnt. Nach dem Tode deſſelben hatten er und ſeine Brüder ihre pommerſchen Güter dem Grafen Malte von Putbus verkauft. Es war auch im erblaſſenden Glanze immer noch ein ſehr ſchöner Hof. Das Haus mit zwei ſtattlichen Flügeln zählte zwei große Säle und über zwanzig Zimmer, deren ein Theil noch goldene Leiſten und Getäfel, ſeidene Tapeten und ſchön geformte Öfen hatte, die andern mit vergoldeten Tapeten verziert waren, die einen mit Kriegsthaten Karls des Zwölften, die andern mit Abentheuern des Ritters von der traurigen Geſtalt geſchmückt. Der Erbauer des Hauſes, ein Oberſt Graf Schwerin, war nämlich ein Kämpe des großen Schwedenkönigs und Vetter des berühmten preußiſchen Feldmarſchalls geweſen. Unter dem Hauſe, das zwiſchen grünen Wieſen auf einem ſandigen Hügel lag, dehnte ſich der von einem tiefen Bach durchſtrömte Luſtgarten aus, mit ſeinen Lindenalleen, Luſthäuschen, Hecken und Grotten, alles in dem Stil von 1740 und 1750. Gegen das Ende des Gartens ſtieg man einen kleinen Olymp hinan, um welchen die hölzernen Bilder der Dei majorum

gestirn und Arktur und Orion, die im Winter ein gewaltiges Licht führen, wehmüthig darauf an, wie viele Freuden und Leiden des Jünglings, der an ihnen damals oft die Stunden zählte, unterdessen unter ihrem unsterblichen Laufe auch dahingerollt sind. Die Schulferien, versteht sich von selbst, wurden fast immer bei den Ältern verlebt, wenn nicht zuweilen für Posewald und Putbus eine Woche abgegeben ward.

Der Herbst von 1789 war herbeigekommen und vor dem Anfang desselben die gewöhnlichen öffentlichen Darstellungen und Prüfungen. Mein Vater war dabei anwesend gewesen und ich war unter andern guten Schülern ordentlich durch öffentliches Lob ausgezeichnet worden; doch sollte und wollte ich noch ein zweites Jahr in Prima bleiben. Es ging in jenem Herbst beinahe ein Dutzend Primaner ab, nach Göttingen (dem gewöhnlichen Ausflug der Sundischen, wohin auch die Lehrer, alle weiland Göttinger, immer wiesen), Erlangen und Greifswald; und da gab es mehrere Tage hinter einander nichts als Einladungen und Abschiedsschmäuse. Dies war mir und meinem Blute wahrscheinlich zu viel geworden. Ich gerieth in außerordentliche Stimmungen und Kämpfe mit mir selbst, und es lief in mir herum, ich würde, wenn ich mein Schülerleben hier so fortsetzte, zu einem weichlichen und liederlichen Lappen werden. Also etwas Anderes — aber was? Landmann oder eine Art Schreiber und Rechnungsführer bei irgend einem Landmann. Ich wußte wohl selbst nicht viel zu meinen noch zu wollen. Genug, einen guten Nachmittag ging ich aus dem Frankenthor, wo Karl der Zwölfte in einer Mauernische weiland sein strohenes Lager gehabt hatte, in die Welt hinein. Den Vormittag hatte ich für meinen Vater noch Geschäfte besorgt, unter anderm 400 Thaler für ihn eingenommen, die ich ihm herausschickte. Ich mogte zehn oder zwölf Thaler in meinem Sacke

haben; damit und mit meinen beſten Kleidern auf dem Leibe und einem Bündel Wäſche unter dem Arm lief ich davon, ſchrieb aber meinem lieben Vater in der damaligen Faſſung und Stimmung meines Herzens einen ſo pathetiſchen Brief, als wenn ich auf das Nordkap oder die Magellansſtraße zu ſteuren wollte. Ich ging gegen Süden fort die große Straße, welche nach Greifswald führt, in eine Weltgegend hinein, wohin ich noch nie den Fuß geſetzt hatte. Es muß in den erſten Tagen des Weinmonds geweſen ſeyn. Als es nachtete, begann es zu regnen; ich kam in ein Dorf, wo es keine Schenke gab, und trat in eines Schäfers Haus, Nachtquartier begehrend. Die Leute ſahen mich verwundert an, nahmen mich jedoch auf, und gaben mir, da ſie kein übriges Bett hatten, einige Kiſſen und ein Laken mit auf den Heuboden, worein ich mich wickelte und königlichen Schlaf hielt; denn die vorige Nacht war auf dem Abſchiedsſchmauſe meines lieben Reincke durchſchwärmt worden. Jedoch krähte der Ruf von einem halben Dutzend Hähnen, die auf einem Balken über mir Poſto gefaßt hatten, mich einige Mal auf. Dies war mein erſtes Nachtlager, das ich unter wildfremden Menſchen hielt, gleichſam eine kleine Schickſalsvorzeichnung. Den andern Morgen ſah ich Greifswald vor mir liegen, wagte aber nicht, um oder in die Stadt zu gehen, aus Furcht, ich mögte auf irgend einen mir bekannten Studenten ſtoßen. Ich ging alſo nun am linken Ufer des Ricks hin und ſteuerte den ganzen Tag, im ſchönſten Sonnenwetter nur ſchlendernd, in den Weſten hinein, und gelangte ſo, ich weiß nicht, auf welchem Wege, in ein Dorf an der Peene unweit Demmin, wo ich das zweite Nachtlager hielt. Den dritten Tag früh morgens in und durch Demmin über die Peene, ohne Paß und Kundſchaft; ich ward aber von keinem Menſchen gefragt. Nun däuchte ich mir weit genug von der Heimath zu ſeyn, um irgendwo in dieſer Fremde

mich zu verdingen. Ich ging also längs der Peene hin auf mehrere Rittersitze und Pachthöfe, fragend, ob sie nicht irgend einen jungen Schreiber oder Rechnungsführer nöthig hätten. Nachdem ich so mehrere Nein entgegengenommen hatte, kam ich Nachmittags zu Zemmin an, wo ein alter Hauptmann von Parsenow wohnte. Dieser empfing mich auf meine Frage sehr freundlich, ließ mir sogleich Speise und Trank auftragen und ein nettes Schlafzimmerchen anweisen, unterhielt sich dann des Breiteren mit mir, und erklärte, ich gefalle ihm und er wolle mich gern behalten, wenn mein Vater einwillige. Diesem müsse ich es melden und seine Antwort abwarten. Es lief also ein Brief mit der Post nach Löbnitz, und den fünften Tag kam statt aller Antwort mein Bruder Karl und mein Ohm Moritz Schumacher, der damals bei meinen Ältern lebte, mit einem vierspännigen Wagen und einem Brief meines Vaters, worin er mir freundlich schrieb, ich möge doch zu Hause kommen, er lasse mir die freieste Wahl, ob ich ein Bauer oder ein Studierter werden wolle; wähle ich das Erste, so könne ich die Landwirthschaft ja nirgends besser und bequemer lernen als unter seiner Anleitung, Beschäftigung werde er mir schon zu geben wissen.

Ich war dieser Entwickelung sehr froh; denn jene Dunstwolken, die mich aus Stralsund weggescheucht hatten, waren durch die harten Wanderungen und soldatischen Nachtquartiere schon weggesunken. So setzte ich mich denn mit den Meinigen auf den Wagen und den folgenden Nachmittag waren wir in Löbnitz.

Dies war also ein Entweichen, wenn man will, ein Entlaufen von der Schule, wie es schien, ohne Grund. Doch muß es in meinem Wesen und in dem Gedränge von Gefühlen und Sorgen, die meine Brust beklemmten, einen tieferen Grund gehabt haben, den ich selbst jetzt nicht begreifen kann. Denn grade

die Tage vor meiner Flucht war ich mit meinen Freunden und besonders mit meinem lieben Friedrich Reincke vorzüglich fröhlich gewesen. Was meine Ältern davon gedacht haben, weiß ich nicht; sie haben sich wohl mit allerlei Ängsten über mich gequält: denn wie konnten sie mir in mein dunkles Herz sehen, da ich selbst nicht klar hineinschauen konnte? Daß sie aber Schlechtes von mir geglaubt haben, bezweifle ich. Sie kannten mich ja, und der beste Beweis, daß ich nicht wegen Schlechtigkeiten und für Schlechtigkeiten davon gegangen, lag wohl in der unberührten bedeutenden Summe, die ich für meinen Vater einkassiert und ihm zugeschickt hatte. Die Welt aber oder das sogenannte große Publikum hatte auch hierüber seine Fabeln gemacht und von bösen Liebschaften und von noch Schlimmerem umher geschwatzt, welchem damals gewiß kein Jüngling tapferer aus dem Wege lief als grade ich. Das kam auf dem zehnten zwanzigsten Seitenwege, wie es zu geschehen pflegt, endlich auch zu meinen Ohren. Ich verachtete es, und habe damals und im Laufe des Lebens noch mehr gelernt, daß nichts thörigter und kindischer ist, als um Urtheil, Vorurtheil und Nachurtheil der Menge zu buhlen und aus solcher Rücksicht nur ein Strohhalmbreit von seinem gewöhnlichen Wege abzulenken.

Die Ältern ließen mich nun einige Wochen so ruhig bei sich fortleben, als ob nichts geschehen wäre und ich nur meine Ferien bei ihnen gehalten hätte. Dann sprach der Vater mit mir, und meinte, es sey doch wohl das Beste, daß ich, da ich einmal den Weg betreten habe, bei den Studien bleibe; so kamen die Freunde und Brüder allmälig heran; so die Briefe meiner Lehrer. Und die Meinung des Konrektors Furchau fiel dahin aus: wenn ich glaube meiner Gesundheit wegen auf dem Lande leben zu müssen, so könne ich da ja auch in allerschönster Muße für mich fortstudieren. Dieser letzte Vorschlag leuchtete mir ein, und ich nahm ihn

an. Meine Sachen und Bücher wurden aus Stralsund abgeholt. Was ich zur Fortsetzung meiner Studien von Büchern u. s. w. wünschen konnte, versprachen die Lehrer und andere Freunde mir immer zu verschaffen, und sie haben es verschafft. Und ich habe auf diese Weise wirklich in allerschönster Muße und mit nicht mattem Fleiße vom Herbste 1789 bis zu Ostern 1791 anderthalb Jahre zu Löbnitz verlebt. Jedoch wurden neben diesen edleren Übungen die Strapazen und Abhärtungen tapfer fortgesetzt. Soldatische Lager auf harten Brettern oder Reisig, Übernachtungen unter freiem Himmel, wo ich mich, in meinen Mantel gehüllt, unter irgend einen Baum oder hinter einem Heuhaufen hinstreckte, Wanderungen oft Meilen weit nach allen Seiten hin, besonders nächtliche Wanderungen, die ich begann, wann die Andern schlafen gingen — alles um den in üppiger Jugendkraft schwellenden Leib Tapferkeit und Gehorsam zu lehren. Das erstaunte die Ältern und betrübte sie wohl zuweilen, und ich sah sie über mein Wesen und Treiben oft kopfschütteln; aber da ich das Meinige sonst verständig zu thun schien und mich nicht närrisch gebärdete, so mußten sie mich schon gewähren lassen.

Dieser merkwürdige Abschnitt in meiner kleinen Lebensgeschichte war auch einer in dem ganzen Zeitalter. Die französische Umwälzung begann. Diese machte eben nicht den Abschnitt oder Durchschnitt der Zeit, sondern war auch nur etwas von ihr Gemachtes. Die unbewußte und guten Theils unschuldige sinnliche und auf das Bequeme und Zierliche in Leben und Kunst gerichtete Behaglichkeit, welche von dem Ende des siebenjährigen Krieges bis dahin durch ein Vierteljahrhundert geherrscht hatte, war ausgeschöpft und ausgeleert und in Schlaffheit und Empfindelei übergegangen, und nach allen Seiten hin in Sitten und Neigungen, in Kunst und Wissenschaft, in Theologie und Philosophie entstan-

den mit Einem Male entweder neue Richtungen und Strebungen, oder die Gebarten des alten Daseyns schienen so reif und fertig, daß die Menschen wenigstens neue Richtungen und Strebungen erwarten konnten. Es war zu gleicher Zeit sowohl ein neues politisches, als ein neues philosophisches Streben in die Welt getreten, und ward mit ungeheurer Geschwindigkeit und Lebendigkeit in den Zitterungen und Erschütterungen, die es mit sich führte, von der Hütte bis zum Pallaste mitempfunden und nachempfunden. Und selbst in den engeren Kreisen unsers Hauses und bei der Festigkeit und Beständigkeit, welche meine Ältern in ihrem Wesen schienen gewonnen zu haben, ward diese neue Epoche der europäischen Entwickelung zwar nicht mit Plötzlichkeit, aber doch in Absätzen von je fünf zu fünf Jahren, merklich verspürt.

Mein Vater hatte die Pachtung von Löbnitz nebst seinen Zubehören auf achtzehn Jahre übernommen, und hat diese achtzehn Jahre bis zum Sommer 1805 dort in Friedlichkeit durchgewohnt. Das Haus blieb das alte in rügenscher Freundlichkeit und Gastlichkeit, nur daß bei größerer Wohlhabenheit der Kreis der besuchenden Freunde und Nachbarn sich erweiterte, und bei dem jugendlichen Aufschuß der Kinder auch die Schaar der Gesellen und Gesellinnen sich mehrte. Es war Raum im Hause und die Mutter konnte allenfalls zwanzig Betten aufmachen. Da gab es Vergnüglichkeit und Wirthlichkeit. Und gern ergingen die Freunde sich bei uns; denn der Vater verstand auf eine seltene Weise Anständigkeit mit Freiheit zu vereinigen, und dabei seine vielen Arbeiten und Geschäfte so zu ordnen, daß darin nichts aus dem ordentlichen Geleise kam. Er war im Sommer immer mit der Sonne, im Winter um fünf sechs Uhr auf, brachte in den ersten Stunden seine Hauptbücher in Ordnung, und besorgte dann die dringenden Geschäfte bis zum Frühstück, darauf in noch einigen

Stunden mit den Söhnen und Großknechten die laufende Wirthschaft, und dann hatte er immer noch ein paar Stunden für den geistigen Menschen übrig. Es war ein stiller frommer Naturſinn in dieſem guten Menſchen, und er konnte bei rollendem Gewitter oder im Morgen- und Abendroth mit gefalteten Händen Stunden lang auf ſeinem Olymp ſitzen und ſchweigend und anbetend in die Unendlichkeit hineinſchauen. Auch die liebe Mutter blieb unverrücklich in ihrer klaren und ſichern Natürlichkeit, wie ſehr auch der Welt der alte Boden, worauf ſie bisher geruht hatte, durch gefährliche Unterminirung zu entſinken begann.

Da in dieſem Hauſe nun nicht bloß die alten Freunde und Gefreundten und die Nachbarn aus- und eingingen, ſondern nun auch die ſtudierenden Genoſſen und die umwohnenden Geiſtlichen, der gute Paſtor Dankwardt zu Bodenſtede mit eingerechnet, und in den Ferien oft auch unſre werthen ſundiſchen Lehrer als Gäſte hinzukamen, und die Söhne nun auch allmälig anfingen ihre Seelſchnäbel in Geſprächen und Streiten zu wetzen, ſo fehlte es auch an edlerer Lebendigkeit nicht; und auch die politiſche Theilnahme an den Weltbegebenheiten wuchs von Jahr zu Jahr, ohne daß ſie hierlandes noch einen heftigen Karakter angenommen hätte. Auch ich war mit darin, noch zwar nicht tief eingebrannt, obgleich ich ſchon ſeit manchen Jahren nicht bloß ein eifriger Vorleſer, ſondern auch ein ämſiger Selbſtleſer der Zeitungen geweſen war.

Nachdem ich hier in Löbnitz im väterlichen Hauſe wieder anderthalb Jahre recht wohl verlebt hatte, bezog ich die Univerſität Greifswald, um Theologie zu ſtudieren, ein Studium, zu welchem der Sohn eines Landpfarrers und Landmanns, wenn er nicht unfromm iſt, auf die allernatürlichſte Weiſe hingezogen wird. Ich lebte in Greifswald zwei Jahre. In der Theologie hat mir der Doktor Schlegel genutzt, damals General-Superintendent des

Landes, ein gelehrter, nur im Vortrage etwas zu sehr ſpringender Mann; in Naturwiſſenſchaften der Schwede Brismann, ein heller lebendiger Kopf; in der Philoſophie Muhrbeck, auch ein Schwede, ein ſcharfer Denker und eifriger Wolfianer, von einem trefflichen Vortrage und tüchtiger Gelehrſamkeit: dieſer alte Schwede war von unendlicher Lebhaftigkeit und Heftigkeit; noch klingt mir's in den Ohren, wie er, wenn er meinte Kant in den Temperamenten aller vier Winde zuſammengehauen zu haben, im Feuer ſeines philoſophiſchen Zorns im gebrochenen Schwediſch-Deutſchen ausrief: „Und nun? was will Du nu, Kant, Vir juvenis?" Geſchichte, Erdkunde und die Sprachen, für welche hier eben keine vorzügliche Vorleſer waren, trieb ich fleißig für mich.

Im Frühling des Jahrs 1793 bin ich von Greifswald nach Jena gegangen und habe dort bis zum Herbſt 1794 gelebt. Griesbach, Schütz, Reinhold, Fichte, Ulrich muß ich unter meinen Lehrern hervorheben, auch Paulus, welcher, damals jung und friſch, noch nicht lange gelehrt hatte. Schütz, damals ganz von der Allgem. Literaturzeitung beſchlagen, betrieb ſeine Vorleſungen leider wie ein Nebengeſchäft. Aus der Philoſophie, welche alles begeiſterte und auch unter meinen Genoſſen manchen trocknen Kopf verrückt machte, habe ich wenig Scharfes und Spitzes ziehen und gewinnen können, doch hat mich Fichtes tapfre Perſönlichkeit begeiſtert; Ulrich war lebendig, witzig und geiſtreich, und las Geſchichte der Philoſophie und Literargeſchichte mit mehr Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit, als Reinhold und Schütz. Für Geſchichte war hier, außer Griesbach nichts: der alte Heinrich war trocken und einformig wie die Wüſte Sela, und der eben auftretende Woltmann bedeckte ſeine vornehme Oberflächlichkeit mit ſchön klingenden Worten; er ſchillerte damals durchweg ohne Schillers edle Seele.

So kurz zeichne ich meine Studentenjahre an, weil ſich darin für meine Entwickelung ſcheinbar nichts Merkwürdiges begeben hat. Ich wandelte auf dem alten Wege fort, ward aber allmälig freier und leichter. Gottlob nicht leichtfertig. Am meiſten half mir dafür wohl das gute Beiſpiel aus dem Vaterhauſe, viel gewiß auch das Urtheil und Vorurtheil, welches mich ganz beherrſchte, daß ein Theologus keuſch und unbefleckt ſeyn müſſe. Am meiſten halfen doch wohl Gott und Glück, welches auch Gottes iſt; aber gewiß thun auch jene angeführten Items ihr Großes. Ich will hiemit nicht andeuten, als habe ich gleichſam ein ſtrenges Klausnerleben geführt. Nein keinesweges. Ich habe mit der andern Jugend ſtudentiſch und deutſch gejubelt und mitgelebt, auch manche fröhliche Nacht mit drein geſetzt, was ich mehr als Andere durfte, ohne in meinen Fleiß zu große Riſſe zu machen: ich bedurfte wenig Schlaf. Dann aber wallte mein Leben wieder ſtiller auf einſamen Pfaden dahin.

Mein lieber Bruder Fritz war in Jena auch ein Jahr mit mir zuſammen. Ich hatte aber damals gar wenig von ihm; unſre Wege liefen zu weit aus einander. Wenn ich mich auch zuweilen in den wilden jugendlichen Strudel ſtürzte, ſo brauſte er doch oft ordentlich mit ihm fort und ſchlürfte ſein kaiſerliches Studententhum mit aller Luſt und Überluſt oft in vollſten Zügen aus. Ich ſage oft; denn weit mehr als ich konnte dieſer wunderſame und reich begabte Menſch auch wieder die Einſamkeit ertragen und oft vier Wochen in einem verborgenen Dorfſtübchen verſitzen, wohin er ſich ſeine Bücher ſchleppte und im Genuß der Alten und auch der Kantiſchen und Fichtiſchen Philoſophie ſchwelgte. Er war ein trefflicher Lateiner, überhaupt bei einem königlichen Gedächtniſſe, das ihm alles Nöthige immer ſogleich aus dem Stegreif darreichte, ein gewandteſter und klarſter Sprecher, und erſchien deswegen

gern bei allerlei öffentlichen Disputationen, wo die Leute erſtaunten, daß dieſer, den ſie ſelten in den Hörſälen ſahen und der nur durch ſeinen Degen berühmt war, in omni scibili ſich ſo gewandt und fertig zeigte.

Meine Univerſitätsreiſen machte ich nach meiner Weiſe zu Fuß, wie auch andere Ein- und Ausflüge durch das liebe Vaterland, und zwar nicht bloß, um den ſtarken Mann zu zeigen oder zu machen, ſondern auch, um Land und Menſchen kennen zu lernen; was von Tage zu Tage mehr ein leidenſchaftlicher, ich mögte faſt ſagen, naturhiſtoriſcher Trieb in mir ward. Bei meiner Heimkehr von Jena wanderte ich über Leipzig, Deſſau, Quedlinburg, durch den Harz und Braunſchweig bis Celle, und fuhr dann durch die Lüneburger Haide mit der Poſt nach Hamburg, wo ich einige Wochen blieb und Schrödern in mehreren Rollen und auch als König Lear bewunderte. Wandsbeck beſuchte ich, ſah Asmus Haus und nicht ihn. Auch hatte ich eine Furcht auf berühmte Männer einzudringen; ich habe da, wo die Meiſten zu viel thun, zu wenig gethan. Auch Goethen hatte ich nur noch von fern geſehen. Gegen Ende des Oktobers dieſes Jahres 1794 war ich in Löbnitz.

Hier ſaß ich nun wieder zwei behagliche Jahre, indem ich meine beiden jüngſten Geſchwiſter unterrichtete und für mich ſtudierte, ich ſollte lieber ſagen repetirte. Ich hatte in den letzten ſechs Jahren ſeit meiner Flucht vom ſundiſchen Gymnaſium, wo ich mein freier Herr geworden war, mit recht lüſternem Heißhunger, wie aller lebendigen Jugend wohl begegnet, Mancherlei genaſcht, mitunter auch wohl manche rohe und wüſte oder meinem Magen wenigſtens unverdauliche Speiſe hinuntergeſchluckt. Dies fing nun an gleich im Meer verſunkenen Inſeln ſich zur Oberfläche des Lichts zu erheben und Einiges auch ſich zu geſtal-

ten. Ich war lange ein Dämmerer gewesen und ein Träumer sollte ich in vielen Dingen wohl immer bleiben. An Reibung und Reitzung fehlte es mir selbst im ländlichen Hause meines Vaters nicht; und so flossen diese zwei Jahre meist fröhlich dahin.

Im Herbst 1796 lud mich der alte Hausfreund Kosegarten zu sich, der mehrere Jahre als Rector scholae in Wolgast gelehrt und dann die beste Pfarre im Lande, die zu Altenkirchen auf Wittow, erlangt hatte. Ich sollte seine Kinder unterrichten, die aber in der That für den Unterricht noch zu jung waren. Ich ging gern zu ihm, weil er eine ausgewählte Bibliothek hatte. Ich war nun Kandidat der Theologie, auf eine unbeschreiblich leichte Weise von dem alten Schlegel tentirt und zum Predigen berechtigt; und ich predigte auch zuweilen, und zwar mit Schall und Beifall. Ich kann nicht sagen, daß ich mir selbst so vielen Beifall gab, wiewohl ich merkte, daß ich Leichtigkeit und Flüssigkeit genug hatte. Ich hatte wenigstens einige vortreffliche Prediger gekannt und mir selbst ein Muster gestellt, das nicht leicht war. Ja grade hier auf Wittow, wo die Leute anfingen etwas von mir zu meinen, kam ich ganz von dem Entschlusse ab, ein Geistlicher zu werden. Warum? Ich bildete mir ein, weil ich nach und nach erfuhr, daß die meisten Stellen in Pommern und Rügen, welche Königlichen Patronats waren, oft fast wie durch Kauf und Verkauf, gelindest doch durch nicht immer löbliche Verbindungen in Stockholm gewonnen wurden; es war aber wohl, weil die Welt mich nach einer andern Seite hinzog, weil ich den rechten Beruf nicht hatte, weil ich auch, wenn gleich mir damals noch unbewußt, von der allgemeinen theologischen Lauigkeit der Zeit ergriffen war. So ist es also in der Ordnung gewesen, daß ich mich von den fetten rügenschen Pfründen nicht habe locken lassen, ondern den schwarzen Rock nicht angezogen habe. Denn locken

konnten rügensche Pfarrstellen wohl den pfaffischen und weltlichen Sinn, deren mehrere bei den damaligen hohen Kornpreisen 2000 und 3000 Thaler schwer Geld eintrugen, deren Inhaber Gerichtsherren ihrer Kirchdörfer waren, mit vier schwarzen Rappen vom Bock fuhren und sich Kirchherren schrieben. Nein nicht alle — auch mein Kosegarten nicht, den kein Hochmuthsteufel plagte, — sondern nur Einer, der auch andere schnurrige Eitelkeiten zur Schau trug. Ich traf diesen Herrn einmal in einer Gesellschaft von Edelleuten und fragte ihn, warum er sich bei einer öffentlichen Ankündigung Kirchherr unterschrieben habe mit einem in Rügen ganz ungewöhnlichen Worte. Er entgegnete mir keck, das sey sein gebührlicher Titel und schicke sich in der Insel für einen Gerichtsherrn recht gut, um so mehr, da in Schweden selbst alle gemeine Pfarrer ihn gebrauchen. „Ei!" entgegnete ich ihm da etwas boshaft: „Herr Pastor, Sie haben das Wort nur unrichtig „übersetzt: das schwedische Wort Kyrkoherde ist eben so weit „vom Kirchherrn, als der umwandelnde Apostel Paulus vom „Pabst zu Rom: es heißt nicht Herr der Kirche, sondern „Hirt der Kirche; ich denke, Sie bleiben bei'm Wort Pa„stor."

Doch diese Anekdote bei Seite hatte meine liebe Insel grade damals, und zum Theil in den besten und ersten Pfründen mehrere durch Kenntnisse, Sitten und Karakter sehr ausgezeichnete Männer, von welchen ich nur den trefflichen Stenzler in Gartz, der leider früh heimgegangen war, die Pröbste Pistorius zu Poseritz, Picht zu Gingst, Schwarz zu Wyk auf Wittow, die Superintendenten Pritzbur zu Gartz und Droysen in Bergen und meinen Doktor Kosegarten in Altenkirchen hier nenne. An solchen hätte sich ein junger Mann wohl aufbauen und für die würdige Führung des heiligen Amts bereiten und stärken können.

Ich wollte denn der Geistlichkeit Ade sagen und mich in die volle Weltlichkeit hineinstürzen. Ich war jetzt acht und zwanzig Jahre alt, und eine große Sehnsucht lockte mich die Welt zu sehen. Mein Vater reichte mir die Mittel, ich verstand mich zu behelfen; und so ging es ganz leidlich, wenn auch nicht freiherrlich, doch zuweilen herrlich. So bin ich denn anderthalb Jahre in mancherlei Abentheuern, die nicht hieher gehören, zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff herumgepilgert vom Frühlinge 1798 bis in den Herbst 1799, habe ein Vierteljahr in Wien gelebt und mir das Ungerland betrachtet; dann über die Alpen nach Italien. Dort hat mich in Toskana der wieder ausbrechende Krieg überrascht und mich geschwinder weggetrieben, als ich gedacht hatte; ich habe Rom, Neapel und Sicilien nicht zu sehen bekommen. Als die Kriegsflamme aufzulodern begann, war ich in Nizza, dann in Marseille, den ganzen Sommer in Paris; den Herbst bin ich über Brüssel, Köln, Frankfurt, Leipzig, Berlin langsam heimgezogen. Auch diesen Ausflug, wie so Vieles in meinem Leben, was ich leider beklagen muß, habe ich mehr aus Instinkt als für einen bewußten Zweck gethan. Ohne bestimmte Richtung und Ziel, ohne Vorbereitungen und Vorarbeiten für die Straßen, die ich durchlaufen wollte, bin ich fast zu leicht durch die Welt fortgeschlendert. Ich habe diese Reise fast wie Bruder Sorgenlos gemacht, fast, als wäre ich ein hochgeborner Reichsfreiherr gewesen, die straffe Börse und die blanken Wechsel desselben abgerechnet. Indessen ich bin später gewahr geworden, daß in mir ein dunkles Ziel lag, das ich damals nicht gewahrte. Ich habe die Dinge, Menschen und Völker dieser Welt doch sehen und erkennen gelernt. Ich glaube aber nun, da mir die Augen über dem, was ich alles ersehen habe, oft übergehen wollen, es wäre ein Unglück, wenn ein Mensch sehen könnte, wann und wodurch ihm auf seinem Pilgerlaufe das Gesicht wächst.

Ich war wieder in der Heimath. Die Frage war: Was nun? Diese ward zunächst durch die Liebe entschieden. Eine alte Liebe, zuweilen mit dünnen weißen Aschen bedeckt, hatte fünf Jahre im Stillen gebrannt; sie schlug an's Licht auf. Durch sie bin ich nach Greifswald gekommen und Universitätsmann geworden. Diese kleine unberühmte Universität Greifswald war eine der ältesten deutschen Lehranstalten und besaß so bedeutende Güter und Stiftungen, daß sie wenigstens etwas besser und berühmter hätte seyn können, als sie war. Aber ihre Leitung und Verwaltung ruhten auf keinen ernsten und sicheren Grundsätzen, sondern liefen ganz zufällig, wie die obersten Leiter eben wollten. Denn sie war, außer andern Übeln, die sie drückten, erstlich in eine Versorgungsanstalt für die Schweden ausgeartet. Manche gute schwedische Köpfe, die in Lund und Upsala oder als Dichter und Redner auf Reichstagen nachher berühmt geworden, haben in Greifswald ihre Studien gemacht und ihre akademischen Anfänge als außerordentliche oder ordentliche Professoren. Zweitens war sie eine Versorgungsanstalt für die Söhne und Töchter der Professoren und mancher angesehenen Familien der Stadt. Ich heirathete die natürliche Tochter des Professors der Naturgeschichte, Dr. Quistorp, Charlotte Marie, und ward Privatdocent, und das folgende Jahr, nicht ohne den Einfluß dieser Familie, Adjunkt der philosophischen Fakultät mit etwa 300 Thalern Gehalt, im Jahr 1805 außerordentlicher Professor, mit einer Verbesserung von etwa 200 Thalern. Meine Frau schenkte mir im Sommer 1801 einen schönen Sohn, der ihr das Leben kostete.

An dieser kleinen Universität war ich zehn Jahre befestigt, von welchen ich ungefähr die Hälfte auf Reisen und in Schweden zugebracht, die zweite Hälfte gelehrt habe. Als ich antrat, waren einige sehr würdige Alte da, und etwa ein halbes Dutzend Jün-

gere, die meiſtens erſt zugleich mit mir begannen und von welchen einige berühmt geworden ſind: Parow, Rudolphi, Rühs, Schildener, Muhrbeck. Dies brachte durch das junge Blut etwas Belebung und Erregung in den Greifswalder Schlaf. Es hat ſein Misliches mit ſolchen Mühlen der Gelehrſamkeit, welchen das Waſſer, d. h. die Studenten, zu ſehr fehlt; es tritt leicht Vertrocknung und Erſtarrung oder Verfaulung ein. Es hat ſein Gutes mit ihnen, daß der Wetteifer die jungen Kräfte bei'm Anſpannen und Ziehen nicht übertreibt und zur Nothreife austrocknet, und auf ſolche Weiſe Talente, die ſpäter wirkſam werden können, zerſplittert und aufreibt. Manche von uns, obgleich wir nach Art des Landes leicht mit dem Tage fortlebten, waren doch ſtrebſam und fleißig, und lernten bei'm Lehren, welches die herrliche Nothſchule iſt, daß ſie die Gewiſſenhaften nöthigt, ein Chaos von Geſammeltem und Aufgeſpeichertem, was in ihrem Gehirn noch in völliger Unordnung über und unter einander liegt, in Ordnung und Klarheit zu ſtellen. Ich begann als Lehrer mit Allerlei, welchem ich kaum halb gewachſen war, blieb endlich bei geſchichtlichen Vorleſungen ſtehen, hatte oft zahlreiche Zuhörer, und war geſund und fleißig. Noch gedenke ich jener Tage neben manchen traurigen Erinnerungen mit Luſt.

Außer den eben genannten jungen Männern lebte ich mit andern würdigen Altersgenoſſen und erprobten Freunden, deren Namen ich mit Dankbarkeit hieher ſetze: Dr. Billroth, Dr. Geſterding (jetzt beide Bürgermeiſter der Stadt), Dr. Ernſt von Gagern, und Wilhelm Ledebur, auch ein ehemaliger Sundenſer, den wir leider frühe begruben. Unter den Älteren waren die würdigen Männer, Archiater Profeſſor Weigel, Profeſſor Muhrbeck der Alte, Generalſuperintendent Schlegel, Profeſſor Dr. Ziemßen, Profeſſor von Hagemeiſter, ſpäter Oberappella-

tions- und Geh. Reviſions-Rath, und Oberappellationsrath Sonnenſchmidt meine Gönner und Beſchützer.

Doch ward von hier außer zu dem allerbeſten älterlichen Hauſe, oft auch in die Inſel Rügen gepilgert zu meinem Patriarchen in Poſewald, zum General von Dyke auf Loſentitz, und zum Superintendenten Pritzbur in Gartz, auch zwei Patriarchen anderer Stufen, als der wackre alte Hinrich Arndt. Ich fühlte oft die Sehnſucht, dieſe herrlichen Menſchen zu ſuchen, die ich in fünf ſechs Stunden von Greifswald erreichen konnte. Was ich da empfangen habe, das läßt ſich auf kein Papier bringen. Es waren herrliche Abdrücke von Gottes Ebenbilde, drei Patriarchen, aus denen ſich Kraft ſaugen ließ, wenn die luſtigen Geiſter der Spekulation, die oft in dünner und unerquicklicher Geſpenſtigkeit wie Herbſtwinde durch die dürren Stoppeln, durch die öden Bücherblätter hinpfeifen, einen in die kalte und leere Nebelwelt forttragen wollten.

Hier ward ich auch bald ein politiſch ſchreibender und handeln müſſender Menſch. Mein Freund Steffens hat ein Buch geſchrieben des Titels: Wie ich wieder Lutheraner ward. Ich will hier wenigſtens kurz andeuten, wie die einzelnen Keime nach und nach ſich zu einem großen politiſchen Kraut oder Unkraut entwickelt und erhoben haben. Ich beſchreibe hierin zugleich das ähnliche Keimen, Wachſen und Erſtehen der Gefühle und Anſichten von Millionen deutſcher Menſchen.

Mit Recht betrachtet man den Anfang der franzöſiſchen Umwälzung als den Punkt des Übergangs der ſinnlich ſentimentalen und äſthetiſchen Epoche zu der überſchwänglich philoſophiſchen und politiſchen, und als den Beginn des Erlöſchens oder doch Untertauchens aller andern Gefühle und Anſichten. Aber in einem gewiſſen Sinn hatten ſich bei mir doch ſchon viel früher, ſchon im

Knabenalter manche eigenthümliche und einseitige Ansichten festgesetzt, welche noch jetzt bei meinem schneeweißen Kopf oft besserer Warnung und Einsicht nicht weichen wollen. Ich hatte als kleiner Junge, als Zeitungsvorleser und Kronikenleser zwischen meinem neunten und zwölften Jahre schon gewisse politische Verhärtungen und Versteifungen. Ich brauche diese Worte absichtlich, weil ich die Sache als Fehler in mir erkannt habe. Ich bin von jeher vielleicht ein übertriebener Königischer (Royalist) gewesen. Ich glaube, ich bin es geworden, wie die meisten Menschen ganz unbewußt etwas werden durch die ersten Gewöhnungen des frühen Alters. Mein Vater war wenig ein politischer Mann, er ließ selbst in späteren Jahren, wo die politischen Stürme auch zu unsrer Heimath immer näher und dräuender heranbrausten, zwischen 1800 und 1806, die Begebenheiten und die Urtheile und Streite über die Begebenheiten meistens unbekümmert und lächelnd an sich vorübergleiten. Nur bei dem Namen Gustavs des Dritten von Schweden gerieth er in Gluth. Diesen und die Schönheit und die glänzenden Auftritte desselben hatte er in den ersten glücklichsten Jahren jenes Königs in Stockholm mit jugendlichen Augen gesehen. Auch hatte er höchstens für ein paar andere schwedische Namen noch einige Liebschaft. Alles Andre blieb ihm fremd. Aber es waren zwei Andre meiner Gefreundten, welche Feuer in mir anschüren konnten, der alte Hinrich zu Posewald und mein anderer Ohm und Pate Moritz Schumacher. Hinrich war ganz Schwede — war sein Großvater vielleicht in ihm wieder aufgelebt? — und riß mich mit seiner Heftigkeit unwiderstehlich in die Schwedenliebe und Schwedenverehrung hinein; er lebte auch, so viel sein niederer Lebensstandpunkt es erlaubte, in ihren Geschichten und in allen Geschichten und Anschauungen des gewaltigen norddeutschen und skandinavischen Lutherthums.

Darin konnte der herrliche Wasa, Gustav Adolf, wohl für Millionen Könige gelten. Wie sollte ich denn die Könige nicht angebetet und über alle Republiken, griechische, römische, platonische und fichtische, gestellt haben? Moritz Schumacher auf der andern Seite war ein heftiger Preuße ganz gegen die Neigungen meiner meisten Landsleute, welche, an eine gewisse gutmüthige Lockerheit und sorglose Ungebundenheit mit großer einzelner Freiheit des schwedischen Wesens gewöhnt, jenseits der Peene etwas Korporalischfreudenloses und Fiskalischhartes zu sehen glaubten. Moritz Schumacher war durch seine Art und Neigung ganz natürlich zu dieser preußischen Begeisterung gekommen. Er war ein feiner, hübscher schlanker Mensch, mit einer trefflichen Gesangstimme und andern Talenten, und liebte das Eitle und Blanke. Mein Vater war ein bäuerlicher und, obgleich nicht ungebildet, ein ganz bürgerlicher Mann, und drängte sich nimmer zu Vornehmen und Adlichen hinauf. Ganz anders aber mein Herr Ohm Moritz. Rügen wimmelte damals weit mehr als jetzt von kleinen Edelleuten, welche als Hauptleute oder Majore in ihrer Jugend im preußischen Heere gedient hatten. Diese suchte er, wie er nur konnte, auf, und erzählte jedes Wort des gnädigen Herrn Hauptmanns und Rittmeisters, jeden Einfall, den die gnädige Frau ihm gegenüber hatte fallen lassen, als eine Gnade; ja, der Apfel und die Birne, welche die Frau Majorin oder das gnädige Fraulein ihm bei'm Abschiede in die Tasche gesteckt hatte, bekam dadurch einen Geruch und Geschmack, als hätte er sie im Paradiesesgarten gepflückt. Auch trug er sich ganz, legte Schabracke und Sattel, schnallte Stiefeln und Sporen, drückte den Hut über Zopf und Locken wie ein alter preußischer Rittmeister. Von dieser seiner Gesellschaft holte er sich die preußische Farbe. Wie sollten diese Männer den Namen und die Thaten des großen Friedrich nicht vergöttert haben?

Dieſe ritterliche Vergötterung trug er mit in unſer Haus und blies alſo auch von dieſer Seite etwas Königiſches in mein Herz. Auch dieſes große Königsbild ward ſo vor meine Kindheit geſtellt und neigte meinen politiſchen Glauben der Monarchie zu. Ich bin ſpäter der Nichtachtung des großen Helden beſchuldigt worden; ich glaube es nicht verdient zu haben. Ganz gemäß ſolchen erſten Jugendlehren und Jugendeindrücken geſchah es denn auch, daß ich kleiner Zeitungsleſer bei Debatten immer für England gegen Amerika ſtritt, da doch die meiſten Alten amerikaniſche Partheigänger waren.

Und die Franzoſen und ich? Auch da war mein politiſcher Glaube wohl in erſter Jugend entſtanden. Ich habe oben mehrmals erwähnt, wie ich in den Jahren, wo wegen der kleinen Umſtände der Ältern mir aller regelmäßig fortlaufende Unterricht verſagt war, doch mit reichlicher Leſung alter Geſchichtbücher und Kroniken gefüttert ward. Unter dieſen waren auch die deutſchen und in's Deutſche überſetzten Bücher Puffendorfs und Anderer, welche den dreißigjährigen Krieg und die herrſchſüchtigen Hinterliſten und mordbrenneriſchen Thaten Ludwigs des Vierzehnten beſchrieben haben. Dies hatte mir Abneigung, ja oft Abſcheu gegen das ganze mitſpielende Volk eingeflößt. Daher freute ich mich zur Zeit jenes Zeitungsvorleſens über jede ihrer Niederlagen und war im Haß gegen ſie auch ganz Engländer.

Nun brach in meinem blühenden Jünglingsalter die große franzöſiſche Umwälzung und mit ihr die große Umwälzung und Umrollung der Herzen von halb Europa los. Dieſe ward allenthalben und auch bei uns im Hauſe für und wider heftig beſtritten, hatte aber auch da mehr Freunde als Feinde; und ich mußte mich trotz meiner Abneigung gegen das Volk doch oft zu den erſten geſellen, weil die Verſchuldungen der Regierungen vor Ludwig

dem Sechszehnten entsetzlich gewesen, weil manche von den Führern aufgestellte Lehren und Grundsätze unleugbar gerecht und heilig waren, wie sehr sie später auch entheiligt und befleckt worden sind. Doch jammerte mich jeder französische Sieg über die Deutschen und über die andern gegen sie Verbündeten, ohne daß ich Deutschland schon nach voller deutscher Pflicht gefühlt hätte. Ich saß noch weit vom Schauplatz und Getümmel am Baltischen Meere und hatte noch mehr ein schwedisches als deutsches Herz. Ich war wohl heftig und ungestüm, auch gewiß keine knechtische und dienerliche Seele, aber nicht geboren, mich mit einer Schwärmerei, welche selbst den Greis Klopstock hat Lieder und Gegenlieder singen lassen, in ein Chaos verworrener und nebelvoller Ansichten und Leidenschaften hinabzustürzen. Vielleicht bin ich dazu zu sehr als Philister geboren, der gern sogleich von allem klaren Bescheid haben mögte, mag auch zu viel von jener bleiernen Schwere in mir tragen, welche in dem karakteristischen Fluche des Volkes Schwere Noth die ursprüngliche Weltansicht desselben ausdrückt, wie der Schwede mit den Teufeln und die romanischen Südländer bei erregteren Gefühlen mit jenem Dinge, welches die größte sinnliche Lust anspielt, um sich werfen müssen. Diese philistrige Natur, welche das Edelste und Höchste in seiner allgemeinsten poetischen Reinheit anzuerkennen sich sträubt, mag sich schon in den horazischen Versen, welche ich in die Stammbücher meiner Kommilitonen zu malen pflegte, offenbaren, als da sind: Nil admirari und Perfer et obdura. Daß ich mich also früh schon gegen die erhabensten Täuschungen sträubte.

Ich hatte endlich das Volk selbst gesehen, und sein Liebenswürdiges und Leichtes wie sein Trügerisches und Lügenhaftes war mir kein Geheimniß geblieben. Ich war durch Belgien und längs dem Rhein langsam in's Vaterland zurückgezogen, hatte mich in

Brüssel, Aachen, Köln, Koblenz und Mainz aufgehalten und allenthalben die von jenem übermüthigen Volke zertretenen und geschändeten Trümmer der alten deutschen Herrlichkeit gesehen. Ich hatte Unmuth und Ärger genug, aber wahrlich noch keinen rechten Zorn empfunden. In Frankfurt und bei Höchst war ich mitten unter Gefechte gerathen. Der französische General Baraguai d'Hilliers hatte mich mehrere Tage in Frankfurt eingesperrt; am Main waren die Plänkler an beiden Ufern hin und her gesprengt; der Spessarter Landsturm Albinis hatte mich umbraust. Das war meinen Augen und Ohren noch nicht viel mehr als ein Schauspiel gewesen, obgleich ich mich allerdings von Herzen gefreut haben würde, wenn durch einen Engel Gottes, wie weiland den Schaaren Sanheribs geschehen, die Franzosen um Frankfurts Mauern in Einer Nacht alle als Leichen gelegen hätten. Aber nicht lange, so erwachte der Zorn, ach! der freilich kein Glück bedeutende Zorn, der mir aber doch über manchen schweren Tag hingeholfen, mich an manchem schwersten Tage sogar beglückt hat. Denn glückselig ist der Mensch nur in dem Maaße, als er am gewaltigsten empfindet, wenn nämlich das Empfinden der Art ist, daß ihm das Denken darüber nicht ausgeht; denn sonst wird es ein zermalmender Mühlstein.

Napoleon war einige Tage nach meiner Abreise von Paris aus Ägypten zurückgekommen. Ich sah die herrische Gestalt der Zeit sich schwingen und fortschwingen, folgte seinen Listen, seinen Schlachten, seinen Weltklängen und Faustgriffen. Begriff ich ihn schon klar? Ich weiß nicht; aber nach der Schlacht von Marengo wandelte mich ein Grauen an vor dieser Gestalt, vor dieser von so vielen und von so hohen Menschen vergötterten Gestalt: es schien ein unbewußtes Grauen vor dem Jammer der nächsten zehn Jahre zu seyn. Der Zorn aber, ein Zorn, der bei der

deutschen und europäischen Schmach oft ein Grimm ward, kam mit dem Frieden von Luneville und mit den schimpflichen Verhandlungen und Vermäkelungen, worin Talleyrand und Maret des Vaterlandes Loos und Looſe ausschnitten und ausfeilschten. Die Jahre 1805 und 1806 rissen endlich die beiden letzten Stützen nieder, woran sich ein bischen Deutsches geschienen hatte halten und erhalten zu können. Jetzt war das Letzte geschehen, alles einzelne Deutsche, das Kleinste wie das Größte, das Ruhmvollste wie das Dunkelste, lag nun in Einem großen gemeinsamen Jammer über und unter einander hingeworfen, und der übermüthige wälsche Hahn krähte sein Victoria! über den Trümmern der geschändeten Herrlichkeit. Da war der Tag gekommen, wo alle einzelne Gefühle und Urtheile und Vorurtheile und Lieben und Vorlieben in dem großen Schutt mit zusammen sanken. Was Kaiser und Könige verloren und aufgegeben hatten, davon mußten sich endlich auch die Kleinen lösen! Als Östreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Wälschen mit rechtem treuen Zorn zu hassen. Es war nicht allein Napoleon, nicht der listige, geschlossene, höhnische, in dem Lande, wo Honig Gift ist, geborne Korse, auf welchen die Lügenhaften später als auf ihren großen Sündenbock allen Zorn Europas hinzuhetzen gesucht haben, den ich zornig haßte, den ich am meisten haßte — sie waren es, die Franzosen, die Trügerischen, Übermüthigen, Habsüchtigen, die hinterlistigen und treulosen Reichsfeinde seit Jahrhunderten — sie haßte ich im ganzen Zorn, mein Vaterland erkannte und liebte ich nun im ganzen Zorn und in ganzer Liebe. Auch der schwedische Partikularismus war nun auf einmal todt, die schwedischen Helden waren in meinem Herzen nun auch nur andre Töne der Vergangenheit; als Deutsch-

land durch seine Zwietracht Nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit.

Fast zu gleicher Zeit erließ ich zwei kleine politische Schriften. Das Erste unter dem Titel Germanien und Europa war nichts als eine etwas wilde und bruchstückige Aussprudelung meiner Ansicht der Weltlage von 1802; das Zweite, Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen behandelte ein heimathliches Übel. Sein Inhalt war ungefähr folgender:

Die Inseln und Küstenländer dieser Ostsee sind nach geschichtlicher Wahrscheinlichkeit ursprünglich nicht von Slaven und Wenden bewohnt worden.

Bei den Stößen, welche die Zerstörung des großen Gothenreichs durch die Hunnen in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts und die fortwährende Drängung der Hunnen gegen Westen veranlaßt haben, ist die ungeheure Bewegung entstanden, welche Völkerwanderung genannt wird. In jenen Tagen, wo auf die Begebenheiten, die an der Weichsel und Oder vorgefallen seyn können, auch kaum ein Schimmer von Licht fällt, sind die Slaven und Wenden auch wohl von Osten nach Westen weiter vorgeschoben und haben die verlassenen oder entvölkerten Landschaften Ostgermaniens besetzt.

Als die Deutschen, die nach dem großen Karl versunken waren, unter den Sachsenkaisern im zehnten Jahrhundert sich wieder erhoben, begannen sie ihre Herrschaft auch gegen Nordosten auszubreiten, und der Krieg gegen die slavischen Völkerschaften begann, ward unter ihnen und ihren Nachfolgern bis an's Ende des zwölften Jahrhunderts fortgeführt, und endigte trotz der muthigsten und hartnäckigsten Gegenwehr der Slaven mit ihrer Ausrottung oder Unterjochung.

Die deutsche Herrschaft rückte vor, deutsche Städte und Fe-

stungen wurden gebaut, welche die wendischen Bewohner meistens ausschlossen, deutsche Einwanderungen und Ansiedelungen begünstigt und in den verwüsteten Landen unter und über den Wenden gegründet. Was früher germanisch gewesen, ward nach und nach wieder germanisirt.

Wir finden in Pommern und Rügen, als der neue Zustand geschichtlich an's Licht zu treten beginnt, fast allenthalben mehr oder weniger strenge Leibeigenschaft oder Hörigkeit, aber durchaus nicht in so eigenmächtig willkürlichem Maaße, als im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Aus den Gesetzen des sechszehnten Jahrhunderts sehen wir, daß Dienste und Leistungen fast allenthalben bestimmt, daß sie nicht ungemessen waren; daß auch die Edelleute keine Bauerhöfe oder Bauerdörfer willkürlich zerstören und in große mächtige Güter verwandeln durften.

Für die Insel Rügen, wo im achtzehnten Jahrhundert die Willkür und Plackerei die ungemessenste war und der Dienst und die Abhängigkeit der armen Leute sich als die härtesten darstellten, ergiebt sich, daß der Bauer dort im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert in einer viel besseren und unabhängigeren Lage war als in Pommern. Wir haben über die bäuerlichen Verhältnisse derselben die Schrift eines rügenschen Edelmanns, des Landvogts von Normann auf Tribberatz, im sechszehnten Jahrhundert unter dem Titel Rügenscher Landgebrauch verfaßt. Es ist vorauszusetzen, daß der Landvogt, selbst ein adlicher Gutsbesitzer, für die Bauern keine partheiische Darstellung abgefaßt hat. Auch verschweigt er ihre Gebrechen und Fehler keinesweges, sondern stellt sie dar als übermüthig, streit- und schlagsüchtig, hoffärtisch und wild, und als solche, die es im ungebundenen und herrischen Wesen den Junkern fast gleich thun

wollen. Das seyen die natürlichen und heillosen Folgen zu großen Wohlstandes und übertriebener Freiheit, daß die Frechheit und der Übermuth sogleich neben ihnen wuchere. Aus dem Landbuche erhellt, daß die rügenschen Bauren Gewinner waren, welche eine große Einlage in das von ihnen bewohnte Gut gemacht hatten; daß, wann sie freiwillig oder aufgekündigt (was an gesetzlich bestimmte Bedingungen gebunden war) von dem Gute zogen, ihnen die ganze volle Wehr, alle Gebäude nebst Saaten und Hofraide ausbezahlt werden mußten; sie waren auch bei ihrem Abzuge von jeglicher Gutspflichtigkeit frei, und mogten als Leute ihres eigenen Willens ziehen, wohin sie wollten. Bei'm Todesfall und bei'm Antritt des Besitzers mußte das Besthaupt und der Gewinn entrichtet werden. Als Mitrichter und Mitschützer ihrer Rechte saßen sie bei Feld- und Gard- oder Kreis-Gerichten neben den Edelleuten, und verheiratheten — was dem alten Landvogt in seiner adlichen Gestrengheit sehr misfällt — ihre Söhne und Töchter häufig in adliche Geschlechter hinein.

Wir finden in jenem sechszehnten Jahrhundert beides in Pommern und Rügen eine Menge einzelne Höfe und ganze Dörfer, wovon um die Mitte des siebenzehnten auch keine Spur mehr da ist. Nach der Erlöschung des alten Herrscherstammes empfingen die Schweden durch die Friedensschlüsse, welche den scheußlichen dreißigjährigen Krieg endigten, das Land verwüstet, entvölkert und verknechtet. In solchem Zustande übernahmen es die Schweden, der früheren deutschen Zustände weder kundig noch sorglich. Auch die besten ihrer Verwalter und Einrichter wurden von den Vortheilen und Ansichten des pommerschen Adels und der pommerschen Juristen (worunter der berühmte Möwe, später von Mevius, obenan steht), welche an die deutschen Acker- und Landverhältnisse ganz das Maaß des späteren Römischen Rechts legten,

damals und in den folgenden Zeiten geleitet. So sind die wenigen leidlich oder mittelmäßig freien Leute in dieser Landschaft auf dem Lande fast ganz verschwunden, und alle Rechte, die wenigstens als Brauch und Herkommen noch bestanden hatten, in die böseste und unermeßlichste Knechtschaft hinein verdeutet. So ist es denn geschehen, besonders seit dem Schluß des siebenjährigen Krieges, seit den Jahren 1760 bis in die von 1790 hinein, daß der Bauerstand nicht nur allenthalben mit ungemessener Dienstbarkeit belastet, sondern durch Verwandlung der Dörfer in große Pacht- und Ritter-Güter endlich sehr zerstört worden. Diese Wuth des sogenannten Bauernlegens (quasi castratio) herrschte nicht bloß bei den einzelnen Besitzern vom Ritterstande, sondern ergriff auch die Verwaltung des Domanii und der Güter der Städte und Stifter, wiewohl die Bauren, welche in den letztgenannten Besitzungen noch übrig sind, nicht mit ungemessener Willkür behandelt und mishandelt werden durften. Kurz für das schwedische Pommern galt noch um das Jahr 1800 der Lichtenbergische Scherz in seiner vollen Bedeutung einer hübschen Preisfrage Eine Salbe zu erfinden zur Einschmierung der Bauern, damit sie drei vier Mal im Jahre geschoren werden können.

Diese Gräulichkeit hatte ich mit angesehen und sie hatte mich empört. In Rügen war noch in meinen Tagen eine Menge Dörfer verschwunden und die Bewohner der Höfe waren als arme heimathlose Leute davon getrieben, so daß die früher Knechte gehalten hatten nun selbst auf den großen Höfen wieder als Knechte und Mägde dienen mußten. Ja es gab Edelleute, welche große Dörfer ordentlich auf Spekulation kauften, Wohnungen und Gärten schleiften, große und prächtige Höfe bauten, und diese dann mit dem Gewinn von 20,000 und 30,000 Thalern wieder ver-

kauften. Dies veranlaßte an mehreren Stellen förmliche Baurenaufruhre, welche durch Soldatenentsendungen und Einkerkerungen gedämpft werden mußten. Auch wurden, wie es munkelte — was aber des verhaßten Gegenstandes wegen vertuscht ward — einzelne böse Edelleute und Pächter gelegentlich wie Tiberius durch nächtliche Überfälle unter Kissen erstickt. Aber dergleichen Gräulichkeiten waren nur eine kurze Warnung, und die Dinge liefen darum nichts desto weniger ihren gewöhnlichen häßlichen Lauf.

Wie diese Verwüstung der Menschen der Hartherzigkeit oder Habsucht unbarmherziger oder verschuldeter Herren preisgegeben war, so war es auch die Persönlichkeit der an die Scholle gebundenen Leute. Fast in allen deutschen Landen, wo Leibeigenschaft oder Hörigkeit herrschte, war durch festen Brauch oder bestimmtes Gesetz ein leidliches Maximum gesetzt, wodurch ein Mannsen oder Weibsen oder Kind aus solchen Banden gelöst werden konnte. Selten überstieg es für den Mann zwölf bis zwanzig, für das Weib zehn, für das Kind fünf Reichsthaler. Hierlandes war gar kein fester Brauch noch sicheres Gesetz, sondern mancher Herr ließ sich für die Freiheit von einem rüstigen und schönen Jüngling hundert ja wohl hundert und funfzig und von einer ähnlichen Magd funfzig oder sechszig Thaler bezahlen, konnte auch die Freilassung überhaupt gegen jede Summe ganz verweigern.

Nach den Gesetzen sollten die Bauren, deren Wehr gelegt ward, nebst ihrer ganzen Familie wenigstens mit voller Freiheit und mit ihrer ganzen lebendigen Hofraid ausziehen, welche oft einen ganz beträchtlichen Werth ausmachte, da es Vollbauren gab, die wohl zwölf Pferde, zehn bis zwölf Kühe, einige Ochsen und dazu Schweine, Schaafe und Geflügel auf ihrem Hofe hegten. Hätte man ihnen dies Alles nebst der Freiheit lassen müssen, so hätte mancher schlechte Herr sich vielleicht zweimal bedacht, ehe er

zum Zerstören und Abtreiben gegriffen hätte. Ich erweckte nun meinen lieben Bruder Fritz, der damals als Tribunalsadvokat und später als Burgermeister in der Stadt Bergen auf der Insel Rügen lebte, und er trieb durch ordentliche Processe einige Edelleute zu Gunsten der Bauren zu Paaren. Er zog sich dadurch bittern Haß und auch wohl Nachtheile und Verluste seiner Einnahme und Weltstellung zu, doch gewann er auch unter den Milden und Frommen des Adels mehrere treueste Freunde. Solche waren und blieben unter Andern der alte würdige Herr von Scheelen zum Stedar und der Freiherr von Barnekow auf dem paradiesischen Ralswyk.

Mein Büchlein machte natürlicher Weise Haß und Lärm, nicht bloß bei dem Adel, welchen ich darin am meisten anzuklagen schien, sondern auch bei andern Halbvornehmen und bei manchen reichen und junkerisch gesinnten Großpächtern, welche schrieen, ich sey ein Leuteverderber und Baurenaufhetzer. Selbst manche Recensenten schienen mir dies in die Schuhe zu gießen, und einer sagte mit dürren Worten: es stehe das Verhältniß zwischen den Großgütern und Bauren im schwedischen Pommern gar so übel nicht; man merke es meiner Schrift wohl an, daß ich Bauren angehöre und den Druck in meiner Familie gefühlt habe: das habe mich denn wohl, wenn gleich unabsichtlich und unbewußt, die Dinge oft einseitig und partheiisch betrachten und darstellen lassen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich gleichsam ex domo pro domo sprechen. Mein Vater war freilich eines Schäfers Sohn und der Freigelassene eines Grafen, aber ich hatte von Kindauf nichts von diesen Verhältnissen gefühlt. Als ich in's Knabenalter trat, war er ein unabhängiger und angesehener stralsundischer Gutspächter; als ich Jüngling ward, wohnte er auf dem schönen ehemaligen Grafensitz Löbnitz, und hatte Macht und Patrimonial-

gerichtsbarkeit wenigstens über dreihundert Seelen. Es ward aber mit jenen Patrimonialgerichtsbarkeiten, welche Einige uns jetzt noch als ein gar hübsches patriarchalisch-väterliches Verhältniß zwischen dem großen Grundbesitzer und seinen Bauren anzupreisen wagen, so unverantwortlich leichtsinnig gehalten, daß sogar das Königliche Domanium, nicht allein der Adel sie dem ersten besten oft rohesten und gemeinsten Pächter mitverpachteten. Mein Vater war kein Mann, irgend ein Recht aus Habsucht oder Hartherzigkeit zu misbrauchen; aber ich habe von Andern genug kleine und große Frevel üben sehen, auch dann noch üben sehen, als für die Bewachung dieser so vielen Misbräuchen und Willküren ausgesetzten Untergerichte in der Person des nachherigen Oberappellationsraths Sonnenschmidt ein sehr würdiger und gelehrter Oberlandesfiskal angestellt ward. Und groß ist meine Freude gewesen, als für diese so vielen schleichenden Ungerechtigkeiten preisgegebenen Gerichte mehrere allgemeine Kreisgerichte eingesetzt sind.

Aber gegen mich tobten nun nicht bloß Haß und Lärm, sondern mir ging eine förmliche Anklage zu Leibe. Mehrere Edelleute, an ihrer Spitze ein Freiherr Schultz von Ascheraden auf Schloß Nehringen bei Demmin, ein Käufer und Vermäkler von Bauerdörfern in der oben erwähnten spekulativen Weise, und ein Brüderpaar von Bagevitz in Rügen, die sich in ihren Geschlechten sehr weise däuchten, stellten sich zusammen, und lieferten mein Buch in die Hände meines Königs Gustav des Vierten Adolf, und zeigten ihm roth unterstrichen mehrere Stellen in demselben, wo ich über einzelne längst verblichene schwedische Herrscher in Beziehung auf die Regierung meiner Heimath einige, wie ihnen däuchte, zu freie und ungebührliche Urtheile gefällt hatte. Die Herren hätten mir gar gern einen Majestätsproceß auf den Hals gehetzt. Der König in erster Aufwallung hatte das Buch mit sei-

ner gefährlichen Bleifederröthe an den damaligen Generalgouverneur über Pommern und Kanzler der Universität Greifswald, Freiherrn von Essen, geschickt mit dem Auftrage, den frechen Schriftsteller zur Verantwortung und Untersuchung zu ziehen. Der General von Essen lud mich nach Stralsund*), deutete mir die Personen meiner Ankläger ungefähr an, welche sich aber auch an andern Stellen schon hatten laut vernehmen lassen, und zeigte mir die angerötheten Gefährlichkeiten mit der Frage: Wie ich mir aus dem schlimmen Handel zu helfen gedenke? denn der König scheine höchst angeblasen und entrüstet. Ich bat ihn um das Buch und um eine Bleifeder, unterstrich nun auch eine Menge Stellen, worin die Gräulichkeit und Ungerechtigkeit dieser Verhältnisse dargestellt war, und bat ihn, er möge diese nun auch Sr. Majestät zur Ansicht und Betrachtung vorlegen. Das hat er gethan, und der König hat geantwortet: „Wenn dem so ist, so „hat der Mann Recht." Und so bin ich nach Greifswald zurückgefahren und ist mir auch kein Haar gekrümmt worden. Vielleicht haben die von meiner Hand unterstrichenen Stellen mit beigetragen, daß die Leibeigenschaft nach einigen Jahren durch jenen König aufgehoben und die Patrimonialgerichtsbarkeit durch Königliche Kreisgerichte ersetzt ist.

Nach diesen und andern kleinen Arbeiten meiner Greifswalder Lebensjahre beschloß ich meine Reise nach Schweden zu machen und einen Wunsch zu befriedigen, den ich lange im Herzen getragen hatte, jenes nordische Land, welches zum deutschen Volke und zur deutschen Geschichte so viele Beziehungen hat und zu meiner Heimath damals die nächste Beziehung hatte, durch eigne Anschauung und Mitlebung lebendiger kennen zu lernen, als ich

*) Ich hatte ihm das Büchlein zugeeignet. Auch er hatte unter dem pommersch-rügenschen Adel Verwandte, die aber nicht zu den Drängern gehörten.

es durch Bücher und durch die vielen bei uns lebenden und verkehrenden Schweden bisher erkannt hatte. Ich begehrte zu dieser Reise, die ich ganz auf eigne Kosten machte, Urlaub, und erhielt ihn. Diesmal zu meinem großen Schmerz. Denn eben als ich ihn erhalten hatte, traf ein Brief von einem reichen Freunde und Landsmann aus Hamburg ein, der mich einlud, mit ihm ganz auf seine Kosten, bloß damit er einen heitern und beherzten Reisegesellen hätte, auf anderthalb Jahre einen Durchflug durch die ganze pyrenäische Halbinsel zu machen. Wie gern hätte ich diese Seltenheit benutzt! aber ich hatte mich so gefesselt, daß ich nicht wohl zurück konnte: denn ich hatte meinem Urlaubsgesuch für Schweden derlei Gründe untergelegt, deren schnelle Aufgebung den Freiherrn von Essen erzürnen konnte.

So fuhr ich denn im Herbst 1803 nach Schweden und kam nach einem vollen Jahre im Herbst 1804 zurück, zu einer Zeit, wo der politische Teufel in Nord- und Süd-Deutschland ungestümer und gewaltiger zu rumoren anfing. Bald kam das Jahr 1805 mit dem östreichischen Unglück, dann das schrecklichere Jahr 1806, welches Preußen niederwarf. Jetzt flog mein Erster Theil des Geistes der Zeit in die Welt. Ich saß und lag jenen Sommer des Jahrs 1806 in Stralsund, wo ich in der Regierungskanzlei für die schwedischen Angelegenheiten arbeitete. Ich sage ich lag. Ich ward in einem Zweikampf mit einem schwedischen Officier, der den schönen apollischen Beinamen Gyllenswärd (χρυσάωρ) führte, von einer Kugel durchschossen, und lag ein paar Monate auf dem Bette hingestreckt. Ich habe hierüber nichts zu sagen. Man lehrt du sollst nicht tödten, du sollst nicht zweikämpfen; aber es giebt hier gar wunderliche Fälle. Wir saßen, ich unter mehreren liebsten Freunden, bei'm Trunke in einem öffentlichen Garten, die Her-

zen vom Wein durchglüht, die Gespräche munter. Da ließ der Schwede ein schlechtes Wort über das deutsche Volk fallen, grade indem ich ihm sein schwedisches in's Gesicht lobte. Es ward mir zu Muthe wie dem Moses in Ägyptenland; wir geriethen an einander, und schossen den dritten Tag eine halbe Stunde von Stralsund am Meeresstrand auf funfzehn Schritt auf einander. Als die Kugel mich durchfuhr, sank ich wie in Ohnmacht zusammen und glaubte, ich hätte den Tod im Leibe. Es war etwa sechs Uhr Abends, der schönste Abendsonnenschein, und ich grüßte mit liebenden Augen die gegenüber liegenden Küsten meiner schönen grünen Insel wie zum letzten Mal. Aber das war nur ein fliegender Zuck der Natur gewesen, bald stand ich wieder selbstmächtig auf den Beinen, ging mit meinem Sekundanten in die Stadt, ließ mich zerschneiden und verbinden, und mußte dann freilich noch ein sechs acht Wochen auf dem Streckbrett liegen. Sonderbar!? als die Kugel in mich hinein fuhr, war ihr Marsch mir ein ganz bekanntes Gefühl. Grade mit demselben Gefühl war ich im Traum einige Male von Kugeln durchbohrt: so als wenn man einem einen kalten Eiszapfen durch den Leib stieße. Ich fragte: „was „ist das? und woher?" O Origenes!

Kurz vor diesem Kugelspiel hatte ich in Greifswald eine Todesangst ausgestanden höchst lächerlicher Art, wobei ich meines asmussischen Riesen Goliath und der mit frommen Reimen bemalten Milchschüssel gedenken konnte. Ich ging nämlich auf zum Königlichen Hoflager, mich unterthänigst zu neigen und zu bedanken, daß Se. Majestät mich zum außerordentlichen Professor mit Gehaltszulage ernannt hatte. Der König empfing mich in einem weiten Saal ganz allein mit seinem gewöhnlichen feierlichen Ernst; aber hinter ihm standen zwei Gemächer offen, wohin mein Gesicht stand und wo der General Armfelt und der Oberkammerherr

Graf Stenbock mit einander Possen trieben, und zwar mit so lächerlichen Männchen, daß es der Gegenwart der königlichen Majestät bedurfte, damit ich nicht in Lachen ausplatzte. Da hatte ich meine Angst: denn Possierlicheres gab es nichts als jenen Stenbock, er mogte nun selbst Possen machen oder mit sich machen zu lassen geruhen. Seine ganze Gestalt, Stellung und Gebärde war mehr als lächerlich: wie ein Hasengesicht auf der Lauer. Ein weit vom Stamme gefallener Enkel des großen Feldherrn Karls des Zwölften.

Gegen Michaelis waren meine Arbeiten in Stralsund geendigt, und ich war zu meinem Vater nach Trantow gegangen, einem Königlichen Gute bei Loitz an der Peene, wo er seit zwei Jahren wohnte. Hier erreichten uns die Nachrichten und bald auch die Flüchtlinge der Schlacht bei Jena. Da sich an diesem Gränzstrom bald Freund und Feind zu drängen begannen, so begaben wir uns nach Stralsund, von wo der Vater nach Rügen und ich nach Schweden ging. Bei den verworrenen oder vielmehr gar keinen tüchtigen Kriegsanstalten in der kleinen schwedischen Provinz war wenig Tröstliches zu hoffen. Ich hatte nicht Lust, mich allenfalls einfangen und wie einen tollen Hund von den Wälschen todtschießen zu lassen.

Ich kam also gleich einem geächteten Flüchtling grade an meinem Geburtstage, den zweiten Weihnachtstag dieses Jahrs 1806 in Stockholm an, wo ich Freunde und Bekannte genug aus alter Zeit hatte und bei meinem Freunde Karl Nernst, Direktor des deutschen Lycei, für's Erste Quartier nahm. Es dauerte kaum einige Wochen, so hatte ich dort auch eine bestimmte Anstellung. Mein Freund, der Professor der Rechte Dr. Schildener aus Greifswald, und der Kammerrath von Schubert aus Wolgast waren dahin berufen, um an einer Überarbeitung und Übersetzung der

schwedischen Gesetze für unser kleines Ländchen zu arbeiten. Schubert war auf Urlaub zu Hause gegangen, und blieb zu Hause, und ich wurde in seine Stelle eingerückt und erhielt seine Tagegelder. Hier bin ich denn einige Jahre mit dieser vergeblichen Arbeit und auch mit einzelnen kleinen Arbeiten in der Staatskanzlei unter dem Kabinettssekretär Wetterstedt beschäftigt gewesen; auch schwedische Ankündigungen und Manifeste während des im Jahr 1808 ausbrechenden Russenkrieges und englische und spanische Sachen habe ich gelegentlich in's Deutsche übersetzen müssen, welche über den Sund mit einzelnen Reisenden und nach Preußen hin mit Schiffen über's Meer ausgeworfen wurden. Dies geschah auch mit der berühmten Staatsschrift des spanischen Ministers Don Pedro Cevallos, worin er den Gang der Hinterlisten und Zettelungen aufdeckte, wodurch die spanische Königsfamilie vom Thron und in's Elend und in den Kerker verlockt worden. Hiedurch hätte ich einen meiner besten Freunde unglücklich machen können. Ich schickte nämlich im Sommer des Jahrs 1809, wo ich entschlossen war auf jeden Fall wieder nach Deutschland zurückzugehen, mit einem nach Stralsund absegelnden Schiffe einige Koffer mit Büchern und ein Kästchen an meinen lieben Freund Reincke. In dem Kästchen, worin allerlei kleine schwedische Andenken lagen, hatte sich unter Anderm auch ein Exemplar jener Schrift des Cevallos in ein Schubládchen verkrochen. Die Zöllner der Stadt, mit gebornen Franzosen gemischt, hatten alles auf das schärfste durchgesucht, aber zum Glück dieses Papier übersehen. Als Reincke aber das Kästchen im Hause hatte, stieß er diese versteckte Giftschlange, welche ihm bei der Unsicherheit und Verrätherei so leicht hätte verderblich werden können, heraus und ließ sie flugs in Flammen auflodern.

Ich hatte liebe Freunde in Stockholm, auch pommersche

Landsleute von allen Ständen, vor allen meine geliebten Getreuen Schildener und Nernſt, die mir ein großer Troſt waren; auch manche edle Schweden, die ich in den Jahren 1803 und 1804 hatte kennen gelernt. In der anmuthigen ſchönen Stadt und unter dem gebildeten gaſtlichen Volke ließ es ſich ſchon aushalten. Indeſſen diesmal war ich unfreiwillig da (und drei Jahre unfreiwilliger Abweſenheit aus dem Vaterlande ſind eine lange lange Zeit), und das Gewitter, welches mich aus der Heimath getrieben, zog ſich im Herbſt 1807 auch über Schweden zuſammen, und das folgende Jahr 1808 ward ein Jahr ſcheußlichen Verraths in Finnland und großen Unglücks für dieſes von mir ſo ſehr geliebte Land. Ich hatte dort Freunde, ich genoß Freundſchaft und Liebe mehr, als ich verdiente; aber doch waren dieſe Jahre auch für mich ſehr unglückliche Jahre. Erſtens, wie hätte ich nicht des Jammers meines geliebten Vaterlandes jenſeits des Meers gedenken ſollen? und zweitens, wie hätte ich hier froh und friedlich leben ſollen? hier, wo mit dem Jahre 1808 ſich alles in Hader und Zwietracht aufzulöſen drohte, das Volk in Rotten und Partheien zerſpalten, von welchen die meiſten den Wälſchen Glück wünſchten, der König ſtarr und unerſchütterlich in ſeinen Entſchlüſſen, aber eben ſo ſtarr im Handeln, d. h. im Nichthandeln, wo es galt, ein königliches Wagen und Wollen zu zeigen? kurz, mitten unter den Zeichen alles Verderbens und Untergangs, wo die vorbedeutenden und weiſſagenden Unglücksraben des Schickſals mit ihren ſchwarzen Flügeln einem jede Sekunde um das Haupt ſchwirrten? Endlich im Frühlinge des Jahrs 1809 kam das Getümmel, das den König in den Kerker und bald vom Thron ſtieß, ein unvermeidlicher Sturz, den ich vorhergeſehen hatte und der mich nichts deſto weniger doch tief betrübte.

Indeſſen obgleich jedermänniglich mich als einen Franzoſen-

hasser und als keinen Bewunderer des von den meisten Schweden vergötterten Napoleon kannte, so muß ich doch der Wahrheit zu Ehren gestehen, daß auch nach des Königs Fall kein einziger Schwede mich das unedel hätte empfinden lassen. Denn selbst Freunde hatte ich, mit welchen ich über diesen Punkt immer im Streit lag. Doch ward es mir jetzt herzlich schwermüthig und unheimlich, und oft so heiß, als wenn mir die Solen unter den Füßen brennten. Dieses schmerzliche und brennende Gefühl wuchs, als die neuen deutschen Getümmel an der Donau und in den Alpen ausbrachen und in einzelnen Blitzzuckungen durch ganz Deutschland fortzitterten. Diese zitterten selbst einige Tage nach Schweden hinüber. Es war die Nachricht dahin gekommen, Schill sey mit 10,000 Mann in Stralsund eingerückt und warte nur auf englische Schiffe, um nach Schonen überzugehen und dort für den gefangenen Gustav Adolf die Fahne aufzuwerfen. General Schwerin, mein Freund, kam eines Morgens zu mir und erzählte mir lachend diese verbreitete und hieher geflogene Nachricht, und wie Einige anfangen sich zu fürchten, „aber," setzte er ernster hinzu, „ich glaube nicht daran; man schüttelt die Zehntausende nicht so „aus dem Ärmel." Den nächsten Vormittag begegnete ich ihm im Park zu Haga; er kam heftig auf mich zu, drückte mir die Hand, und sprach, indem ihm die Thränen aus den Augen stürzten: „Schill mit seinen Zehntausend ist hin, er ist todt, die Dänen „und Holländer haben ihn in der Fährstraße abgeschlachtet. Noch „muß vor dem Satan alles fallen."

Ich machte denn meine Sachen allmälig fertig, schaffte mir Wechsel und Pässe, und fuhr gegen das Ende des Sommers wieder gegen Süden. Ich hatte durch einen treuen Freund doppelte Pässe, die einen auf England, die andern auf Deutschland genommen. In Schweden nahm ich der Sicherheit wegen (ich meine,

zwei Menschen nur wußten meine wahre Reise), weil die halbe Welt mit wälschen Helfern und Spähern bedeckt war, von den Leuten Abschied, als wenn ich über Gothenburg nach England ginge. Ich aber fuhr nach Blekingen, und segelte im Anfange des Septembers mit einem preußischen Schiffe von Karlshamm nach Rügenwalde ab, wo ich nach geschwindester Fahrt mit einem mächtig treibenden Winde als Sprachmeister Allmann landete. Von hier fuhr ich den folgenden Tag mit einem Küstenschiffchen nach Kolberg. Denn ich wollte mich nicht gern der Reise auf Postwägen und mehr mitten im Lande anvertrauen, weil ich fürchtete, es könne mir das Spiel des Zufalls dort unwillkommene Bekannte zuführen; ich könne auch vielleicht auf französische Zöllner und Schnüffler stoßen. Als Wandrer aber nach meiner Weise bei Nacht und Nebel und auf wenig betretenen Pfaden durch Brüche und Wälder mich durchzuschlagen konnte ich hier nicht brauchen. Denn ich war diesseits der Oder ein Fremdling und hatte früher nie einen Fuß hieher gesetzt; wozu noch kam, daß ich wegen der langen Abwesenheit aus Deutschland der einzelnen Zustände in diesen Gegenden völlig unkundig war.

Kolberg, obgleich durch Gneisenau und seine tapfern Krieger und durch Schills Husaren wieder mit neuen Lorbeern gekrönt, warf doch in dieser Zeit einen schwarzen Schatten des Todes auf mich. Ich sah auf der Haide preußische Husaren und Artilleristen exerciren, sah die Schanzen am Meer, worin und worum so blutig gefochten war, gedachte der Schatten der vor den grünen Wällen gefallenen Helden; aber meine Stimmung war der weiten kahlen Sumpfhaide und dem darüber hinwehenden Nebelbrodem der Salzwerke und dem öden Geschwirr der kahlen und entasteten Tannen gleich, die um die Schanzen und in den Dünen standen. Ich hatte in meiner Gaststube in der Zeitung die wiederholte Trauer-

botschaft gelesen, daß an der Donau der Friede wahrscheinlich bald werde abgeschlossen werden.

Ich hatte hier drei Tage gewartet, indem ich wieder mit Salzschiffen abgehen wollte, die längs den Küsten fortsegeln und in die Oder einlaufen sollten. Den zweiten Tag war ich schon eingeschifft, aber kaum waren wir eine halbe Stunde auf der See, so kam ein heftiger widriger Wind, und alle diese flachen und schlechten Schiffe liefen wieder zurück, und der Schiffer erklärte mir nach den Luftaspekten, daß sie noch wohl vier bis fünf Tage liegen bleiben müßten, ja daß sie in Erwartung günstiger Winde oft acht bis zehn Tage so liegen müßten. Was war zu thun? Ich mußte nun endlich schon die Landreise wagen, und bedang mir einen Fuhrmann, der mich in anderthalb Tagen über Treptow und Kamin in Wollin ablieferte. Da saß ich nun wieder fest. Hier hätte ich mich mit dem Stabe in der Hand über die Inseln Wollin und Usedom leicht nach dem mir bekannten Wolgast durchschlagen können, wenn ich erstlich nicht gefürchtet hätte, dort sogleich auf Bekannte zu stoßen, und wenn ich zweitens nicht zu schweres Gepäck geführt hätte, was ich nicht gern fahren lassen wollte und was mich doch wieder leicht verdächtig machen konnte. Ich führte nämlich zwei Koffer und einen gewaltigen großen Korb eines recht erbaulichen Inhalts: denn er war von meinen stockholmer Freunden bei meiner Abreise mit edlen Weinen, Chokolade, Thee, Wurst, Käse u. s. w. u. s. w. bis zum Übermaaß vollgepfropft. Hier mußte also wieder an's Segeln gedacht werden, und zwar auf dem Achterwater in die Peene hinein und auf Anklam zu. Aber auch hier waren die Winde nicht mit mir im Bunde. Zweimal versuchte ich mit einem kleinen Segelkahn die Ausfahrt, zweimal brachten uns Windstille und Gegenwind wieder in das Städtchen Wollin zurück. Erst den fünften Tag gelangte ich nach dem Städtchen Neuwarp,

und den sechsten gegen Mitternacht an die Anklammer Brücke. Hier ließ ich meine Sachen an der sogenannten schwedischen Seite an's Land setzen und flugs an's Wach- und Zollhaus tragen. Ich, ohne zu wissen, weß Geistes Kinder drinnen seyen, gebärdete mich wie ein Mann des vollsten Muthes und Rechts, pochte und lärmte gewaltig; denn alles schlief. Ich gewahrte auch nicht, welcherlei Volk es war. Alles lag schlaftrunken da, einer rappelte sich auf, sah meine Sachen kaum an — denn die Nacht war kalt; und eines guten Trinkgeldes froh streckte er sich sogleich wieder hin. Ich winkte meinem Schiffer und er und seine Frau trugen mein Gepäck in ein nahe stehendes Gasthaus, wo ich in früheren Jahren zuweilen eingekehrt war. Dies war auf dem sogenannten Anklammer Damm der schwedischen Seite. Ich hielt mich hier nur ein halbes Stündchen auf, nahm einige Erfrischung, befahl dem Wirth meine Sachen, die ich morgen werde abholen lassen, und flog dann wie ein Vogel über den Damm weiter. Dann ging es durch Ziethen linker Hand des Weges auf Gützkow, welchen ich in jüngeren glücklicheren Tagen oft befahren und gepilgert hatte. Aber es ward eine stockfinstre neblichte Nacht, oder vielmehr eine Morgennacht, und bei Lüssow, einem mir wohl befreundeten Rittersitz der von Wolfradt, gerieth ich auf eine falsche Fährte und verlief mich in's Peenebruch, und als ich mich von da wieder zurückgewendet hatte, wieder rechts in ein falsches Dorf, wo der Nachtwächter nicht übel Lust hatte, mich als einen Dieb auszuschreien. So hatte ich mehrere Stunden wie auf Irrwischpfaden verloren; doch als ich endlich den Thurm von Gützkow sah, konnte ich nicht mehr irren, und trat in der Morgendämmerung in den Trantower Hof, als aus dem andern Thore desselben die Ochsen von den Pflügern eben zur Früharbeit herausgeführt wurden.

Diese meine abentheuerliche Hedschra fiel in die ersten Tage des Oktobers.

Hier war ich denn wieder an sehr traulicher Stelle, sah mein Kind, meinen achtjährigen Sohn, sah meine Geschwister, ach! den lieben Vater sah ich nicht wieder. Ihn hatten sie den vorigen Sommer begraben. Unruhen und Sorgen und Verluste des Vermögens von allen Seiten her, wie es in so bösen und räuberischen Zeiten nicht anders seyn konnte, hatten ihn, den einst so Starken, vor seinen Tagen getödtet. Solche freundliche friedliche Natur, als Gott ihm geschaffen; war dieser Zeit nicht gewachsen. Meine Mutter war ihm schon vor vier Jahren vorangegangen. Sie war 56, er 68 Jahre alt geworden — wie weit hinter seiner Mutter und seinem Bruder Hinrich zurückgeblieben!

Weil das Land, worin einige Mecklenburger als Rheinbundsgenossen standen, noch von Franzosen beherrscht und hie und da von französischen Verwaltern durchstrichen ward, saß ich hier in Trantow des Tages gewöhnlich in einem einsamen Stübchen versteckt und verborgen, den meisten Kommenden und Gehenden ein Geheimniß; abendlicher und nächtlicher Weile erging ich mich denn gewöhnlich im Baumgarten oder im Walde mit einem der Brüder oder mit der geliebtesten Schwester Gottsgab oder der alten lieben Base Sofie. Nur eine einzige Fahrt machten wir im December durch's Land zu meinen Bruder Karl, der zu Zipke bei Barth auf Domänengütern wohnt, ungefähr sechs Meilen von Trantow. Ich hatte mich so verhüllt und verkappt und so wunderlich greisenhaft mit Mänteln und Mützen verstellt, auch meinen Bart für diese kleine Ausfahrt so genährt, daß, wenn uns auch Bekannte begegnet wären, der Teufel selbst uns kaum gekannt haben sollte. Doch brauchten wir die Vorsicht, unterwegs nirgends einzukehren, sondern im Freien, in irgend einer hübschen Waldecke am Wege,

wurden die Pferde und auch die Menschen gefüttert. Ich hatte alten schwedischen Wein aus meinem gewaltigen Speisekorbe und pommersche Gänsebrüste mit. Die letzte Lagerung hielten wir im Tannenwalde bei Franzburg. Dort trank ich auf das süße Gedächtniß längst verweinter und verschienener Tage — einst hatte ich dort unter Finken- und Nachtigallenschlag mit meiner Braut einen fröhlichen Sommernachtstraum gefeiert bei einer Frühlingsfahrt zwischen Greifswald und Löbnitz — ich trank auch den Minnetrank meiner lieben Stockholmer, die mir den Wein auf Flaschen gefüllt hatten. So mußte ich in der Heimath neben so vielen Verwandten und Bekannten mich wie ein Bandit durch's Land schleichen. Das waren Zeiten! Es war aber dieser Reisetag ein heller sonnenscheiniger bereifter Decembertag.

Ja das waren Zeiten! das war ein Jahr das Jahr 1809! Es hatte mit der Ächtung und Flucht aus Berlin des edlen Ministers vom Stein begonnen; alle seine Arbeiten, Aufstände, Kämpfe und blutigen Männerschlachten waren durch einen fürchterlichen Frieden verloren und beruhigt; so viele und große Hoffnungen von vielen Millionen Menschen lagen wieder versunken in dem Abgrund der Verzweiflung. Es endigte mit der Auslieferung und Hinrichtung des frommen Andreas Hofer.

Ich war in der Heimath; aber es war mir hier alles zu durchsichtig. Das Land war freilich, wie gesagt, nicht von Franzosen, sondern von mecklenburgischen Truppen besetzt; aber es gab dort einzelne französische Angestellte und Beamte; es strichen hin und wieder einzelne wälsche Abentheurer oder Sendlinge durch; auch einzelne für die wälschen Zwecke erkaufte und eingelernte Schelme und Späher deutscher Zunge, die einem Geächteten gefährlich werden konnten. Ich meine mit den Schelmen deutscher Zunge keine Pommern. Ich darf die Art meiner Heimath nicht schwärzen;

sie ist etwas träg und bequem, aber durchaus gutmüthig und grad, ihre mit Recht gepriesene Fröhlichkeit, Tapferkeit und Treue beugt sich gottlob selten zu Ränken und Hinterlisten hinunter.

Ich ging nach Berlin. Dort hoffte ich in dem dichten Menschengewühl mich der Welt verbergen und still und verschlossen für mich leben und studieren zu können. Ich kannte die Stadt kaum, war nur einige Mal durchgeflogen, ein einziges Mal vor elf Jahren etwa eine Woche da gewesen. Ich konnte hoffen, der Sprachmeister Allmann werde von Niemand erkannt und nur von denen, welchen er sich anvertrauen durfte, gekannt und anerkannt werden. Ich hatte dort einen treuesten redlichsten Herzensfreund aus jugendlichen Jahren, den Buchhändler Georg Reimer, einen gebornen Greifswalder. Dem hatte ich geschrieben, mir ein Quartier zu bestellen nicht zu weit von ihm; mein Bruder führte mich mit eignen Pferden bis Pasewalk; von da ließ ich mich auf der Schneckenpost, welcher ein Fußgänger damals leicht ein paar Meilen voraus abgewinnen konnte, nach Berlin ziehen.

Ich kam ein paar Tage vor Weihnachten an, den Tag vor dem feierlichen Einzuge des Königs und der Königin aus Preußen. Ich mußte den Zug und die Freude mit ansehen. Jedes Herz, in welchem noch ein deutsches Fünkchen athmete, war durch das fürchterliche Allen gemeinsame und mehr oder weniger von Allen verschuldete Unglück jetzt ein allgemeines deutsches Herz geworden. Das weiland so stolze und glorreiche Berlin lag ja nun auch da in Staub und Aschen wie eine Königin der Länder, deren Gemal und Herrscher von einem bösen Feinde mit Banden umstrickt ist. Ich mußte heraus aus meinem Stübchen und mit den Jauchzenden und Weinenden die Straße unter den Linden und die großen Plätze um das Schloß mit durchhinken. Denn ich ging ein Knie mit einem Schnupftuch umwunden; war in Zehdenick bei'm Aus-

steigen aus dem Postwagen ausgeglitscht und blutig verwundet. Ich spreche von Weinenden unter den Jubelnden. O mehr Augen waren naß von Wehmuth und Schmerz als von Freude. Der schönen Königin, die sich dem begrüßenden Volke im Fenster zeigte, sah man an den rothgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die alten siegklatschenden Adler hingeflogen? Meine Augen suchten Scharnhorst, der blaß und verschlossenen Blickes und vornüber gebückt sich von seinem Rosse unter andern Generalen ruhig forttragen ließ.

Ich blieb denn in meinem nothwendigen Versteck. Meine herzigen Reimers und der Thiergarten und die prächtigen Spaziergänge längs der Spree in Belle Vue, mit deren düstersten und einsamsten Winkeln ich vertraut ward, theilten sich in die Stunden meiner Muße. Doch ging ich zuweilen mit in das Schützenhaus, wo mein Freund und mehrere gute Gesellen sich im Schießen mit Büchsen und Pistolen übten, der Gesinnung und Hoffnung, sie würden diese Fertigkeit einmal gegen den Reichsfeind gebrauchen können. Ich machte das so mit.

In dem Hause dieses meines Freundes und noch bei einem ward ich denn auch mit einigen trefflichen Männern und Jünglingen bekannt, die den Gefühlen, wodurch die Menschen damals zusammengeführt wurden, treu geblieben sind. Es war das doch eine schöne Zeit: alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenroth der Zukunft entfaltete es plötzlich sein mächtiges Gefunkel! und die Nacht und die mitwissenden Sterne belauschten Worte, welche in Gesellschaften die Furcht damals kaum zu wispern wagte. Es war ja eine Donnerwetterzeit, und man weiß, daß auf den schwärzesten Wolken das Licht sich am schönsten abspiegelt.

Furcht? Sind die Deutſchen ſo feige Kreaturen der Furcht und des Schreckens? Nein! aber ſeit Adams Apfelbiß fürchtet ſich jeder vor Schlangen. Die Franzoſen — ſie ſagen, Napoleon, aber in dieſen Künſten ſind ſie von jeher Meiſter und Überliſter geweſen — hatten über das alte Germanien ein Gewebe der Auflaurerei und Späherei geworfen, in deſſen weiten Falten jene ziſchelnden und giftzüngelnden Würmer der Hinterliſt und des Verraths verborgen lauerten. Dieſes Gewebe, ja dieſes Netz und die einzelnen Fäden deſſelben hielt vor vielen andern der franzöſiſche Geſandte Reinhard in Kaſſel und der weſtfäliſche Botſchafter Freiherr von der Linden in Berlin, und der Franzoſe Bignon in Stutgard in der Hand, welcher ſpäter unter den Bourbons unverſchämt genug den Verfechter der ſogenannten großmenſchlichen und freiſinnigen Ideen des Jahrhunderts geſpielt hat. Es hat mich immer geſchämt und gegrämt, daß jener deutſche Apoſtat Reinhard, noch dazu ein deutſcher Schwabe, ein Mann aus dem beſten deutſchen Stamm, erſt Jakobiner, nun ein williger Scherge des Mannes, der ſein deutſches Vaterland ſchändete, ſich zu ſolchen Künſten gebrauchen ließ. Nein! nein! nicht das hat mich geſchämt und gegrämt — was können die wackern Schwaben für einen einzelnen Unreinen? — ſondern jenes viel Schlimmere, daß die deutſche Sorgloſigkeit und Herzloſigkeit gegen das geliebte Vaterland und ſeine Ehren ſich ſo weit hat vergeſſen können, dieſen Renegaten einen Warner, Helfer und Beſchützer der Deutſchen, ja einen edlen Deutſchen, einen deutſchen Mäcenaten und Muſageten zu nennen. Dank ihm der Teufel ſein böſes Handwerk! Und was ſoll man Rühmliches und Löbliches da heraus preſſen, daß er, während er das ganze Volk nach ſeinen Kräften mit in den Sack ſchieben half, dieſem und jenem deutſchen Schriftſteller wohl mal irgend eine Hülfe oder einen Wink der Vorſicht gegeben hat?

Um Oſtern 1810 verließ ich Berlin. Meine Heimath war wieder an Schweden zurückgegeben; ich ward von dem ſchwediſchen General Statthalter Grafen von Eſſen wieder in meine alte Stelle in Greifswald eingeſetzt. Er bewillkommnete mich als einen, der aus England zurückkomme; ſo weit hatte ſich jenes Gerücht über meine Reiſe dahin in Schweden doch bewahrt. Ich trat wieder in meine Stelle ein, nicht weder mit der Luſt noch mit der Hoffnung, daraus nicht verrückt zu werden. Wer konnte ſich hier nur für ein paar Jahre irgend etwas Sicheres und Bleibendes einbilden? Aber ich bedurfte für's Erſte der Stellung bürgerlicher Ehre und Unbeſcholtenheit; ich bedurfte auch meine Haus- und Familien-Geſchäfte einmal wieder ein wenig zu ordnen. Schon im folgenden Sommer 1811 war ich damit fertig, ſuchte und erhielt meine Entlaſſung, packte mein Geräth, meine Bücher und Papiere zuſammen, und ging nach Trantow auf's Land. Ich hatte meine Füße leicht gemacht und war körperlich und gemüthlich auf alles gerüſtet. Denn neue ungeheure Wetterwolken zogen ſich an dem europäiſchen Horizont zuſammen. Gewarnt war ich genug, mich in Acht zu nehmen, von mir ſelbſt und von Freunden gewarnt, unter Andern auch von dem edlen Villers*). Ich ſetze ein Zettelchen hieher, das er mir in jenem herrlichen Kometenſommer 1811 ſchickte, mit griechiſchen Lettern in deutſcher Sprache geſchrieben, welches ich noch unter meinen Kleinoden bewahre. Es lautet wie folget: „Man iſt in Paris und Hamburg „äußerſt beſorgt über eine geheime Geſellſchaft in Deutſchland, die

*) Die beiden Lothringer Villers und Chamiſſo müſſen wir uns ſchon feſthalten. Wir wollen auch einmal — aber nicht im Sinn wälſcher Prahlerei — über ſie ſprechen: Sie verdienten Deutſche zu ſeyn. Villers hat man ſeine Begeiſterung für Deutſchland in den Tagen des Sieges ſchlecht genug gelohnt.

„feindliche Absichten gegen Frankreich hegen soll. Man vermu-
„thet, daß sie ihren Hauptsitz in Berlin habe und sich über den
„nördlichen Theil von Deutschland verbreite. Davoust hat Auf-
„träge bekommen, ein wachsames Auge zu haben."

Meine letzten anderthalb Jahre in Greifswald waren mit vielen Dornen durchsäet, besonders durch die Flauheit und den wälschelnden Sinn derjenigen, welche ich wegen alter freundlicher Erinnerungen und verwandtschaftlicher Verhältnisse hätte ehren sollen. Kosegarten war unterdeß Professor in Greifswald geworden. Dieser und mein Schwiegervater Quistorp, und dessen Bruder der Maler Quistorp waren so von der napoleonischen und französischen Bezauberung und von der Vergötterung der sogenannten liberalen Ideeen der Franzosen befangen, daß dies die alte herzige Gemeinschaft unter uns störte. Die Geister sonderten sich jetzt und nahmen ihre verschiedenen Quartiere ein; und daß mußte so seyn. Dies ging denn oft über bloße Verdrießlichkeiten hinaus. Ja es ging bis zu dem Grade, daß der alte Quistorp seinen Enkel, meinen neunjährigen Sohn, der einmal gesagt hatte „die „großen Deutschen sollten die kleinen Franzosen alle todt schlagen" züchtigte mit den Worten: so ein kleiner Naseweis müsse das Maul halten. Doch mogte immer der gebrochene Johannes Müller gerufen haben: „Ich habe Napoleon gesehen, ich sah den Fin-
„ger Gottes, und alles soll sich beugen!" mogte Heeren in dem von Perthes herausgegebenen Deutschen Museum dem deutschen Volke eben eine hoffnungslose Grabrede gehalten haben; mogten auch andre nachkrächzende Krähen solcher Verirrten und dienstfertige Zurechtmacher und Ausschmücker der Feigheit und Schande seyn, welche, wie später der große Niebuhr von ihnen sagte, gleich gefesselten Opernhelden, die unter Schäferinnen gerathen, sich die garstigen Ketten schon mit Blumen umwanden — es gab allent-

halben noch recht zornige und auch hoffnungsvolle Protestanten gegen diese Lehre eines widerlichen fatalistischen Gehorsams; es gab gottlob auch in Greifswald recht viele. Wenn ich bei denen, welche meine Eigensten hätten seyn sollen, nur den Gegenklang aber nicht den Wiederklang meiner Gefühle und Hoffnungen fand, so fand ich bei den ehrwürdigen Männern von Weigel und von Hagemeister und bei meinen jüngeren Freunden Schildener, Billroth, Gagern, Gesterding, Eichstedt — denn Rudolphi und Rühs verließen nun auch Greifswald für Berlin — die Fülle des Zorns und der Hoffnung, das Herz ausströmen zu lassen. Uns war nicht bloß der Komet aufgegangen, aus welchem einige Abergläubische große Veränderung der Dinge deuten wollten; wir hatten den Glauben in der Hand, wir hatten Spanien und Arthur Wellesley. Wie oft haben wir dieses großen europäischen Retters, Wellingtons, Gesundheit geklungen! Ja dieser große Engländer und die Spanier Romana, Ballesteros, Empecinado und Castagnos wurden durch mich, der ich bei Besuchen meiner Brüder oft mit Pächtern und Landedelleuten in Berührung kam, so romantisch und fantastisch bekannte Namen, daß sie bei solchen, welche Merinoheerden hatten oder sich anlegten, die edelsten Widder bezeichnen mußten, mit einer bessern Bedeutung, als die deutschen Hunde im siebenzehnten achtzehnten Jahrhundert die Namen der französischen Feldherren und Mordbrenner Melac und Duras geführt haben.

Ich saß also in Trantow bei Loitz, zur Reise oder Flucht gerüstet. Durch Freunde in Petersburg hatte ich mir Empfehlungen an den russischen Gesandten Grafen Lieven in Berlin verschafft. Gleich nach Neujahr 1812 fuhr ich auf eine Woche nach Berlin und erhielt von ihm einen Paß für Rußland. Dort war doch noch Europa. Nie hatten meine Gedanken nach Amerika ge-

ſtanden — ſelbſt wenn ich gefürchtet hätte, Europa ſey verloren — nach ſeiner habſüchtigen und gebildeten Barbarei. Kaum war ich einen Tag aus Berlin zurück (wir waren, eine große Schaar, in ſehr fröhlicher Abendgeſellſchaft bei dem Probſt in Loitz, Konſiſtorialrath Barkow), ſo erſchien ein reitender Bote mit einem Briefe meines Freundes Billroth aus Greifswald, meldend, die Franzoſen ſeyen über die Gränze gerückt und werden morgen wohl das ganze Land überſchwemmt haben. Wir packten und bündelten uns nun auf das geſchwindeſte auf. Ich fuhr noch in derſelben Nacht nach dem noch franzoſenleeren Stralſund, wo ich einige Gelder einkaſſierte, ſchlief die folgende Nacht bei einem alten werthen ſchwediſchen Freund, Oberhofmarſchall Freiherr Munck in Brandshagen, und fuhr frühmorgens in einem Schlitten von dannen, ſchon mitten hindurch durch hin und her ſprengende franzöſiſche Huſaren und Dragoner, erreichte mit der Morgendämmerung das ſchon von wälſchen Soldaten wimmelnde Greifswald, drückte einigen Freunden die Hand, ging dann auf bekannten Pfaden fern von den Landwegen auf eine Stelle, wo ein Schlitten meines Bruders von Trantow hielt und kam dort in der Abenddunkelung an. In Greifswald bei der Einfahrt über die Brücke am Steinbecker Thor ward mir wunderlich zu Muth. Ich erblickte einen verdächtigen Kerl, der mich ſogleich erkannte und mit wunderfreundlicher ſchlauer Miene grüßte, einen greifswalder Schelm, der eben nicht Urſache hatte, mein Freund zu ſeyn, und den alle Welt beſchuldigte, er habe während der früheren Anweſenheit der Franzoſen für ſie den Späher und Beſteller gemacht. Er hat wenigſtens mein Blut nicht begehrt.

Ich ſchlüpfte zu Trantow durch eine Hinterthür in's Haus, und begab mich auf ein Seitenſtübchen, von wo ich bei entſtehendem Lärm ſogleich hätte in den buſchigen Garten gelangen können,

dessen Wirren und Ausgänge ich alle kannte und von wo ich in wenigen Minuten in die Wälder und Gebüsche der mir wohl bekannten Peenesümpfe entrinnen konnte. Es waren schon mehrere französische Officiere und Gemeine im Hause. Diese nahm mein Bruder mit Wein und Branntwein tüchtig zusammen; sie waren durch Märsche über Eis und Schnee erfroren und ermüdet, und schnarchten ruhig und unschädlich, während ich die ganze Nacht mit Einpacken und Ordnen von Papieren und mit Briefschreiben beschäftigt war und den Meinigen die letzten Aufträge, Wünsche und Segnungen zu übergeben. Denn so lange der Mensch lebt, meint er immer noch etwas zurecht zu legen und zu ordnen zu haben, selbst wenn das Licht des Todes ihm schon auf die Finger brennt. Gegen die Morgendämmerung ging ich denn wieder aus dem Hinterpförtchen durch die Küche in's Freie auf dem unter meinen geschwinden Schritten knirschenden Schnee hinaus. Meine Base, meine Schwester, mein Knäbchen hielten mich umklammert. Ich mußte sie abschütteln mit Küssen und Wegschiebungen und mit geschwinderen Schritten ihnen enteilen. Ich hörte meinen kleinen Sohn, als wenn er mich einholen wollte, hinter mir her laufen und laut heulen. Da ward meine Seele in mir zornig und fluchig. Rasch ging mein Lauf nun durch Büsche und Geröhrig zur Peene hinab, und über die gefrorne Peene hin. Als ich gegen das gegenüberliegende Hochfeld aus den Flußwiesen in's preußische Gebiet hinaufstieg, da ging die Sonne hell auf für den schönsten Wintertag. Ich grüßte sie mit betender Seele als ein glückweissagendes Zeichen, traf bald den Schlitten meines Bruders, der durch Loitz gefahren war; wir fuhren auf einen adlichen Hof an und aßen ein pommersches Frühstück bei einem alten Hauptmann von Glöden, und langten gegen Abend zu Clempenow an der Tollense an bei dem Oberamtmann Fleischmann, einem lieben alten Freund und Gastfreund.

Jener glückweissagenden Sonne, die an jenem Morgen über mich und mein Gebet an der Peene aufging, gedenkend setze ich einen Brief hieher, den meine jüngste liebste Schwester, Schülerin und Freundin — sie und mein Bruder Fritz die begabtesten Kinder meiner Mutter — mir in jenen Tagen des Getümmels nach Clempenow geschrieben hat. Die Blüthe der Gefühle jener Tage will zuweilen unter dem grauen Moose der Jahre wieder hervorsprießen:

„Lieber Moritz. Ich weiß nicht, ob es die Ahndung Deines „Glückes für die Zukunft ist, aber auch ich fühle mich ruhig, seit „Du weg bist, und nur die fromme Wehmuth, als ob man einen „lieben Todten beweint, herrscht noch in meinem Herzen. Dein „Karl Treu ist nun so allein; die letzten schönen Tage, die das „Schicksal uns ihn noch gönnt, können wir nicht genießen in „Freundlichkeit und Liebe. Ich fühle einen Muth in mir, den so „leicht nichts niederbeugt; nur bitte ich Gott täglich, daß er mich „zum Guten leite, damit ich ihn auch recht gebrauche. Wenn „nur die Großtante gesund bleibt, so geht alles wohl. — Mein „bester Moritz, auch ich sah den Mond und die schöne Morgen„röthe, als Du von uns gingst, und mir war es, als schwebten „tausend Schutzengel über Dir. Karl Treu küßt dies Blatt, und „ich und die Tante wünschen tausend Glück und Segen."

So war ich denn mitten durch die Feinde glücklich wieder zur sichern und freundlichen Stelle gekommen. Bei solchen Gelegenheiten hilft Muth und die Klugheit, nicht zu viel zu sorgen und zu fragen, besonders aber die Klugheit, weder eine zu sorgliche noch zu gefaßte Gebärde vorzustellen. Die Mitte. Aber frisch drein muß man gehen, wie ich vor zwei Jahren in der Mitternacht die Zollbude auf dem Anklammer Damm stürmte. Doch wem hilft Muth allein? Gott hatte mir durchgeholfen. Hier in Clem-

penow ruhte ich noch zwei Wochen aus und kam den Anfang des Februars in Berlin an.

In Berlin fand ich ein unendliches Getümmel und Gewimmel von den verschiedensten Menschen und den verschiedensten Ansichten, Gedanken, Hoffnungen und Verzweiflungen, wie und wann das Gewitter, das wieder schwarz am Horizont hing, losplatzen werde; und wohin sich jeder stellen solle; wohin der König von Preußen sich stellen werde. In diesen Wirbel gerieth ich frisch hinein, und natürlich gerieth ich in den Kreis, worin mein alter Freund Reimer und meine Freunde vom Winter 1809 sich bewegten. Dies war ein Leben und Weben, ein Wogen und Treiben der Kräfte. Die Herzen schlugen vollern Schlag, die Liebe fand vollste seligste Umarmung; der Haß und Zorn, damals ganz jugendliche frischeste Gesellen, welchen noch keine Polizei die Flügel gestutzt hatte, gaben einen Augenblick fast eben so große Seligkeiten. Da habe ich viele trefflichste Männer zuerst gesehen und kennen gelernt, und war mit Einem Male mitten in einem großen gewaltigen Männerbunde, der einen einzigen Gegenstand seines Bedürfnisses hatte, Haß und Abschüttelung und Vernichtung der Wälschen. Andre Schibolethe und Geheimlehren gab es dort gewiß bei den Wenigsten, wenigstens bei mir keine andere.

Hier aber klang es nun bald wieder Marsch! Der König von Preußen hatte sich der Weltlage nach mit dem Erzfeind verbinden müssen, und im Anfange des Märzes machte ich mich weiter gegen Osten nach Breslau auf den Weg, außer dem russischen Passe auch mit einem östreichischen auf die böhmischen Bäder lautenden versehen. Als das Bündniß mit Napoleon bekannt ward, nahmen und erhielten viele preußische Officiere, welchen das Herz zu schwer ward, unter französischen Fahnen zu streiten, von dem Könige gnädigen Abschied. Der Herrscher verstand sie und mis-

billigte sie nicht. Viele gingen nach Schlesien, dort zu warten, wie die Dinge sich entwickeln würden; andere suchten, ehe ihnen alles gesperrt würde, die verschiedenen Straßen, welche zur See und zu Lande nach Rußland führen, dort Arbeit für ihre Degen hoffend; mich nahm der Oberst Graf Chazot mit in seinen Wagen bis Breslau, wo er noch einige Wochen verweilte und dann nach Rußland entflog.

Meine Breslauer Frühlingsmonate waren zuerst eben so lebendig und fast auf ähnliche Weise lebendig, wie mein Februar in Berlin gewesen war. Zuerst Bekannte schon von Berlin hier: die Obersten Graf Chazot und von Gneisenau, der Polizeipräsident Gruner, welcher als ein Franzosenfeind gezeichnet natürlich in Berlin jetzt nicht hatte in seiner Stellung bleiben dürfen; und außer ihnen mehrere Andere. Das bewegte sich einige Wochen in Einem Kreise zusammen, bis es nach verschiedenen Seiten hin aus einander floß. Hier hinein kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen mögte; denn wie freundlich diese Augen

auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe Napoleon mit dem gezückten Schwerdt gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Theilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinaufslief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht.

Hier sah ich auch Scharnhorst, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war, und seine unvergeßliche ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. Ihr Gemal, der Rittmeister Burggraf Friedrich zu Dohna, gegenwärtig Obergeneral der pommerschen Heerabtheilung, holte mich ab und führte mich zu Vater und Tochter. Ich war hinfort viel mit ihnen und sie nahmen mich oft mit in die grüne Einsamkeit der umliegenden Dörfer und Wälder, wo man sich freier und menschlicher ergehen und über das Leid und die Hoffnung des Augenblicks besprechen konnte. Wie war das nun wieder ein gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Aug groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Aug halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideeen in sich auffagt, sondern über Ideeen ausruht.

Doch tummelten sich die Ideeen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlösser vor denselben. So war sein Wesen, er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederm Stande emporgerungen und von unten auf viel gehorchen, auch der Noth gehorchen lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden: denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und Fremden belauert und den wälschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, gradeste Kühnheit in besonnener Klarheit das war Scharnhorst: er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein Vir innocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben.

Solche war die Art und Gebärde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgend einer des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgend einer zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so da stand, auf seinem Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Haupts und halb verschloßnen Augs, und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sey der Todesgenius, der über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: wie herrlich waren wir einst!

Ich lebte aber diese Monate nicht allein in Breslau und in den nächsten Orten der Umgegend, sondern ich besah mir, das schöne Schlesien und das preußische und böhmische Riesengebirge durchstreifend, nach meiner Weise auch die Orte und die Menschen, und hatte dabei die Freude, in den Bädern von Rheinerz, Landeck und Kudowa zusammengedrängte Freunde aus Berlin wiederzufinden und mit ihnen auf die großen Hoffnungen des Tages anzuklingen.

Fragt jemand: aber woher und wie nimmst du Pilger und Flüchtling die Mittel und Gelder? so antworte ich: Gott hatte mir dem Knaben schon die Vorahnung meiner Schicksale in die Brust gelegt; aus Abscheu vor Weichlichkeit und Wollust ward ich frühe trotzig und hart und hatte frühe sowohl entbehren als genießen gelernt. Dies hatte ich fortgesetzt auch jenseits der Dreißige und Vierzige, hatte oft freiwillige Nachtwachen und Hunger- und Durst-Übungen versucht, und war meines Fußgängerglücks, worin Gott auch gefallen hat mich zu erhalten, mir bewußt, oft in Einem Zuge sechs acht Meilen zu Fuß gegangen, wann meine Herrn Brüder, wie die Wohlhabigkeit der Zeiten damals noch stand, auf schönen Pferden einhersprengten. Seit Napoleons Emporkommen war ich auf harte Proben gefaßt und hatte mich

und mein Leben darauf eingerichtet. Ich hatte von meinen Tagegeldern in Stockholm, vom rückständigen Gehalt mehrerer Jahre, das mir im Jahr 1810 in Greifswald ausgezahlt ward, und von dem Gewinn einiger Schriften mir einen Reisepfennig erspart. Wenn ich auch zuweilen unter Freunden bei fröhlichen Gelagen einen Friedrichsd'or oder Dukaten springen ließ, so hatte ich einsam oder als wandernder Pilger die wenigsten Bedürfnisse. Was soll ich hier erzählen, wie der Flüchtling oft auch nur die Tafel eines Jägers im Walde oder eines versprengten Husaren gehalten hat?

Endlich mußte ich fort. Napoleon war um die Mitte des Mais in Dresden angelangt, wohin er die Könige und Fürsten zur letzten großen Berathung beschied. Den 29. Mai flog er aus Dresden nach Polen. Jetzt war mir der Krieg nicht mehr zweifelhaft. Ich ging im Junius nach Prag, entschlossen, mich so geschwind als möglich weiter gegen Osten zu machen, ehe mir alle Wege dahin gesperrt würden.

Wir lasen nun seine und der Seinigen Weissagungen für diesen scythischen Feldzug. Die Vorbedeutung sollte erfüllt werden, allein sie ward von Gott nach einer andern Seite hin ausgelegt und gedeutet als von den Menschen. Auch der christliche Gott spielt den Vermessenen und Stolzen durch ihre Orakel hin.

Da klang es in der Allgemeinen Zeitung aus Dresden vom Tage der Abreise des Fürchterlichen: „Dresden hat das Glück ge„nossen, den größten Helden und Herrscher des Jahrhunderts zwölf „Tage lang unter Umständen und Umgebungen in seinen Mauern „zu besitzen, welche für die Geschichte ewig denkwürdig bleiben „müssen. Jede Minute war gewissermaaßen verhängnißschwer, und durch große Beschlüsse wichtig, und „die Folgen der hier gepflogenen Unterhandlungen

„und hier verabredeten Maaßregeln werden einst „noch ganz Europa in Erstaunen setzen."

Und er selbst gebrauchte in der Kriegsankündigung, die er den 22. Junius an seine Soldaten erließ, unter Anderm die Worte: „Ein unvermeidliches Schicksal reißt Rußland mit „sich fort. Des Schicksals Wille muß erfüllt werden."

In Prag traf ich Gruner. Dieser sagte mir sogleich, der Minister vom Stein, der vom Kaiser Alexander aus Prag nach Petersburg berufen war, verlange mich auf's baldigste zu sich. Gruner hatte ihm nämlich berichtet, daß ich schon in Berlin meine Pässe für Rußland in der Tasche gehabt habe. Er wunderte sich, daß ich so spät in Prag erschien: denn er hatte mir schon vor mehreren Wochen Steins Wunsch nach Breslau geschrieben; aber sein Brief ist nie in meine Hände gekommen.

Jetzt entstand die Frage: wie kommt man unter den obwaltenden Umständen auf das kürzeste, geschwindeste und sicherste in Rußland hinein? wie erhält man Pässe durch die östreichischen Lande dahin? Der Krieg war erklärt und die Kämpfe waren vielleicht schon begonnen; und Östreich war Napoleons Bundsgenoß gegen Rußland. Wir fanden bei dieser Frage, daß ich, ein unbedeutender unbekannter Mensch, unter diesen Verhältnissen auf meine Person für solche Reise einen Paß erhalte, sey ein Ding der Unmöglichkeit; ich werde wohl den Weg gegen Norden zurück zur Ostsee nehmen und aus einem dortigen Hafen über Schweden meine Nordostpassage zu durchbrechen suchen müssen. Endlich fand sich aber glücklicher Weise doch noch ein Ausweg, der einige Sicherheit zu bieten schien, allenfalls aber auch mislingen konnte. Indessen hier mußte gewagt werden. Wir trieben einen kleinen Kaufmann auf, einen gebornen Wiener, der gewohnt war als Schmuggler über das Riesengebirge und über die Karpathen zwi-

schen Böhmen, Schlesien, Ungern und Polen hin und her zu fahren. Dieser hatte eine Reise nach Brody vor. Ich erbot mich die Kosten derselben für ihn mitzutragen, wenn er mich als seinen Kommis oder Diener auf seinen Paß setzen lasse. So wurden wir Handels eins.

Nun ein Wort über Gruner. Ich hatte ihn vor Berlin weder gesehen noch seinen Namen nennen gehört. Ich fand ihn dort unter denjenigen, die ich für meine treuen Freunde halten mußte. Er galt als Polizeipräsident allgemein für einen Franzosenfeind. Ein feiner, gewandter, liebenswürdiger Mann, von einer Beweglichkeit des Leibes und Geistes und der Rede, die man bei einem Westfalen nicht suchen sollte. Daß er halb und halb wie ein Geächteter nach Prag entwich, war begreiflich. Viele sagten, er sey bei den Franzosen so angezeichnet, daß sie möglicher Weise, wenn er in Preußen bliebe, seine Auslieferung verlangen konnten. Über seine Stellung in Prag weiß ich weiter nichts als das allgemeine Gerede der Freunde, daß er, wenn sich Gelegenheit fände, den Einzelnen, die nach Rußland gegangen waren, Nachrichten und Winke zukommen lassen und eben so empfangen sollte. Andere haben gesagt, er sey mit bestimmten Versprechungen für russische Zwecke ordentlich in russischem Dienst und Sold gewesen, und habe dafür russische Gelder in Händen gehabt. Davon weiß ich nichts zu sagen; weil ich kein Geheimniß[illegible]rm bin, habe ich bei Andern keine Geheimnisse gesucht noch [illegible]nen empfangen. Dem sey, wie ihm wolle, Gruner ist etwa einen Monat nach meiner Abreise, wahrscheinlich auf französische Zumuthung in Prag verhaftet und endlich in eine ungrische Festung abgeführt worden, woraus ihn erst die Leipziger Schlacht erlöst hat. Ich habe später, als er am Mittelrhein und im Herzogthum Berg Statthalter war, viel mit ihm gelebt und bin seinem Gedächtniß ein gutes Zeugniß

schuldig. Er war ein talentvoller, lebendiger, geistreicher Mann, von Natur leicht, weich und beweglich; aber zu großer Ehre muß ihm gerechnet werden, daß dieser leichte lebenslustige Mensch im Großen und Gefährlichen, wo die Leichten und Leichtfertigen sich so leicht dem Teufel verschreiben, edel und treu erfunden ist. Seine Fehler lagen alle offen, seine Liebe und Treue haben seine Freunde erkannt und geehrt.

Ich fuhr denn mit meinem Wiener ab, und sollte eine harte Reiseprobe mit ihm bestehen. Es war ein kleines hageres und, wie mir däuchte, entschlossenes Kerlchen, und ich hoffte also einen raschen und geschwinden Reisegesellen in ihm gewonnen zu haben, zumal da ich gedungen hatte, uns unterwegs nicht aufzuhalten, weil mir an der Schnelligkeit der Reise viel gelegen sey. Ich fürchtete nämlich mit Recht, daß, wenn ich zaudere, mir die Gegenden, wo ich noch durchzuschlüpfen hoffte, durch Kriegsgetümmel versperrt werden könnten. O wie hatte ich mich verrechnet! In diesem hagern Leibe steckte doch ein ächter vollständiger Wiener, der vor dem Duft keines gebratenen Hahns vorbeifahren konnte. Daher mußte auf jedem Posthalt gesessen und gegessen und getrunken werden. Ich faßte mich indessen bald in Geduld, und suchte mir, als ich die Pansanatur meines Gebieters — denn der war er auf meinem Wagen — weg hatte, die Geschichte zum Spaß zu machen. Meine fliegenden Dukaten durften mich dabei nicht ärgern, wohl aber die V[illegible]ndung der diesmal so kostbaren Zeit. Meine Rolle war dabei [illegible]ligt genug. In der Festung Olmütz unter Anderm fuhren wir bei dem prächtigsten Gasthof vor. Er bestellte flugs ein gutes Mittagsessen und besten Unger, und setzte sich dran, zu mir sagend: „Hier könnte es verdächtig und gefährlich seyn, „wenn Sie als ein Kommis mit zu Tische säßen; bleiben Sie lie„ber draußen und springen bei dem Wagen herum, als wenn Sie

„was zu thun hätten.“ Er saß drinnen seine anderthalb Stunden durch, die Extrapostpferde lange vor dem Wagen, ich im Regen umherspazierend, und ein Butterbrod und eine halbe Flasche schlechteren Weins genießend. Als wir den folgenden Tag an dem reitzenden Kuhländchen hin in Biala anlangten, war ihm der dargebrachte Wein immer zu schlecht, und er kegelte wie ein vornehm zürnender Baron oder Student auf meine Kosten mehrere Flaschen zum Fenster hinaus. „Dies hier ist halb polnisches Volk,“ sprach er, „die muß man kurz anbinden.“ Diese Zwischenspiele abgerechnet war mir darin das Loos gut gefallen, daß ich keinen Schwätzer aufgeladen hatte. Meine guten Weine verfehlten ihre einschläfernde Wirkung nicht; er schnarchte den größten Theil der Reise, und so konnte ich das herrliche Land Böhmen, das reiche Mähren und das schöne Gallizien unter den Karpathen desto heiterer und ungestörter genießen. Ja, auch Gallizien ist ein liebliches Land, und ein steter Wechsel von Hügeln, Wiesen und Feldern; aber leider der sarmatische Schmutz und die polnische Bettelei und die elendesten Bettlerhütten neben Schlössern der Magnaten begegneten einem allenthalben, und der Schmutz und Jammer nahm zu, je ferner wir von der deutschen Gränze und je näher wir der Judenstadt Brody kamen.

Hier waren wir hart an der russischen Gränze. Ich warf nun meine Dienerverpuppung ab, und kleidete mich wie für einen neuen Aufzug. Mein Wiener begleitete mich. Mein Herz klopfte, als ich die fliegenden Fähnlein von sechs zu Roß sitzenden Kosacken an dem Gränzschlagbaum vor Radziwiloff erblickte. Mein bisheriger Herr stieß mich an, sprechend: „Lassen Sie mich ein bis„chen voranlaufen, und geben Sie mir fünf Dukaten; denn ich „kenne die Kerle, hier muß man sich hinüberkaufen.“ Ich sah ihn nun trotzig an, merkend, der Schelm wolle mir noch etwas

abklopfen, rief ihm Ade! zu, holte meinen prächtigen Paß heraus — und die Lanzenträger sahen ihn, verneigten sich ehrerbietigst, und geleiteten mich an die ganz zierlichen und freundlichen Zollgebäude. Gleich trat der Zollinspektor, ein russischer Hofrath — ich meine, es war ein Kurländer Namens Giese — heraus, sah meinen Paß an, und führte mich dann mit den freundlichsten Worten in sein Haus, wo ich seine Frau, eine sehr schöne Polin, nebst andern Damen begrüßte und in ein sehr nettes Zimmer geführt ward, indem der Herr Oberzöllner, den ich um Krieg und Kriegsgeschrei fragte und von dem ich allerlei Kunde über meine Weiterreise einzog, zu mir sagte: „Jetzt kommen Sie, wir wollen „Mittag essen; Sie bleiben heute hier, und erholen sich die Nacht, „morgen können wir dann alles weiter bestellen." Es war hier und auch in Brody ein wogendes lustiges Leben. Östreichische und russische Beamte und Officiere zogen noch hin und her, an der östreichischen Seite stand nicht einmal eine Zollwache, und mehrere östreichische Officiere, die eben gleich vielen Preußen gegen die Wälschen zu fechten brannten, flogen diesen Tag hier durch, unter Anderen der Oberst von Tettenborn und ein Rittmeister Mäurer, die ich unterwegs an mehreren Stellen und dann in Petersburg wiederfinden sollte.

Ich war also glücklich durch mein schmuggleriſches Fegefeuer hindurch, und hatte meinen Ärger und meine Dukaten bald verschmerzt. Hier war ich aus dem Schmutz der Judenwirthschaft der letzten Posthalte und aus dem stachlichten Dornbusch meiner Begleitung wie in ein Paradies versetzt. Eine prächtige Mittagstafel, vortrefflicher Ungerwein, schön gebildete Frauen, die deutsch und französisch sprachen, und ein feiner freundlicher Wirth. Ja dieses Paradies ward noch paradiesischer, als mein Wirth eine Entdeckung machte, welche seine Freundlichkeit fast in Zärtlichkeit

verwandelte. Bisher hatte ich alles dieses Glück dem Inhalt meines Passes zugeschrieben; nun aber ergab sich eine Offenbarung, die mich nicht in Zweifel ließ, ich könne alle diese seine Gastlichkeit endlich als den Erguß eines erfreuten und zärtlich gerührten Herzens hinnehmen. Als wir nämlich schon einige Gläser mit einander geleert und allerlei hin und her gesprochen hatten, fragte er um deutlichere Nennung meines Namens, der ihm aus dem Passe nicht recht klar geworden. Ich nannte Arndt. „Arndt? was Arndt?" rief er. „O ich hatte einen sehr lieben Freund, als ich in Jena „studierte, der hieß Friedrich Arndt, war aus Pommern; mir „däucht, als seyen Sie ihm in der Sprache ähnlich." Und er lief und holte sein Stammbuch, und zeigte mir einen Scherz, den mein Bruder hineingeschrieben. Als ich ihm nun sagte, jener Friedrich Arndt sey mein Bruder, und ihm erzählte, wie und wo er jetzt lebe, da war ich plötzlich ein Hausfreund geworden.

Späterhin sprachen wir über meine Reise nach Moskau und Petersburg, und er sagte: „Sie bekommen laut Ihres Passes ei„nen Feldjäger mit, und so wird es schon gut gehen. Aber besser „ist besser. Hier ist ein Theil des Personale der russischen Gesandt„schaft in Wien gemeldet, für die ich Anstalten machen muß. Die „kommen gewiß morgen oder übermorgen. Das trifft sich als eine „schöne Gelegenheit, da können Sie in Gesellschaft reisen, und „haben es desto sicherer und bequemer." Ich fiel dem bei, und hielt bei dem freundlichen Wirth mein erstes Nachtlager, und sollte hier noch ein zweites halten.

Den zweiten Tag in aller Frühe langte denn die Karawane an, welcher ich mich anschließen sollte. Sie kam in zwei stattlichen Wägen und schien auch Gepäck des russischen Gesandten zu haben. Sie bestand aus drei Kavalieren und einigen Bedienten. Die erste Person war ein kleiner höchst beweglicher, freundlicher

und gesprächiger Mann, der Legationsrath Graf Ramsay von Balmaine, der zweite ein Franzose le Marquis de Favars, ein junger abgelebter Windbeutel, und der dritte ein russischer Flottenkapitän, ein schöner Mann, ein geborner Grieche, der aber leider auch einem verdorbenen Weichling der allerschlimmsten Art ähnlich sah. Dieser hatte die letzten Jahre in Paris im Gefolge des russischen Gesandten Prinzen Kurakin gelebt. Mit diesem Dreiblatt begab ich mich denn nach einigen Stunden auf die Fahrt.

Ich hatte mich mit dem kleinen Grafen gepaart, und gewahrte nach dem Zusammensein auf mehreren Posthalten sehr bald, daß ich den besten Griff gethan habe. Der kleine Mann ist später berühmt worden als einer der bewachenden Begleiter Napoleons nach der Insel St. Helena. Er war von altem schottischen Blut, Katholik und von den Jesuiten in Mohilew erzogen, nicht ohne Kopf und Lebendigkeit, nicht ohne mancherlei durch einander zerstreute Kenntnisse, aber von einer bodenlosen, possierlichen, doch höchst gutmüthigen Geschwätzigkeit. Diesen Jüngling, der mir durch ein längeres Zusammenleben sehr lästig hätte werden müssen, benutzte ich klug für unsre paar Tage, um das aus ihm herauszulocken, was er etwa Nützliches mit sich führen konnte. Ich brachte ihn nämlich auf Erzählungen von den Sitten und Arten in den Landschaften Rußlands, worin er am meisten gelebt und verkehrt hatte; und so ward mir seine sonst fast zu flüssige Unterhaltung oft zugleich ergötzlich und lehrreich. Auch in ihm entdeckte ich eben nicht viel Männliches und Soldatisches, und wunderte mich daher nicht wenig, als er mir erklärte: er habe einen Bruder Generalmajor im Heere, und er selbst werde auch bald den Degen für's Vaterland umschnallen. Wirklich las ich ihn nach wenigen Wochen in den Zeitungen als Obersten.

Wir fuhren durch Volhynien, ein herrliches, reiches Land. Hier wohnen die sogenannten rothen Russen. Diese Menschen kamen mir ernster und sinniger vor als die Polen, welche ich bisher gesehen hatte; auch gewannen die Felder, Wiesen, und selbst die Wohnungen, wie wir weiterhin fuhren, ein immer besseres und reinlicheres Ansehen, zuweilen fast ein so gutes als in Norddeutschland. Man sah einen schönen Pferdeschlag und fette Weiden voll silbergrauer Rinder des Schlages, wie sie aus Ungern zu Tausenden nach Wien getrieben werden. Hier erblickte man auch die Anstalten einer gewaltigen Bienenwirthschaft; man sah Bienenstöcke anderthalb Mannslängen hoch aus hohlen Baumstämmen; man sah Waldbäume mit noch grünen Wipfeln zehn funfzehn Ellen hoch über der Erde angebohrt, mit Bienen bevölkert und mit Thüren und Klappen verschlossen. Auch standen hin und wieder Pfähle unter den Bäumen, ich denke, die hinaufkletternden Bären drauf zu spießen.

In der Stadt Zitomirs hatten wir einen prächtigen Spaß. Wir aßen in einem Judengasthause Mittag — siehe! da entstand plötzlich ein so gewaltiges Klingen und Schwirren von durcheinander tobenden Instrumenten und ein solches Gelärm und Getümmel von Menschen, daß wir alle geschwind an die Fenster liefen. Was sahen wir? Es war ein Schauspiel für Götter, eine prächtige Judenhochzeit oder vielmehr der Reigen einer Judenhochzeit. Um den Marktplatz dieser allerdings etwas dreckigen Stadt tanzten einige hundert Juden, Alt und Jung, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen immer ringsum, d. h. den weitesten Ring der Häuser haltend, ihren Reigen, Geigen und Dudelsäcke voran und Tosen und Geklingel hintennach. Es war wirklich eine allerliebste wilde Naturjagd, und wir erlustigten uns königlich daran. Alles blitzte im prächtigsten Schmuck, und wahrlich an

Perlen, Gold und Silber fehlte es um Köpfe und Hälse nicht, auch nicht an anmuthigen Gestalten. Denn das dringt sich einem sogleich auf, daß es in Polen an Männern und Frauen viel edlere Judenbildungen giebt als in Deutschland, auch etwas viel Gemesseneres und Ruhigeres in Sitten und Art, als unsre unruhigen, neugierigen und alles betastenden und umwühlenden Hebräer oft verrathen. Dies mag zum Theil daher kommen, daß die Juden hier an manchen Stellen in größeren Schaaren beisammen wohnen, und auch daher, daß viele von ihnen die stilleren und frommeren Arbeiten des Feldes und der Viehzucht treiben.

Wir kamen endlich nach Kiew an dem Dnepr: einst die hohe Hauptstadt des werdenden russischen Reichs und noch jetzt die Spuren vergangener Herrlichkeit zeigend. Es war ein schöner Sommermorgen, als wir heran fuhren, und wir Fremdlinge staunten den fernen wundersamen Glanz an. Es war mir wie ein erster Vorschimmer des Orients, all die goldglänzenden Thürme und Kuppeln der Kirchen und Klöster, und viele einzelne mächtige Häuser; doch däuchte mir die Stadt, als wir drinnen waren, wegen der vielen weiten leeren Räume wie eine Verlassenheit, eine schöne Ruine der Vergangenheit. Aber sie hat die Lage einer Königin der Städte auf und zwischen stattlichen Hügeln über dem Dnepr. Wir stiegen wieder in einem ansehnlichen Judenpallast ab, wo wir ein sehr schönes Geschlecht, eine Mutter mit mehreren Töchtern, sahen und sprachen wie weiland der General Holofernes: „wahrlich die Hebräer haben schöne Weiber.“

Es war immer noch ein reiches fettes Land das Land jenseits Kiew, doch mit den früher gesehenen Fluren nicht zu vergleichen. Der Juden wurden nun immer weniger, wiewohl doch einige noch am linken Ufer des Dneprs wohnen. Wir kamen nun bald in das eigentliche Rußland. Nun ward alles reinlicher und netter, die

Häuser beſſer gebaut, die Dörfer zierlicher angelegt, die Menſchen rüſtiger von Anſehen und beſſer in Kleidern. Doch hatten wir ſehr heiße Tage, und in den Häuſern eine ſchreckliche Plage, die wir bisher nicht ſo gefühlt hatten, obgleich kein Sterblicher ſich in Polen vor gewiſſem Ungeziefer retten kann. Es wimmelten nämlich die Häuſer von einer Unendlichkeit von Flöhen, freilich keine Thiere von der großen italiäniſchen Zucht, doch bei all ihrer Kleinheit ſchlimm genug, einen faſt zur Verzweiflung zu bringen. Wirklich hatten wir auf einigen Poſthalten ſo viele dieſer Knicker und Zwicker aufgeleſen, daß wir an dem erſten beſten Wäldchen oder Büſchchen ſtill halten ließen, uns faſt bis zur vollſten Natürlichkeit entkleideten, und unſre Kleider einige Minuten im Winde hin und her ſchwenkten und ausſtäubten, um das ſtechende und zwickende Geſindel in die weite Welt zu ſchicken. Wir trafen hier Dörfer, von Roskolniken, einer altgläubigen ruſſiſchen Sekte, bewohnt, und machten die wunderliche Erfahrung, daß die Frauen Näpfe zerſchlugen, worin wir uns die Hände gewaſchen hatten. Denn was Andersglaubende zu nah berühren, das halten ſie unrein. Gefäße, woraus ſie nur mit Löffeln gegeſſen und die ſie nicht mit den Händen berührt haben, werden nicht ſo entweiht geglaubt.

Wir hatten dieſe Tage mehrere Proben, wie in Rußland mit Extrapoſtpferden, Feldjäger an der Spitze, verfahren werden darf, oder vielmehr, wie verfahren wird und vielleicht nicht verfahren werden ſoll. Wann die Pferde im geſchwindeſten Laufe abgetrieben waren oder den Feldjägern auch ſonſt nicht ſtark genug däuchten und ſie eine Heerde Roſſe unweit der Straße weidend entdeckten, ſo flogen ſie auf ihren Pferden wie die Pfeile unter ſie, und griffen ſich die beſten heraus, ſchirrten die matten ab und die eingefangenen ein, und ſo paschol! (friſch fort!). Ich ſah aber auch bei mehreren Gelegenheiten, daß die Hirten, ſobald ſie nur

von ferne so einen fliegenden Extrapostwagen erblickten, oft wie der Blitz mit ihren Pferden Reißaus nahmen und sich von den Feldjägern nicht einholen ließen. Das auch ist gewöhnlich, daß wo stillgehalten wird, der fahrende Bauer seine Sichel nimmt und auf den Feldern Klee, Wicken, Hafer, so viel er für seine Pferde bedarf, abschneidet. Dies erinnert an Reisebeschreibungen über die Moldau und Wallachei.

Als wir über den Dnepr gesetzt waren, hatten die Andern etwas an den Wägen zu berichtigen, und ich fuhr allein voran, versprechend, an dem nächsten Posthalt Abendbrod und Thee zu bestellen. Das that ich, aber es vergingen Stunden, und mein Nachtrab fehlte immer noch; so daß ich glaubte, es sey irgend ein Wagenbruch oder gar noch was Schlimmeres eingetreten. Endlich kamen sie langsam hergefahren und stiegen noch langsamer aus den Wägen, und gingen seitwärts jeder besonders seinen Weg. Der kleine Graf Ramsay aber rothglühend und mit einer verstörten Schreckensmiene, als sey ihm das größte Unglück begegnet, kam auf mich zu und erzählte mir, die beiden Andern seyen bei einem Gespräch über Paris und die Franzosen so an einander gerathen, daß er fürchte, es werde noch etwas Blutiges absetzen, ja der Marquis habe von Kugeln und Pistolen gesprochen und er wisse nicht, wie er die wilden Burschen aus einander halten solle. Für ihn könne das aber sehr gefahrvoll werden, der Marquis, ein besonderer Schützling des Generals in östreichischen Diensten, Prinzen von Rohan, sey ihm auf die Seele gebunden, die Familie habe große Verbindungen, auch in Petersburg, und wenn dem Jüngling also ein Unglück begegne, so werde er es mit verschuldet haben müssen. Hier unterbrach ich ihn, indem ich in lautestes Lachen ausplatzte, mit den Worten: „Lieber „Graf, machen Sie Sich doch keine so düstre und blutige Träume

„zurecht. Ich sehe diesen beiden es an, daß sie keine Eisen„fresser und Pulverschlucker sind; gehen Sie mal hin, das ist mein „Rath, und schlagen ihnen vor, hier sey ja die prächtigste Gelegen„heit, den Zwist mit Säbeln oder Pistolen auszugleichen: wir „seyen hier mutterseelen allein, dort sey ein hübsches Büschchen „einige hundert Schritt hinter dem Posthause, Waffen und Pulver „führen wir ja im Überfluß, und so könne im schönsten Abendson„nenschein ihr zorniges Müthchen abgekühlt werden.“ Er wollte anfangs nicht dran, aber als er zuerst dem Marquis auf mein Zureden diesen ritterlichen Vorschlag that, antwortete dieser, indem er einen leichten wälschen Sprung that, mit sanftmüthiger Schaafsmiene: „Bah! ein Marquis von Favars sich mit einem Griechen „schlagen! Das wäre meiner Seele zu lächerlich, da uns jetzt die „Schlachtfelder offen stehen. Und gestehen Sie selbst, Herr Graf, „es waren Kindereien, worüber wir uns gekabbelt haben.“ Doch erklärte er, er werde froh seyn des grlechischen Gegenüber los zu werden, denn er könne so ein ewig lächelndes Gesicht nicht leiden. Es ward also ein Vergleich zu Stande gebracht, und ich erbot mich, um die beiden kurrigen Puterhähne aus einander zu bringen, den Franzmann in mein Wägelchen zu nehmen. Dies war freilich ein großes Friedensopfer. Es war gar ein armes windiges Bürschchen, als Kind aus Frankreich geflüchtet, als seines Vaters Kopf, eines der ersten Schlachtopfer der Umwälzung, unter der Guillotine gefallen war. Dazu kam, daß er einen wahren Wachteufel wälscher Lebhaftigkeit hatte, der meine Ohren mit den Embryonen seiner künftigen Thaten überfüllte. Er errichtete nämlich auf meinem Wagen ein Kosackenregiment, das keinem napoleonischen Franzosen Quartier geben solle u. s. w.

Lustiger als dieses leere Kriegsgeplapper meiner Ulster, die bisher wohl nur in den Sälen der schönen Wienerinnen herunge-

hüpft war, umbrauſte uns das Kriegsgetümmel oder vielmehr das Getümmel, welches Kriegsleben und Kriegswirthſchaft bezeichnete. Tauſende von Wägen mit Mundvorrath und auch mit Rekruten für das Heer, Zehntauſende von Ochſen und Pferden, die ebendahin getrieben wurden, einzelne Züge Ulahnen und Koſacken, auch Geleite einzelner Gefangenen zu Fuß und auf Wägen (es ſchienen keine Kriegsgefangene, ſondern politiſche Gefangene), unendliche Nachtfeuer gelagerter Soldaten und Hirten durch einander, ein brauſendes ſtrudelndes Gewimmel, und hin und wieder Geſang und Tanz dabei. Luſtig und ſeltſam anzuſchauen bei'm Mond- und Sternen-Licht die Maſſen umherſpringender ganz nackter Menſchen, welche an ihren Feuern, woran auch gekocht und gebraten ward, ihre Hemden und Beinkleider rundſchwenkten und das Ungeziefer in die kniſternden Flammen ſchüttelten. Ich wunderte mich darüber, und doch waren wir genöthigt worden, bei hellem Tage in ähnlicher Noth beinahe Ähnliches zu thun. Immer kam es mir doch ein wenig tatariſch und barbariſch vor. So ließ ſich unter dieſen Beluſtigungen die läſtige und unluſtige Geſellſchaft, viele Hitze, viel Staub, ſchlechte Abſpeiſung, ſtundenlanges Warten auf Pferde (denn es zogen viele außerordentliche Reiſende dieſes Weges, und wir bedurften immer zwölf Pferde) und ſelbſt die blutdürſtige Unverſchämtheit ruſſiſcher Fliegen und Flöhe ertragen, die Bremſen, welche die vielen Pferdezüge umherſtreuten, mit eingerechnet.

Ich klage über ſchlechte Abſpeiſung. Wir fanden in den Dörfern die Menſchen faſt immer freundlich und willig, uns zu Hülfe zu kommen, aber in manchen derſelben war reines Haus gemacht und der letzte Hahn ſchon abgefiedert; froh, wenn wir nur noch etwas Brod, Milch und Branntwein fanden. Doch ging es uns dagegen an andern Stellen, namentlich in Tſchernigow,

sehr wohl, und nirgends vermißten wir die nordische Gastfreiheit. Russische Kaufleute in den kleinen Städten und Flecken zogen uns mit gütiger Gewalt in ihre Häuser und labten uns mit dem herrlichsten Thee und Butterbröden; russische Edelleute in den Postdörfern führten uns mit patriarchalischer Gastlichkeit in ihre zierlichen Säle, und erquickten uns mit Speise und Trank. Juden sahen wir in den Dörfern nicht mehr, außer bei dem Fuhrwesen und der Viehtreiberei, auch bei den Posthäusern, wo sie die Fremden (Deutsche und Engländer) oft weither, von Pesth, Jassy, ja von Constantinopel her, als Aushelfer und Dolmetscher begleiten. Denn in diesen Rollen kommen sie mit in Rußland hinein, wo sie keine Wohnungen aufschlagen und in der Regel nur wenige Tage verweilen dürfen. Merkwürdig ist, daß alle polnische Juden auch das Deutsche verstehen und sprechen; man sollte also auf die Vermuthung kommen, sie seyen weiland aus Deutschland von Westen gegen Osten in Polen und Litthauen und die südlicheren karpathischen Nachbarlande eingewandert. Ihre Treue und Zuverlässigkeit bei diesen Geschäften ist allgemein berühmt. Meine Lust hatte ich an den russischen Fuhrleuten und Postknechten und an ihrer Munterkeit und Lebendigkeit. Selbst wenn die rohen Feldjäger, wie mir däuchte oft ohne die geringste Veranlassung, auf die Rücken der armen Bursche zuweilen losdraschen, daß sie gleich geschlagenen Brettern knallten, schüttelten sie diese Last ab wie die Gans das Wasser, schwangen sich auf ihre Pferdchen und sangen, pfiffen und klatschten wieder lustig fort. Mit ihren Pferden scheinen diese Naturkinder im Singen, Pfeifen und Plaudern eine Sprache zu sprechen, welche beide Theile vollkommen verstehen; denn das Pferd, welches höchst unvollkommen geschirrt ist und meistens nur durch einen einseitigen langen Zügel geführt wird, zeigt auf jeden Wink, Klang und Pfiff seines Lenkers in jeder veränderten Be-

wegung den vollkommensten Gehorsam. Ich habe hierlandes auch die größte Zärtlichkeit der Menschen für diese Thiere bemerkt, wie wild, häßlich und roh sie auch auf ihr eigenes Geschlecht losfahren.

Mein Reisetagebuch ist mir mit andern werthvollen Sachen bei meiner Heimkehr durch Polen guten Theils durch Diebeshand verloren gegangen, und ich weiß nicht auf den Tag genau, wann unsre Ankunft in der berühmten Stadt Smolensk war. Sie muß aber in den ersten Tagen des Augusts gewesen seyn. Es war ein heller Morgen, die Sonne brannte schon, und wir fuhren langsam, und so, daß wir oft fünf und zehn Minuten still halten mußten, durch ein wildes Heerlager, und mitten unter Küraſſieren, Kosacken und Kanonenzügen hin, und wurden mit dem fürchterlichsten Staub bepudert und einpomadirt. Unser Möser sagt ja ganz recht, der Staub sey die Pomade des Helden. Endlich drangen wir in die Stadt ein und bis auf einige hundert Schritt zu dem empfohlenen Gastwirth, einem ehrlichen deutschen Italiäner, Simon Giampa, vor. Es war ungefähr zehn Uhr Vormittags, und unsre Mägen und Kehlen hatten schon seit Sonnenaufgang auf dieses erquickliche Ziel gehofft. Wir fochten uns endlich durch Menschen- und Pferde-Gewoge bis in den Hof des Giampa hinein. Ich fand dort einen deutschen Officier, einen braven Sachsen, den Major von Bose, den ich später in Petersburg noch besser kennen lernte, auf einer Treppe sitzen, und auf unsre Fragen nach Wein und Brod erwiederte er: „Geduld! Geduld! meine „Herren; ich habe meinen Bedienten ausgeschickt und bräte hier „schon über eine Stunde in Erwartung einiger Erquickung. Es „ist hier schlechterdings nichts zu bekommen, weder Zimmer noch „Speise; Sie sehen, die Kosacken- und Ulahnen-Officiere haben „den ganzen Hof und das Haus eingenommen; es kann sich kaum „eine Maus hineindrängen.“ — So setzten wir uns denn gedul-

dig neben ihn, unser kleiner Graf aber lief und kam erst nach einer Stunde mit einer Flasche schlechten Donschen Weins und einem Brode wieder, und rief: „Das kostet einen Dukaten, theilen „wir's uns." Wir thaten so, gewannen noch eine Flasche Wasser, und theilten dem Sachsen etwas mit. Erst gegen Abend floß der Strom ab, und wir gewannen endlich ein paar Zimmer und einige gebratene Hühner. Es war Krieg, und die ganze Stadt und das Feld ringsum Ein großes Lager, wozu sich täglich neue Truppen schaarten; denn Barclay de Tolly und Prinz Bagration hatten sich nun vereinigt.

Mir lachte aber hier wieder ein besonderer Glücksstern. Es waren viele deutsche Officiere hier, theils schon im russischen Heere angestellte, theils solche, die erst in's Getümmel mit hinein wollten, Sachsen, Östreicher, Preußen, die ihre Herzen und Schwerdter auf die Franzosen gewetzt hatten. Bald traf ich liebe alte Bekannte: meinen Grafen Chazot, den tapfern Spanienfahrer Leo Lützow, meinen Heimathsmann, den wilden Gustav Barnekow aus Rügen u. s. w. Chazot sorgte hier, wo kaum für Geld etwas zu haben war, für meinen Erbantheil Pansascher Natur. Er war Generaladjutant bei der Brigade des ältern Prinzen von Oldenburg (des jetzt regierenden Herzogs) und aß täglich an der Tafel des Divisionsgenerals, Herzogs Alexander von Würtemberg. Da steckte er mich mit unter bei der großen Mittagstafel; auch habe ich nächtlicher Weile ein paar Mal mit ihm auf seinem Heu geschlafen in einem großen Saal, wo wohl ein halbes Hundert Officiere neben einander hingestreckt schnarchten.

Die vier fünf hier im getümmelvollsten Kriegsleben so hingesausten Tage waren mir höchst belustigend und erbaulich. Ich sah hier unter den mannigfaltigsten und wechselvollsten Gestalten die verschiedenen russischen Völkerschaaren an mir vorbeimarschiren

und vorbeigaloppiren, die vom Eismeer und vom Ural her und die in der Wolga und im Schwarzen Meere ihre Rosse tränken, schöne Tataren aus der Kabarda und aus der Krimm, stattliche Kosacken vom Don, Kalmücken mit platten Nasen, bretternen Leibern, schiefen Beinen und schiefen Augen, wie Ammian vor funfzehnhundert Jahren seine Hunnen malt, und häßlich tückisch blickende Baschkiren mit Bogen und Pfeilen. Aber das Prächtigste war ein Geschwader von einem Fähnlein Tscherkessischer Reiter, in Stahlhemden und mit Stahlmützen mit wehenden Federbüschen, schönste schlankste Menschen und schönste Pferde.

Ich fuhr mit einem jungen deutschen Officier von der russisch-deutschen Legion, der in's Lager geschickt war und nach Petersburg zurück wollte, den Weg auf Moskau, zuweilen auch in Gesellschaft mit dem Obersten von Tettenborn, mit welchem ich den Tag nach meiner Abreise aus Smolensk in Wiásma zusammentraf. Es war dort eben ein Theil des Kaiserlichen Kabinetts anwesend, Graf Nesselrode, Herr von Anstedten und Mehrere, mit welchen wir zusammen bei dem Polizeipräsidenten zu Mittage tafelten in einem ungeheuren Saal, worin wohl ein paar Hundert Gäste zusammengereiht saßen. Es war fast der ganze Adel aus der Gegend dort versammelt und Tausende junger Bauerbursche rings um die Stadt gelagert, die für's Heer ausgehoben noch von Müttern, Schwestern, Bräuten begleitet wurden; auch hielten viele Wägen, welche verwundete Krieger in's Innere des Landes führten; brave verwundete Officiere saßen mehrere mit uns zu Tisch. Da war heute Jubel und Begeisterung, und die Freude der Becher ging klingend um; und nach den Bechern, als alles sich von Tisch erhob, erhielten auch die Fremdlinge ihre Gaben, von welchen erschollen war, daß sie nicht für Napoleon nach Rußland gekommen seyen. Umarmungen, Händedruck, Küsse von schönen Frauen

und Jungfrauen, welche ihr Vaterland fühlten. Es war eine außerordentliche Lebendigkeit und Aufwallung in dem ganzen Volke und auch bei den Geringſten im Volke, welche die Wälſchen wegen ihrer Unfreiheit Sklaven ſchalten: nichts bloß Angehauchtes und Gemachtes; nein, es brauſte aus dem Innerſten der Herzen gleich lebendigſtem Sprudelwaſſer. Solche Gaben von ſchönen Frauen und Dirnen ſind mir nachher in Petersburg, ſelbſt in den Palläſten der Orloffe und Lieven, öfter zugefallen an Tagen, wo Siegesnachrichten einliefen oder gefeiert wurden. Es iſt auch die Sitte des Landes ſo, darin der engliſchen etwas ähnlich, daß die Frauen beginnen und das unſchuldige Recht haben, die Männer nach der Tafel zu küſſen. Ländlich ſittlich.

Wir fuhren erſt am folgenden Morgen von hier, und hielten den Mittag mehrere Stunden in dem netten freundlichen Städtchen Gſchat an, weil mein Oberſt ſeinen Wagen kalfatern laſſen mußte. Ich war vor die Stadt gegangen, und hatte mich auf einer grünen Wieſe, wo ſtille Heerden weideten, als wenn kein Krieg wäre, hinter einem Heuhaufen hingeſtreckt; eine dichtlockige Birke wehete über mir, und ich ſchaute ſinnend und träumend in die Welt hinein oder vielmehr in die über mir hinfließenden Wolken. Siehe! da tönte Muſik in mein Ohr, die immer näher und heller heranklang und bald rollten mir lange Reihen von Wägen vorüber, die auch Landwehr führten, Geigen und Hornpfeifen auf mehreren Wägen voran, und Ältern, Geſchwiſter, Bräute noch mit. So luſtig zog es in den Krieg und in den Tod, gleich einem fantaſtiſchen Hochzeittraum mit Blumen und Spielen an dem Träumenden vorüber. Hier ſchied ich von meinem Oberſten. Er fuhr von Gſchat ſtraxweges auf Petersburg, ich und mein Officier in einer kleinen ruſſiſchen Telegga auf einem Umweg nach Moskau.

Ich habe die Wunderstadt nur zwei Tage gesehen. Mir däuchte, ich sah Asien: Armuth und Pracht, Hütten und Scheunen und Ställe nicht bloß in den Vorstädten, sondern hin und wieder mitten in der Stadt; dazwischen der Glanz der Palläste und Gärten, die vergoldeten Kuppeln und Thürme der Kirchen und Klöster, der Kreml mit seinen goldnen Thoren, Thürmen und Zinnen. Dazu das ungewöhnliche Wogen und Wimmeln der Menschen in jener außerordentlichen wild bewegten Zeit. Ich konnte nichts sehen in zwei Tagen, ich konnte nur staunen. Ich fand auch hier freundliche Aufnahme, zuerst bei dem Kommandanten des Kremls, dem General Heß, einem Deutschen, der in Rußland von deutscher Gradheit und Gemüthlichkeit nichts verloren zu haben schien und mich und meinen Officier, während er unsre Pässe durchschaute und unterschrieb, mit einem hübschen Frühstück bewirthete und uns selbst in seinem Wagen zum Gouverneur führte, sagend: er müsse doch eben in Geschäften zu ihm. Wir sahen ihn denn, diesen Gouverneur, den General Grafen Rostopschin, der einen Monat später durch die Einäscherung der alten Czarenhauptstadt so berühmt geworden ist. Wirklich hatte ich ihn schon gesehen, in Smolensk nämlich, in der Person eines verwundeten Majors, der bei Giampa in einem Zimmer neben dem unsrigen mit seinem verbundenen Knie auf dem Sofa lag und uns des Abends mehrmals bei seinem Thee um sich versammelte: ganz die Gestalt, die Augen, die Stirn, die derbe und doch freundliche Gradheit, mittlerer starker Wuchs, ein breites gestutztes Gesicht und eine kurze regelmäßige Nase, große blaue Augen, geschwinde Bewegung. So erschien Rostopschin, so sind mir nachher an vielen Orten viele russische Officiere erschienen, mit diesem Ausdruck, diesem Grundbilde. Man findet es wohl nicht oft mehr in den großen alten Familien, welche zu sehr europäisirt, hofisirt

und abgeschliffen oder gar verschliffen sind, sondern in dem guten mittleren Adel. Wir wurden zu seiner Tafel geladen, wohnten einem großen Gepränge bei, einem Tedeum wegen eines Wittgensteinschen Siegs über den Marschall Oudinot, in der Johanniskirche am Kreml, und machten auch hier den begeisterten und klingenden Jubel bei Tische mit.

Der Weg von hier nach Petersburg geht über Twer und Novogrod, zwischen Moskau und Twer durch ein schönes, reiches und wohl bebautes Land. Ich sah große hübsche Dörfer und nette Baurenhäuser, mehrere von zwei Stock, mit hellen Fenstern und bemahlten Gesichtern und mit manchem zierlichen Schnitzwerk und bunter Beblümung draußen und drinnen; sowohl die Häuser als die Täfelung der Wände drinnen fast ganz aus Holz. Hier ward ich an die Weise von Helsingland, Dalarne und Norrland in Schweden erinnert, wo die Bauren ihre Wägen und Pferdegeschirre und Häuser und Kirchen mit ähnlichem künstlichen Schnitzwerk verzieren. Bei der Anordnung und Einrichtung mancher Dörfer aber war ich oft geneigt zu glauben, sie hätten Hippokrates oder den Leibarzt Doktor Faust zu Bückeburg über Sonne, Luft und Wasser dabei vor Augen gehabt. Einige Dörfer sind nämlich förmlich im Kreise gebaut, die meisten aber in einem Halbmond, welcher von Südost zu Südwest den möglich größten Theil von wärmender Sonne aufnehmen und von den bösen kalten Winden von Nordost bis Nordwest am wenigsten zerhadert werden kann. Ganz auf diese Weise im Halbmondskreise findet man auch manche Höfe in Schweden gebaut. Überhaupt die Russen in dieser und in mehreren andern Beziehungen mit den unglücklichen polnischen Bauren verglichen welch ein Unterschied!

In den Dörfern und auf den Straßen war bis Novogrod noch immer das die Waffen übende Menschengewimmel und ein-

zelne Züge von Kriegern. Auch einzelne traurige Haufen von Gefangenen zogen uns vorüber, unter diesen sogar Spanier und Portugiesen. Das Wetter war des Tages meistens sehr heiß auch wegen der kurzen nordischen Nächte. Zwar leidet man in dem viel reinlicheren Rußland nicht so viel vom Ungeziefer, als in Polen, aber die barbarischen und unmenschlichen schwarzen Springer und Blutsauger verminderten sich nicht. Diesen zu entfliehen mied ich, so sehr als möglich die Zimmer, und wenn durch Warten auf Pferde, was aber zwischen Twer und Petersburg selten eintrat, mal ein paar Stunden Rast gegeben ward, wickelte ich mich in meinen Mantel, und legte mich, wenn es regnete, unter die Telegga, meine beste Habe unter meinem Kopf, summte hoc tibi proderit olim, und schlief wie ein König. Ich hatte keinen Bedienten bei mir und mußte also meine Sachen selbst hüten, und war wegen der nothwendigen Hut schon ein paar Mal gewarnt worden, zuerst in Smolensk bei Giampa, wo die Bedienten nicht aufgepaßt hatten, wo uns Manches wegstipitzt war und ich schon mit Schrecken mein Schatullchen mit dem Inhalt mehrerer Hunderte Dukaten vermißte, was ich jedoch glücklicher Weise fand gleichsam aus Instinkt in meinem Bette versteckt zu haben — und zweitens in Wiásma, wo uns während der jubelnden Mittagstafel im Vorzimmer des Präsidenten selbst mehrere Sachen abhanden gekommen waren. In dieser Hinsicht ist Rußland ein Arabien, und die gemeinen Russen wie die Araber, gebisch im Zelte und nehmisch auf der Straße.

Endlich fuhr ich durch das berühmte Großnaugard, von welchem das Hanseatische Sprichwort einst gesungen hatte: „Wer „will streiten wider Gott und Großnaugard?" Aber dieses Novogrod, wie es jetzt lebt, machte keinen so mächtigen Eindruck auf mich, und trägt höchstens in einzelnen Kirchen und

in dem weiten Umfang seiner Mauern noch Andeutungen seiner vormaligen Großheit, darin mit Kiew zu vergleichen. Iwan Wasiljewitsch der Fürchterliche stampfte die Freiheit und Unabhängigkeit dieser herrlichen Stadt und ihrer stolzen Bürger und der umliegenden Landschaften mit seinen eisernen Füßen zusammen, entführte viele Tausende ihrer muthigen Bewohner in den Süden des Reiches und setzte für sie andere der blinden Knechtschaft gewohnte Ansiedler in ihre Güter und Häuser ein.

Den vierten Tag nach meiner Abreise von Moskau flog ich dem anmuthigen Sarsko Zelo vorbei, und bald erblickten meine verwunderten Augen die Neva und das neue Palmyra an ihren Ufern. Also hatte ich über hundert deutsche Meilen in vier Tagen gemacht. Der ganze Weg von Twer bis Petersburg ist äußerst einförmig, das Land nichts als eine flache Ebene, viele Sümpfe und Moore mit einzelnen Gruppen von Tannen und Birken, wenig Dörfer, nur hie und da ein einzelnes zierliches Posthaus oder ein gewöhnlich von einem Italiäner bewohntes Wirthshaus. Der Weg ist übrigens ziemlich leidlich einer guten Hauptlandstraße des großen Reiches ähnlich. Gottlob mecklenburgische und holsteinische oder belgische Steindämme giebt es nicht, wohl aber Knüppeldämme in Menge, deren einzelne man auch Baumdämme nennen könnte, welche, aus ganzen Tannenstämmen zusammengelegt, vorzüglich über den Sümpfen und Morästen angebracht sind und auf dem hohlen und quebbigten Boden gleichsam aufspringend unter den Rädern zittern. Und über diese Zitterer war ich in der Telegga gefahren, einem niedrigem Wägelchen mit vier Rädern, in welchem man jeden Stoß aus der ersten Hand erhält. Auch thaten mir die Rippen weh nach dieser soldatischen Fahrt, wo vier Tage und Nächte kaum ein Lullerchen von Schlummer meine Augen berührt hatte. Denn ich ward nicht bloß durch das

Menschengewimmel und das Stoßen der Knüppeldämme wach gehalten, sondern hielt mich selbstwillig und freiwillig wach, und lag wie der Hund des Schatzteufels auf meinem Gute, um nicht ganz ausgeplündert in Petersburg anzukommen. Ich nenne diese Fahrt eine soldatische, indem ich im Sinn habe, wie die Soldaten seyn sollten, nicht wie sie sind. Denn meine Soldaten, gewiß ein paar tapfre und rüstige Männer, meinen Oberst Tettenborn und meinen Legionsofficier fand ich die Tage nach meiner Ankunft in der Hauptstadt beide halbkrank auf Bett und Sofa hingestreckt; ich aber blieb auf den Beinen, und dachte: Deine Brust und Dein Athem werden, wenn der liebe Gott will, wohl noch einige Jahre aushalten.

Ich machte bei meinen russischen Nachtfahrten eine Bemerkung, die mich noch heute in innerster Seele anlächert, eine Wiedererinnerung von Bemerkungen über Erscheinungen, die ich in ähnlichen Nächten, wo die Sinne durch Wachen übergereitzt waren, nimmer in Deutschland, sondern nur in Schweden gehabt habe. Ich glaube, es sind die wunderseltsamen Lichtspiegelungen, welche die ganz anders als in Deutschland sternhellen und mondhellen Nächte in die Sinne hineinwerfen und dadurch eine ihnen nur eigne Zauberei hervorbringen. Genug: die Bäume, Felsen, Häuser und andre leblose Gebilde, wie man ihnen vorüberfliegt, gewinnen alle gleichsam lebendige Gestalt und springen zuletzt als eben so viele zauberhafte und seltsame Thiere und Ungeheuer hervor. Ich weiß nicht, ob hier die Wirklichkeit der Dinge in die innere Idee des Geistes hineinfährt, oder ob die Idee ihre eignen Bilder in die Dinge hinausstößt. Indessen darüber werden die Philosophen sich bis an's Ende der Tage streiten, aber die Thatsache bleibt dieselbe. Ich will daraus die Menge der Zaubergesichte in Schweden erklären und die Gespensterhervorrufung und Geisterladung eines Svedenborg.

Ende Augusts 1812 fuhr ich in St. Petersburg ein und sogleich gradesweges zur Burg des Herrn Ministers Freiherrn vom Stein. Diese Burg führte den Namen Demuth nach dem Namen des Wirthes des Gasthofes, worin der Minister einstweilen noch einige Monate blieb und dann in geringer Entfernung einen ihm angemessenen pallastartigen Bau bezog. Ich fand in der Demuth sogleich ein paar Zimmer für mich und nahm mir einen deutschen Bedienten an, einen gebornen Ehstländer, ein hier durchaus unentbehrliches Geräth. Ich ward nun bei dem Herrn Minister ordentlich angestellt, einstweilen gleichsam wie im russischen Dienst; denn ich bekam mein Gehalt aus öffentlichen Kassen ausbezahlt, und zwar noch während meines Aufenthalts in Preußen; späterhin, versteht sich, aus der Kasse der Centralverwaltung für Deutschland. Auch die Gelder, die ich auf meiner abentheuerlichen Reise von Prag bis Petersburg aufgewandt, bekam ich zurückerstattet. Ich bin hier (ich will diese Kleinigkeiten auf einmal herzählen) von ihm in allerlei kleinen Schreibereigeschäften, zur Dublirung und Entzifferung von Briefen und Depeschen, zur Abfassung einzelner kleiner Flugschriften gebraucht worden, so wie bei den Angelegenheiten, welche die Errichtung der sogenannten Deutschen Legion betrafen. Auch hat mich ein alter russischer Admiral zuweilen in Athem gesetzt und in Anspruch genommen zur Erlustigung und Unlustigung, wie die Würfel der Einfälle und Gedanken, die mit dem alten Herrn durchgingen, eben fielen. Es war der Admiral Schischkow; so ward der Name ungefähr ausgesprochen. Dies war ein Original von einem Mann, ein ächter Russe, denke ich, von allerbestem Schlage. Er trug den Grundtypus seines Volks, Lustigkeit, Gespaßigkeit und eine unbeschreibliche Gewandtheit und Lebhaftigkeit beide in seinem Glieder- und Gebärden-Spiel. Er muß etwas von Suworow gehabt haben.

Ein fünfundsiebenzigjähriger Greis, mehr mager als beleibt, mit einem ganz eigenthümlichen Gesicht und ironischen jedoch dabei höchst gutmüthigen Zügen, unaufhörlich hin und her fliegenden Wechseln in denselben, wie ich es kaum an einem Menschen gesehen habe. Dabei hatte er die Gewohnheit, welche ganz russisch scheint, nicht durch Worte, sondern durch Pantomimen die werdenden Geburten seiner Einfälle und Gedanken zu bezeichnen; und es ward dem Greise überhaupt schwer, seinen Geist, dessen er wahrlich genug hatte, in's Wort zu übersetzen, oder richtiger ihn an das immer dürftige Wort zu fesseln. Hiebei muß ich gelegentlich bemerken, daß die Russen in der Pantomime und im Karakterspiel auf dem Theater und im Tanze einzig ergötzlich sind. Mit dem allergrößten Vergnügen habe ich oft Stundenlang im russischen Theater ohne Langeweile aushalten können, ohne daß ich ein Wort verstanden hätte: so sehr ergötzte mich die Sprache der Bewegungen und Gebärden. Dieser alte würdige Admiral, der blutwenig Deutsch verstand, hatte entweder von mir reden gehört oder irgend einen meiner kleinen Aufsätze oder Übersetzungen davon zu Gesicht bekommen. Er war damals, nachdem Romanzoff den Minister des Innern Speranski gestürzt hatte, gleichsam als ein Lückenbüßer in seine Stelle eingeschoben, und hatte unter Anderm auch Aufrufe und Verkündigungen an das Volk zu erlassen. Da suchte er nun gewaltige und mächtige Worte und Redensarten, übersetzte mir seine Sachen in schlechtes Französisch; das mußte ich denn deutsch geben, und dieses wieder, wenn möglich, mit Mehrung und Erhöhung des Ausdrucks und Gedankens in wahrscheinlich noch schlechteres Französisch zurückübersetzen, wodurch er dann endlich sein Russisches noch zu heben suchte. Ich erinnere mich nur, daß dies bei aller Erlustigung, welche des wackern Greises Persönlichkeit mir gab, eine Schwerenothsarbeit war, von

welcher ich, da ich kein Russisch verstand, nicht einmal den Erfolg zu schmecken bekam.

So ward ich hier befestigt in einer nicht unwürdigen noch unwillkommenen Stellung. Das war ungefähr das Ende meiner Jugendzeit, die ungewöhnlich lang geworden ist. Man sagt: die Jugend hat Glück. Ich Flüchtling hatte dieses Glück auf zwei Fluchten. Das erste Mal in Schweden, wo ich durch den Abtritt von Schubert sogleich in dessen Stelle trat; das zweite Mal hier in Petersburg. Ich hatte vor dem Jahr 1807 den Namen des Herrn vom Stein nicht gehört. Im Jahr 1808 ward es ein europäischer Name durch die Gesetze und Einrichtungen, die er zur Wiederbelebung und Wiederaufrichtung des gefallenen preußischen Staates machte. Im Jahr 1809 ward er dem deutschen Vaterlande durch Napoleons Ächtung als ein Lichtzeichen gezeigt. Dieser hohe Mann gerieth auf meinen Namen, und lud mich zu sich. Meine Gesinnung und mein Schicksal jagten mich freiwillig nach Rußland; durch ihn bekam ich dort eine sichere und ehrenvolle Stellung. Gott öffnete mir damals die Wege, ja er ebnete die Pfade vor mir; später scheint er sie mir gesperrt zu haben. So sind seine dunkeln wundersamen Verhängnisse.

Ich bin hier also gegen das Ende des Augusts angekommen, ich meine den 26. oder 27. Tag jenes Monats, und trat vor den Minister, welchem ich aus seinem Prag einige mündliche Erzählungen überliefern konnte. Ich ward mit großer Freundlichkeit von ihm empfangen. Mich hatten seine Gestalt und Darstellung betroffen, als hätte ich schon irgendwo ihres Gleichen oder ihres Ähnlichen gesehen; aber ich wußte mich anfangs nicht zu erinnern. Erst als ich einige Stunden vor ihm am Theetisch gesessen und die ersten Eindrücke sich beruhigt und abgeklärt hatten, rief ich in mir Fichte! Ja Vieles von meinem alten Fichte schlug mich

nun: dieſelbe Geſtalt ungefähr, kurz, gedrungen, breit; dieſelbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogen; dieſelben kleinen, ſcharfen funkelnden Augen; faſt dieſelbe nur noch mächtigere Naſe; die Worte derb, klar, feſt, mit kurzer Geſchwindigkeit gleich Pfeilen vom Bogen grade in's Ziel ſchlagend. Daß ich dieſe fichtiſche unerbittliche ſittliche Strenge in den Grundſätzen bei ihm bewundern mußte, ergab ſich ſehr bald. Der Unterſchied war nur, daß dieſer Mann der Sohn eines alten reichsfreiherrlichen Stammes am Rhein, Fichte der Sohn eines armen Tuchwebers in der Lauſitz war; daß dieſer Reichsritter mit voller Gewalt durch die Schatten und Nebel des Nichtich immer zum Ich hinaufrang, jener Philoſoph aber von dem erhabenen Ich in die Schatten und Nebel des Nichtich hinabſteigend vergebens ſtrebte, es auf dieſem Wege zu begreifen und mit dem Ich zu vermitteln. Dies war der erſte flüchtige Eindruck. Ich zeichne den großen und guten Mann noch mit ein paar Worten, wie er mir damals und in ſpäteren Jahren ſeinem eigenſten Weſen nach erſchienen iſt.

Ich habe oben von zwei Welten in Blüchers Angeſicht geſprochen. Dergleichen mag ſich wohl in den meiſten Geſichtern finden, oft wohl drei vier oder gar mehrere, die mit einander ſtreiten. Wenn ihrer aber ſo viele ſind, dürfen ſie nicht Welten heißen, ſondern hadernde und einander zerſetzende und zerſetzende Temperamente und Leidenſchaften. Auf dem obern Theil des Steinſchen Antlitzes wohnten faſt immer die glanzvollen und ſturmloſen Götter. Seine prächtige breite Stirn, ſeine geiſtreichen freundlichſten Augen, ſeine gewaltige Naſe verkündigten Ruhe, Tiefſinn und Herrſchaft. Davon machte der untere Theil des Geſichts einen großen Abſtich; der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geſchnitten, auch das Kinn nicht ſtark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Woh-

nung, hier trieben Zorn und Jachzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die gottlob, wenn man ihr fest begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere untere Theil im Zorn zuckte und der kleine bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Aussprudelungen vollführte, die oberen Theile wie ein schöner sonniger Olymp noch zu lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen; so daß wer vor der unteren Macht erschrack durch die obere Macht getröstet ward. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebärden und Worten dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Muth und Frömmigkeit. Er war ein herrischer Mann, wäre ein geborner Fürst und König gewesen, kurz ein Nummer-Eins-Mann. Ich will hiemit nicht gesagt haben, daß einer als ein Nummer-Zwei-Mann nicht auch vortrefflich seyn und wirken könne. Das versteht sich ja von selbst; aber Stein war dazu nicht geschaffen. Es war eine zu mächtige Eigenthümlichkeit in ihm, seine Natur überhaupt aus einem so strengen Metallgusse, daß er sich einer fremden Natur nicht leicht anschmiegen, viel schwerer noch sich ihr unterschmiegen konnte; was die edelsten Menschen für gute Zwecke oft gethan haben und thun müssen.

Ich weiß nicht, auf welche besondere Weise oder durch welche besondere Veranlassung der Herr vom Stein nach Petersburg gekommen ist. Auf die Einladung des Kaisers durch einen Brief — das versteht sich, und das hat er mir selbst erzählt. Von andern habe ich wohl gehört, der Kaiser, jetzt auf dem Rande eines ungeheuren Durchbruchs der Dinge stehend, habe sich an Worte erinnert, welche der Minister im Sommer 1807 zu Tilsit weissagend zu ihm gesprochen habe, und habe, diese Weissagungen in seinem Briefe erwähnend, ihn berufen. Wie dem nun sey, der Herr vom Stein hatte hier keine Kämpfe —

denn er ging ohne Furcht immer grade durch und überließ das Übrige Gott — aber der Kaiser Alexander hat sich langsam durchkämpfen müssen. Dieser Herr war jedes Anhauchs und Anflugs des Großen und Edelmüthigen fähig, aber es war etwas Weiches in seiner Natur, was die feste Ausdauer und die männliche Härte versagte. Der Krieg mit Napoleon war erklärt und die ersten blutigen Zusammenstöße hatten schon geknallt; aber noch immer saß Romanzoff am Ruder und hatte den Minister des Innern, den verdienten Speranski und den Geheimen Staatsrath Beck in seinem Ministerium, weil sie dem Kaiser Vorschläge und Rathschläge zu den kühnsten und geschwindesten Maaßregeln übergeben hatten, in Verbannung und Kerker geschickt. Er war bekannt als die Seele des gegen Spanien, gegen England und Östreich beschwornen und nur zu lange und zu schimpflich gehaltenen napoleonischen Bündnisses; er, in seinen Sitten und Gewohnheiten ein abscheulicher Weichling, gehörte zu den Entnervten, die in Napoleon den Schicksalsmann des göttlichen Fingers sahen, den keine irdische Macht werde bändigen können; sein Rath war Friede und Unterwerfung gewesen. Kaiser Alexander hatte nicht den Muth, sich plötzlich von dem alten Mann zu scheiden und loszureißen, obgleich Stein über diese Stellung, besonders über die Meinung, welche diese Stellung bei England, Östreich, Preußen und bei allen, die einmal an dem Joche des Korsen schütteln könnten, nothwendig hervorbringen müsse, dem Kaiser die redlichsten und tapfersten Wahrheiten gesagt und geschrieben hatte. Ich habe von ihm an den Kaiser gestellte Briefe abschreiben müssen, welche nach Wien und London geschickt wurden, in welchen dieses Verhältniß und die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit des weichlichen, wollüstigen und karakterlosen Mannes mit dem leisen Tritt und der honigsüßen Miene mit Steinscher Kürze und Klarheit geschildert war.

So wirkte er auf den Kaiser, aber eine breitere mächtigere Bahn machte er sich bald in der großen petersburger Gesellschaft, und durch diese wirkte er wieder, vielleicht mächtiger, auf den Kaiser zurück. Sein Muth, seine Kühnheit, noch mehr sein Witz und seine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein, und leuchteten und zündeten wie Blitzstrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war. Die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens, durch und durch mit Muth durchgossen, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzesten unscheinbarsten Worten an den Tafeln und Theetischen zu spielen wußte, wo er sich auch gern und unbewußt selbst im leichteren Kosen und Scherzeln hingehen ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Mann in der petersburger Gesellschaft; sein tapferer Wille, seine Einfälle, seine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen sehr bedeutenden Anhang, der um so treuer war, da alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen sey, der mit dem Siege wieder gegen Westen wolle, daß er also keinem in den Weg treten werde. Er stand endlich in Petersburg wie das gute Gewissen der Gerechtigkeit und Ehre, und die Orloffe, Soltykowe, Ouwarowe, Kotschubey, Lieven und das zum Begeistern und Fortschnellen so allmächtige Heer der schönen und geistreichen Frauen pflanzten sein Banner auf. Auch war er der unerschütterlichste Fürst und Feldherr des Muthes. Als die Nachricht von der Schlacht von Borodino und bald von dem Brande Moskaus ankam, und Czar Konstantin umhersprengte und Frieden! Frieden! rief, als die Kaiserin Mutter und Romanzoff Frieden flüsterten, trug er sein Haupt nur desto heiterer und stolzer. Ich habe ihn gesehen diesen heiteren Muth. Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapfern Dörnberg und mehreren wackeren Deutschen bei

ihm zur Tafel. Nie hab' ich ihn herrlicher gesehen. Da ließ er frischer einschenken, und sprach: „Ich habe mein Gepäck im „Leben schon drei vier Mal verloren; man muß sich „gewöhnen, es hinter sich zu werfen: weil wir ster„ben müssen, sollen wir tapfer seyn*)."

Diese Schlacht an der Moskwa oder bei Borodino den 7. September, der Einzug der Franzosen den 14., und der Brand der alten Hauptstadt den 15. und 16. September machten einen großen Einschnitt, den ersten großen Einschnitt in den Lauf dieses Feldzugs, jagten auch in Petersburg die verschiedensten Meinungen und Ansichten in einem ungeheuren brandenden Wellenschlage durch einander, siegten aber endlich durch heitres sich aufhellendes und stählendes Frostwetter des ausharrenden Muthes bei dem Kaiser und bei dem Volke. Auch hier waren anfangs die Ansichten getheilt, ob die Franzosen oder ob der General Rostopschin die Einäscherung Moskaus verschuldet habe. Die den Mann kannten, sagten Rostopschin, aber die meisten fluchten auf die That als auf eine schauerliche Gräulichkeit. Als aber die Franzosen anfingen darüber zu fluchen und Rostopschin als einen Abscheu der äußersten Barbarei hinzustellen, da wendete es sich bei den Russen um, und da erst merkten sie, welche Glorie für das Volk und welche Niederlage für den Feind in diesem flammenden Opfer aufgelodert sey. Nun ward Rostopschin mit Einem Male der große russische Name, und es erhoben sich Erzählungen und Sagen von vielen Vorbereitungen und Veranstaltungen für diesen Zweck, die der Mann nie weder gedacht noch gemacht hatte. Nun liefen auch Fabeln um, von einem ungeheuren Höllenball voll Feuer- und Kugelspeienden Verderbens, welchen Rostopschin in der Nachbarschaft von Moskau mit mehreren Luft- und Feuer-

*) S. die Zugabe am Ende.

Künstlern bereitet habe und welcher bestimmt gewesen sey, mitten auf das französische Heer herabgelassen zu werden. Eine Sage, welche die Franzosen in ihren Tageblättern wiederholt haben. Rostopschin war ein ächter Russe, ein Mann, der sein Volk verstand, der mit ihm und zu ihm zu sprechen verstand — dies bewiesen alle seine Erlasse und Verkündigungen in Moskau — er war auch nöthigenfalls der Mann von einem höllenstürmenden Muth. Früher war er bei Kaiser Paul Generaladjutant gewesen, und der Kaiser war in allen seinen Burgen sicher gewesen, so lange dieser gefürchtete Muth um ihn gelagert war. Erst als Rostopschin durch Beförderung zu Stellen, die er gar nicht gewollt hatte, von denen, welche im Finstern zettelten, aus Petersburg entfernt war, wagten sie sein letztes Schicksal zu entscheiden. Napoleon hatte durch die Einäscherung Moskaus seinen Feldzug verloren. Wie weh diese Flammen den Franzosen thaten, zeigt ein Aufsatz aus diesen Tagen im Journal de l'Empire. Hier ist er:

„Hätte man die gräuliche Barbarei der Russen je bezweifeln „können, so würde ihr Verfahren in ihrem eignen Lande uns bes„ser davon überzeugen, als alles, was man über ihre Sitten je „gedruckt hat. Durch unsre Waffen besiegt rächen sie ihre Nie„derlagen dadurch, daß sie die Städte, die sie nicht vertheidigen „können, verbrennen. Weiber, Kinder, Greise, selbst ihre eignen „Verwundeten sind die Schlachtopfer ihrer unsinnigen Wuth und „ihres rohen Stolzes. Wir scheinen sie nur noch zu verfolgen, „um sie vor ihrer eignen Wuth zu schützen, und diejenigen, wel„chen man in dem Siegesrausche einige Unordnungen verzeihen „konnte, kommen nur herbei, um das Volk vor den Ausschwei„fungen des Heers, das es vertheidigen soll, zu retten. Was „würde aus dem gesitteten Europa werden, wenn diese Schaaren „Mordbrenner darin eindringen könnten. Die Trümmer Roms

„und Italiens geben Antwort. Die heutigen Barbaren sind noch „die Barbaren von weiland. Gab es je einen Volkskrieg, so ist „es unstreitig der Krieg für die Umstürzung dieses blutdürstigen „Kolosses, der sich seit hundert Jahren unter dem Geklirr von Ket„ten, womit er Europas Freiheit bedroht, und mit dem Schein „von Fackeln, womit er die Trümmer desselben beleuchten will, „gegen uns vordrängt. Bei der Belagerung Wiens ward Europa „einmal vor der Überschwemmung der Barbaren geschützt, aber „seine Ruhe war noch ohne Bürgschaft. Es mußte sich ein mäch„tiges Genie erheben und alle Streitkräfte der gesitteten Welt bis „in den Mittelpunkt der Barbarei führen, um ihr den Herzstoß zu „geben. Dies ist das große Gemälde, welches sich vor den Au„gen der erstaunten Welt aufrollt und wovon die Einnahme Mos„kaus einen der wichtigsten Gegenstände ausmacht. Man hatte „geglaubt, der Feind würde seine alte Hauptstadt verschonen; „man hatte um so mehr Grund dazu, als nach glaubwürdigen „Briefen der russische Oberfeldherr einen Parlamentär in's fran„zösische Hauptquartier geschickt hatte, um Moskau der Gnade des „Siegers zu empfehlen. Aber so groß ist die in Rußland herrschende „Unordnung, daß ein Statthalter wagt aus eigener Macht Ban„den von Räubern und Mordbrennern zu organisiren und eine „Stadt, worin ein ganzes Heer sich nicht hatte behaupten können, „mit einer Handvoll Missethäter zu vertheidigen hofft. Nie hat „die wahnsinnigste Grausamkeit eine scheußlichere „That ersonnen; der Name des Mannes, der sie „beging, muß ein Fluch der Zeitgenossen und ein „Abscheu der Nachwelt bleiben. Übrigens hat man trotz „der schauderhaften Vorsicht des Statthalters, die Feuerspritzen „fortzuführen oder zu vernichten, die Hoffnung, daß verschiedene „durch große Felder abgesonderte Quartiere vom Feuer werden

„verschont geblieben seyn. Nach einem vor uns liegenden Briefe „hatte man große Vorräthe (?) Reis, Branntwein und Mehl ge„rettet, und entdeckte noch jeden Augenblick neue. Der Rückzug „der Russen geschah so übereilt, daß sie sich nicht einmal Zeit nah„men, die zahlreiche im Zeughause liegende Artillerie zu vernageln. „Aber graunvoll ist — und selbst Menschenfresser würden darüber „schaudern, — daß der Tatar, der in Moskau Statthalter war, „sogleich zuerst die Quartiere, worin die Spitäler liegen, anzün„den ließ, und daß die 30,000 (?) Verwundeten und Kranken, „welche in der Schlacht vom 7. September dem Tode entgingen, „ihn nun in den von ihren Landsleuten angezündeten Flammen „finden mußten. Kann man wohl Rasende, die ihre Verwunde„ten verbrennen, ein Volk nennen? Nein, Europa giebt sie zor„nig der Verachtung aller gesitteten Nationen preis, und ruft den „Fluch der kommenden Jahrhunderte auf sie herab."

So schwer fühlten die Franzosen, daß die Sonne von Austerlitz in dem Rauch dieser Flammen erloschen war. Denn es war an dem Tage von Borodino ein heller Sonnenaufgang; da rief Napoleon seinen Soldaten zu: „es ist die Sonne von „Austerlitz, das Heer nahm die Vorbedeutung an und schlug „den Generalmarsch*)." Aber Kaiser Alexander hatte auch nicht Muths genug, zu der ungeheuren That, die allerdings so viel Glück und Vermögen, was aber nur den Franzosen zu Gute gekommen wäre, zerstört hatte, ein festes Ja oder Nein zu sagen; so daß General Rostopschin nicht anerkannt ward, sondern wie in einer Art Ungnade nicht lange darauf das Land verließ. Doch war dies ein Stück von Numantia und Saragossa, und den Wälschen mußte sich das letzte Haar auf dem Kopf bewegen, wenn sie Saragossa hörten. In den Flammen Moskaus aber leuch-

*) So lautet es in dem französischen Bulletin über diese Schlacht.

teten zehn Saragoſſas. Europa aber rief keinen Fluch über die Flammen aus noch empfand es Abſcheu, aber wohl jenes Erſtaunen und Schrecken, welche das Gefühl desjenigen ſind, der ſich der Großheit ſolches Verderbens nicht mächtig glaubt.

Ich habe oben die Ruſſiſch-Deutſche Legion genannt. Viele deutſche Officiere, und zwar grade nicht von den gewöhnlichſten, waren aus der Heimath entwichen und gegen Oſten gezogen. Es war ein dunkles Vorgefühl in den Menſchen, Gott werde durch ein Glück, welches Kraft, Kunſt und Liſt zu einer Macht aufgebaut hatten, welche die Gemeinen und Feigen gleich einem unverrücklichen Schickſal anſtaunten, endlich einen Bruch reißen. Den Anfang eines ſolchen Riſſes meinten ſie ſchon in Spanien gewahrt zu haben; Napoleon, deſſen Stolz und Herrſchſucht ſich in dieſem neuen Iberien ſchon an vielen ſcharfen Dornſpitzen zerſtoßen hatte, werde ſich in Scythien verlaufen. Dieſe Entwichenen, meiſtens Preußen, treue tapfere Männer, meinten hier nicht gegen, ſondern für ihren Herrn und König zu fechten. Groß gewiß war ihre Herzensnoth, daß ſie in der Fremde den Muth kühlen mußten, den ſie lieber in der Heimath gekühlt hätten. Sie wußten, ihres Königs Herzensnoth war tauſendmal größer, daß er ſich als Freund und Bundsgenoß des Mannes gebärden mußte, der die Ehren ſeines Volkes ſchändete und alle beſchwornen Verträge und Gelübde, wie der Augenblick ihm gelegen däuchte, gleich zerriſſenen Spinneweben durch die Lüfte blies. Sie lagen hier bei den Fremden wahrlich nicht auf Roſen: denn groß iſt das Leid des Ehrenmanns, der als Flüchtling zu den Fremden kommt. Schon Kallinus vor zweitauſend fünfhundert Jahren ſang: „er „wird durch Neid und Haß und Misgunſt denen verhaßt ſeyn, „wohin er gelanget.“ Viele dieſer Entwichenen fochten nun mit im Heere; andere lebten in Petersburg, um aus deutſchen Gefan-

genen, Überläufern und Freiwilligen eine Deutſche Legion zu bilden, welche Fahnen und Schwerdter erheben ſollte, ſo wie der Sieg aus dieſem Oſten gegen die vaterländiſchen Gränzen nach dem Weſten vorrücken würde. An der Spitze der Errichtung dieſer Legion ſtanden der regierende Herzog von Oldenburg, auch er ein entwichener Flüchtling, der Graf Lieven, jüngſt noch Geſandter in Berlin, und der Miniſter vom Stein, die ungleichſten Männer; was viele kleine Häkeleien gab. Der Herzog, ein würdiger trefflicher Fürſt, war feierlich, kalt und gemeſſen, und freilich nicht gemacht, ſoldatiſchen und kriegeriſchen Angelegenheiten Athem und Feuer einzublaſen. Der kurze Stein war in Verzweiflung, wenn er mal mit ihm ſich beſprechen und berathen mußte: „der ſteht vor mir ganz wie der alte deutſche Reichsproceß und „docirt mir zwei drei Stunden stans pede in uno“ pflegte er von ihm zu ſagen. Als ich zuerſt ging mich vor dem Herzoge zu verneigen, warnte er mich, ihn ja ruhig fortſprechen zu laſſen, er werde mich in der Reichs- und Fürſten-Geſchichte belehren; und ſo geſchah es. Mit Lieven war gut handeln: der unterſtellte ſeine Wirkſamkeit in dieſen und andern deutſchen Sachen gern der Einſicht und dem Willen Steins. In dieſen Geſchäften bekam ich zuweilen auch kleine Aufträge, hatte wenigſtens zuweilen kleine Vermittelungen zwiſchen einzelnen Officieren und meinem Herrn. Durch die langſame und etwas pedantiſche Weiſe des Herzogs wurden die armen Officiere auch oft zur Verzweiflung gebracht, und die feurigſten waren oft nahe daran, ſich von dem ganzen Plan zurückzuziehen und ſich lieber in dem ruſſiſchen Heere zu verlieren, wo ihnen freilich auch nicht leicht eine würdige Thätigkeit beſchieden ward, zumal da die Ruſſen, als es mit ihren Dingen anfing glücklicher zu gehen, gegen die Fremden, die ſie nicht leiden können, einen unerträglichen Stolz und Hohn übten. Das

war eine harte Geduldprobe vieler trefflichster Männer; doch hat Gott ihnen verliehen, im Jahr 1813 ihre Schwerdter für's Vaterland mit wälschem Blute zu röthen. Unter diesen mit mancherlei Verdruß und Ärger durchflochtenen Dingen gab es gottlob auch recht heroische Freuden, die uns, wann wir auf dem weichen Friedenspfühle schlummern, nimmer werden können. Welche Abende und Nächte mit Euch, ihr Heldenseelen, von welchen so viele schon von andern Sternen auf die Leichenfelder jener Jahre herabschauen! Da waren die Dörnberge, Clausewitze, Goltze, die Grafen Friedrich und Helvetius zu Dohna, auch edle Kommer und Geher: Boyen, Adolf Lützow u. s. w., und das gab denn oft einen jauchzenden und jubelnden Zusammenklang der Herzen und der Becher, zumal nachdem die Flammen Moskaus unendliche Hoffnungen befeuert hatten.

Dies war fast mein täglicher schöner Kreis, in welchem ich mich bewegte; doch darf und will ich einen andern nicht verschweigen, welcher auch seine Lust hatte. Ich fand in Petersburg große Handelshäuser, deren Häupter Männer aus meiner Heimath waren, und ward in manchen andern deutschen Häusern und unter den Gelehrten und einzelnen Akademikern bald wie heimisch. Die Gastlichkeit des Nordens herrschte hier in ihrer Fülle. Auch fand ich alte schwedische Bekannte, unter ihnen den General Grafen Armfelt, damals General Statthalter Finnlands. Man konnte sich hier vor Einladungen und Schmäusen kaum retten. Das Leben war ein Nachtleben, wie es im hohen Norden der Winter schon mit sich bringt und die Hauptstädte es begreiflicher Weise dreifach mit sich bringen. Vor Mitternacht ging man fast nie aus einer Abendgesellschaft, oft nicht vor zwei drei Uhr früh. Vormittags aber durfte man nicht erwarten vor zwölf Uhr jemand sprechen zu können.

Unter vielen bedeutenden Männern lernte ich auch Schubert den Astronomen, Klinger den Dichter, und den Weltumsegler Krusenstern kennen, alle drei Deutsche, der letzte aus einer schwedischen Familie stammend. An Schubert war ich gewiesen als an einen Mann aus meiner Heimath. Ein hoher, schöner und geistreicher Mann, aber durch Hochmuth verdorben. Er war ein Vergötterer Napoleons, zweifelte an jedem Erfolg gegen ihn, schien überhaupt Geist und Glück anzubeten, kalter Hohnlächler und Menschenverächter. Vielleicht hatte er das hier gelernt; indessen gehört zu allem irgend eine geborne Anlage. Er gab mir die Lehre: der Mensch ist eine dienstbare und lastbare Bestie, lieber Landsmann; hier ist sie eine doppelt tückische Bestie; gewöhnen Sie Sich hier recht grob und hoch aufzutreten, dann hält man Sie für etwas. Solche widerliche Lebensregeln mögten auch anderswo für gewisse Karaktere ihre praktische Gültigkeit haben. Ich war ein paar Mal bei diesem hochfahrenden und vornehmen Gelehrten und kam nicht wieder. Klinger war eine hohe mächtige Gestalt, schon mit schneeweißem Haupt, ein Leib wie aus Metall gegossen, ein hoher tiefer Blick, eine gewaltige Stimme. Aber auch dieser Frankfurter war hier zu einem fürchterlichen Weltmann abgeschlossen, geglättet und gehärtet. Es kam der Jammer über ihn; in der Schlacht bei Borodino verlor er seinen einzigen Sohn, Officier im russischen Heere; das beugte ihn tief. Krusenstern — ja das war ein ganz anderer, obgleich im rauhen Norden an Ehstlands Küsten geboren, der menschlichste, anspruchloseste liebenswürdigste Mann, bei welchem jeder Seele wohl ward, der nur die schlichte Einfalt des Seemanns aber nichts von der Rauhigkeit des rauhen Elements, mit welchem er zu kämpfen hatte, an sich trug. Mein Liebling aber ward der Akademiker Dr. Trinius, Leibarzt bei der Herzogin Alexander von Wirtem-

berg, gebornen Prinzessin von Sachsen-Koburg, Dichter, Botaniker, und Mensch. Bei diesem versammelten sich nächtlich und mitternächtlich gewöhnlich die Besten und Frohherzigsten der petersburger Gelehrtengilde. Hier war zugleich Leben und volles Herz für die große Sache der Befreiung des deutschen Vaterlandes und Europas.

Bei Trinius Herrin ward ich beide durch ihn und durch den Herrn vom Stein eingeführt. Das war eine herrliche Frau, stattlich und schön wie ihr ganzes Geschlecht und von hohem deutschem Gemüth. Sie war eine begeisterte volle Steinin und Deutschin und an ihren Abendtheetischen saß der alte Herr in seiner Wonne und weiter hintenhin saßen andere Kleinere. Diese edle Fürstin versammelte bei sich was nur irgend noch deutsche Liebe und Hoffnung hatte. Sie, die vertrauteste Freundin der regierenden Kaiserin, Frau Elisabeth, trug nebst ihr das Steinsche Banner des Muths und der Ehre; und oft begab sich, wenn sie wußte, daß seltsame und eigenthümliche Käuze zu ihr kommen würden (in solchem Fall hielt sie alle Herren und Damen des Hofes ausgeschlossen), dann gab sie der erhabenen Kaiserin einen Wink, und diese setzte sich dann in ihrem Incognito seitwärts oder hinterwärts, etwa hinter einigen sie verbergenden Hoffräulein, um sich einmal menschlich zu ergötzen. Hievon ein Pröbchen:

Hier in Petersburg, wo sich wie zu einem großen Pfingstfest der Begeisterung und Erlösung die Menschen und Zungen aus allen Völkern damals versammelten, erschienen auch einige eben aus England zurückgekehrte Tyroler, unter diesen ein prächtiger Mensch, ein Vorarlberger, Franz Fidelis Jubilé, ein Vierzigjähriger, ein rechtes Bild eines stattlichen und freien deutschen Mannes. Um diesen, der einige Monate in Petersburg verweilte, riß

man sich in allen Gesellschaften, und ließ sich die Thaten und Leiden des Tyroler Kriegs und seine Audienzen bei seinem Kaiser Franz und bei'm Prinz Regenten von England und seine Gespräche mit ihnen erzählen, und seine Tyroler Kriegs- und Volkslieder vorsingen, die er mit hellster fröhlichster Stimme klingen ließ. Er war schon oft bei der Herzogin gewesen, welche die Weisen seiner Lieder auf dem Klavier zu spielen pflegte; und er war da ganz zahm und heimisch und nach Art der Alpenbewohner zutraulich plauderisch geworden. Die Herzogin hatte der Kaiserin von diesem ergötzlichen fremden Vogel erzählt. Diese wünschte ihn zu sehen und zu hören. Dem General Armfelt war von der Herzogin aufgetragen, ihn einen bestimmten Abend herzubringen. Dieser hatte ihn den Mittag zu sich geladen und seinen Muth mit edlem Wein aufgefrischt. Jubilé kam, schwatzte, erzählte, sang — alles in prächtigster Tyroler Lustigkeit und Fröhlichkeit. Als nun die Mitternacht nahte, die Herzogin aufstand, und alles sich erhob, trat die Kaiserin aus ihrem Versteck unter den Hoffräulein hervor, und machte sich freundlich an den Tyroler, sprach mit ihm über Schwaben und den Rhein, erzählte ihm, sie sey eine Deutsche vom Rhein, und bat ihn, wenn nun die Tyroler und er sich bald wieder bewegten und Gott ihnen Sieg gebe, möge er ihrer Fürbitte und dieses Abends gedenken und in Baiern und Schwaben nicht zu wild hausen. Er, der im freien fröhlichen Lauf war, entgegnete ihr kühnlich und frisch, und sprach nach erzürnter Tyroler Weise über die Könige von Baiern und Wirtemberg und über ihren Bruder, den Großherzog von Baden, keine leichten Worte. Als sie das lächelnd angehört und ihre Bitte wiederholt hatte, trat der Schelm Armfelt vor und sprach: „Wissen Sie, lieber Jubilé, „mit wem Sie sprechen? es ist die Kaiserin." Bei diesen Worten erblaßte der Mann und schrack zusammen, indem er herausstam-

melte: „E. Kaiserl. Majestät, halten zu Gnaden! Sie haben es „so gewollt; ich wußte nicht, daß Sie da waren, ich hielt Sie „nur für eine Hofmagd.“ Sie nun suchte ihn freundlich zu beruhigen, aber er ging zitternd davon. Als ich ihn den andern Morgen besuchte — es war der Tag, wo er abreisen wollte — lag er krächzend im Bette; er hatte ein Brechmittel genommen. Auf meine verwundernde Frage, wie er plötzlich so husstig und matt geworden? antwortete er: „Das war gestern schlimmer als ein „Küglein aus einem Stutzerl, die Kaiserin ist mir auf die Brust „gefallen.“

O das war die Zeit der Zeichen und Weissagungen des Propheten Jesaias, da glich die Gleichheit der Gesinnung alle Völker, Stände und Alter, da ebneten sich die Berge zu Thälern, und die Thäler stiegen zu Bergen empor.

Es kamen auch viele andere berühmte und herrliche Männer diesen Sommer nach Petersburg, die sich nicht zu meinem Erreich und Bereich herabließen. Auch erschienen hier, auf der Flucht über Wien kommend, die beiden europäischen Berühmtheiten, Frau von Stael und Herr August Wilhelm von Schlegel. Diese kamen jedoch zu meinem Anblick. Was soll ich von der großen oft beschriebenen und viel gepriesenen Frau sagen? Sie war dem Leibe nach nicht schön gebildet, für ein Weib fast zu stark und männlich gebaut. Aber welch ein Kopf thronte auf diesem Leibe! Stirn, Augen, Nase herrlich und vom Licht und Glanz des Genius funkelnd, Mund und Kinn weniger schön. Bei so vielem Witz und Geist, als aus ihren Augen blitzte und von ihren Lippen sprudelte, ein bezaubernder Ausdruck von Verstand und Güte. Verstand? Jedem Vogel sah sie sogleich an seinem Schnabel an, welchen Ton sie mit ihm zu singen habe — eine königliche Gabe, die aber vielen Königen fehlt. Es war eine Lust, wie die Frau den Stein

behandelte, und wie die beiden lebendigſten Menſchen, wenn ſie auf einem Sofa zuſammengepaart ſaßen, ſich mit einander karambolirten. — Eine Scene gab Frau von Stael noch, die uns oft zu kalten fühlen ließ, wie Franzoſen für ihr Vaterland und ihr Vaterländiſches empfinden, und wie ſie oft zu viel haben, was bei uns zu wenig iſt. Die franzöſiſchen Schauſpieler in Petersburg gaben die Phädra. Rocca, der Freund der Frau von Stael, und ihr Sohn waren in's Theater gegangen, wir andern bei der berühmten Frau zu Mittag Geladenen ſaßen noch am Tiſche — ſiehe! da kamen die beiden bald wieder etwas beſtürzt zurück, und erzählten, es ſey bei dem Anfang des Spiels im Theater ein ſolches Lärmen und Toben und ein ſolches Schimpfen gegen die Franzoſen und das franzöſiſche Schauſpiel von den Ruſſen erregt worden, daß die Darſtellung habe eingeſtellt werden müſſen. Und ſo war es in der That; dies war der letzte Spieltag der franzöſiſchen Schauſpieler dieſen Sommer in Petersburg geweſen, und der Haß und Zorn des Volkes hatte ſich ſo derb und hart ausgeſprochen, daß ſie im Anfang des folgenden Winters aus Petersburg abreiſen mußten. Und die Frau von Stael? Sie vergaß Zeit und Ort und fühlte nur ſich und ihr Volk. Sie gerieth außer ſich, brach in Thränen aus, und rief: „Die Barbaren! die Phädra des Ra„cine nicht ſehen zu wollen.“

Und endlich die Ruſſen? Da ich der Sprache unkundig war, ſo konnte ich nur mit denen verkehren, welche deutſch oder franzöſiſch ſprechend in die allgemeine europäiſche Bildung eingetaucht waren und in der europäiſchen Abfegung und Polirung das Volksgepräge zum Theil ſchon verwiſcht zeigten. Aber die rechten Ruſſen, die Soldaten, die Bauren, die kleinen Krämer, die Fuhrleute und Kutſcher, die Schauſpieler, Mimen und Tänzer des ruſſiſchen Theaters zu beobachten und zu erkennen, verſäumte ich keine

Gelegenheit. Solche naturhiſtoriſche Beluſtigung war mir als Trieb angeboren, und dieſen Trieb zu befriedigen hatte ich hier reiche Gelegenheit. Ich ergötzte mich oft mit meinem alten Herrn, wenn wir mal ſpazieren gingen; was in meinem erſten petersburger Monat öfter geſchah. Da riethen wir denn, und wetteten gegen einander, wenn wir in gewiſſer Entfernung verſchiedene Menſchen gehen ſahen, welche von ihnen Deutſche, Engländer, Ruſſen u. ſ. w. ſeyen. Ich hatte die letzten bald weg in ihrer Art, auch in ihrem Wuchs und Schritt, ſo daß ich ſie ſchon in beträchtlicher Ferne meiſtens ſicher erkannte. Mein alter Herr pflegte dann wohl ſcherzend zu ſagen: ich müſſe von irgend einer Hexe meinen Ältern als ein Wechſelbalg in's Neſt gelegt ſeyn; ich gehöre offenbar einem Stamm amerikaniſcher Wilden an, und habe noch die Hühnerhundnaſe zum Aufwittern des verſchiedenen Blutes. Dies iſt ein wunderbares Volk. Man irrt nicht, wenn man ſagt, in den Zügen und in dem ganzen Ausdruck ihres Weſens iſt Aſia und Europa beiſammen; nein, es ſpringen einem noch manche andre unerklärliche Ähnlichkeiten entgegen; Miſchungen mit Skandinaviſchem, Tatariſchem, Finniſchem erſcheinen unverkennbar. Die Sprache wie nahe der polniſchen verwandt und der Menſch wie ganz ein anderer! Das Leichte und Luſtige des ſlaviſchen Stammes im Allgemeinen, doch viel mehr bewußtes ſpielendes Talent als bei den Polen, viel mehr Ausdruck ſchalkiſchen Verſtandes und trotzigen Willens bei aller Biegſamkeit und Beweglichkeit der Glieder und Gebärden. Und wann es Ernſt gilt, welch ein Ausdruck von Trotz und Hartnäckigkeit, welch eine Geduld und Arbeit, eine Ausdauer, die nach Aſien hinzudeuten ſcheint! Dabei eben ſo viel tiefer religiöſer Sinn, als auch der bei den Nachbarn auf der Oberfläche zu liegen ſcheint. Ich bin ordentlich erſtaunt über die Geſichter der Betenden in den Kirchen und ſelbſt der Be-

tenden auf den Gassen, wann die Mittags- oder Abend-Glocke zum Gebet schlug — wie stand auf einmal alles still und händefaltend da, tief wie in sich und in den Himmel hineinschauend und aus der alltäglichen oder lustigen Gebärde des vorhergehenden Augenblicks und aus den gemeinen irdischen Gedanken und Geschäften, worin sie eben noch befangen waren, plötzlich in eine andere Welt versetzt, und vom Donner gerührt an der Stelle festwurzelnd, wo sie sich eben noch ganz leichtsinnig und gedankenlos bewegten! Da fühlt man, es ist ein Kern in dem Volke, ein festes, unzertreibliches Daseyn. Auch hat der gemeinste Kerl eine Miene, die sagt: ich bin etwas, den Ausdruck einer großen unverwüstlichen Gemeinsamkeit, etwas einem Stolze Ähnliches, wovon der demüthige Deutsche keine Ahnung hat. Ich sage das gar nicht als einer, der sie besonders liebte und bewunderte, sondern es ist eben der Eindruck, den sie mir gegeben haben. Sie mögen die Deutschen nicht, ja sie verachten sie. Das gebe ich ihnen eben nicht wieder, aber lieben könnte ich sie auch nicht, und unter ihnen leben mögte ich um alles in der Welt nicht. Sie haben ein großes schweres Schicksal zu erfüllen gehabt, und haben es tüchtig bestanden. Ich glaube nicht, daß eine Weltumwälzung von ihnen ausgehen wird, auch wünsche ich sie nicht als Weltumwandler oder Weltwiederhersteller in meinem Vaterlande zu sehen, aber die Fremden werden diesen Festen und Sicheren ihr Leben nicht leicht verrücken.

Und unter den Russen höheren Ranges welche großartige einzelne Köpfe, ich mögte sagen, welche Studien für Maler und Bildhauer unter ihnen! Man erstaunt und erschrickt vor dieser sichern Gewalt, welche ich nicht Hoheit nennen darf — das Wort wäre zu hoch — aber Entschlossenheit und Bestimmtheit, ja Unabhängigkeit. Wie? Unabhängigkeit in Staaten wie Ruß-

land und die Türkei, wo Zufall und Willkür fast immer mächtiger sind als Gerechtigkeit? Freilich Unabhängigkeit. Etwas liegt hievon allerdings in der Grundanlage dieses Volks, mehr gewiß noch in seiner Regierungsart. Die Männer sehen unerschütterlich aus und unverrücklich, wie das eiserne Schicksal. Ich begreife, wie solche Gesichter in Rußland und in der Türkei entstehen können. Wer dort genug Muth und Macht in sich hat, setzt sich endlich über die Furcht weg, die er in der Regel nur von Einem zu fürchten hat; alles Andere ist Staub und Gesindel, worauf er tritt. Er bedarf nur zwei Dinge so lange fest zu halten und unaufhörlich zu denken, bis er schußfest darin wird: den Entschluß seines Muthes, und den einzigen Kaiser auch als einen sterblichen Menschen anzusehen. Wie ganz anders, wo freiere Kräfte spielen! In England, in Frankreich, in Deutschland wie muß auch der angeborenste, gewaltigste Muth in seiner Wirksamkeit sich zertheilen und zersplittern! gegen wie viele Dinge und Personen muß er Front machen und mit einer gewissen Scheu, Achtung und Biegsamkeit langsam die Flügel zu umgehen suchen! wie darf er so selten die Centra zu durchbrechen wagen! In Ländern, wo nur Ein Gott und Ein Autokrator anzubeten ist, wo Gott hoch und der Alleinwalter fern wohnt, kann er immer gleich auf das Centrum den Angriff machen. Denn wo die Menschen in Knechtschaft dienen, sind Einzelne immer die Unabhängigsten. Hier ein paar Anekdoten von dem großen Suworow:

Als sein einziger Sohn siebenzehn Jahre alt war, beschloß er ihn bei der Kaiserin Katharina einzuführen. Er trat mit ihm in das Vorzimmer, das von Wartenden und Aufwartenden angefüllt war. Die Leute, die sich bei ihm immer über etwas zu wundern hatten, verwunderten sich über den Aufzug und Anzug des Jünglings. Der Vater hatte ihn gekleidet, wie in den Tagen Peters

des Ersten die Pagen gekleidet zu werden pflegten. Der Alte, welcher zu der Kaiserin immer freien Zutritt hatte, sprang, wie er denn mehr zu laufen als zu gehen gewohnt war, mit seinem Sohn rasch durch die Reihen der Weichenden, und faßte den Thürdrücker, als wenn er zur Herrscherin eingehen wolle. Plötzlich aber lief er eben so geschwind wieder zurück bis in die Mitte des Saals, stand dort einige Augenblicke, wie wenn er in Betrachtung vertieft wäre, und führte dann seinen Sohn eine Stunde rund herum, die Einzelnen der Dastehenden der Reihe nach zu begrüßen. Er fing bei den Vornehmsten an mit geringster Verbeugung des sohnlichen Nackens, welche er mit seinen väterlichen Händen abmaß, vermehrte diese, wie er die Rangklassen hinabstieg, und indem er bei dem Sklaven, der die Kohlen im Kammin aufschürte, aufhörte, drückte er die Stirn des Jünglings bis in den Staub des Fußbodens nieder. Darauf ihn wieder aufrichtend sprach er feierlich und überlaut, so daß der ganze Saal es hörte: „Mein Sohn, du trittst heute „auf eignen Füßen in das Leben ein, vergiß nicht der großen Lehre, „die ich Dir habe geben wollen: sieh! diese Herren" (auf die Vornehmsten zeigend) „sind, was sie werden können, aus jenen aber „kann noch alles werden." Man denke hiebei nur an Glücke wie der Rasumowski, Orlow, Potemkin, Subow u. s. w.

Unter Pauls Regierung, als der alte Feldmarschall schon sehr hinfällig war, ließ der Kaiser, der ihm nicht völlig traute, doch sein Thun und Befinden belauschen. Er hatte seinen Günstling Kutaisow zu ihm geschickt, unter dem Schein, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Dieser Kutaisow war von einem Barbier und Nägelbeschneider bis zum Generalleutnant emporgehoben. Bei der Anmeldung seiner Ankunft ließ der Feldmarschall, der krank auf seinem Bette lag, sich in Uniform kleiden und Stiefel und Sporen anthun und in einen großen Lehnstuhl setzen — und so ge-

rüstet hieß er Kutaisow einführen. Diesen, obgleich er ihn öfter gesehen, empfing er als einen Völligunbekannten; indem er sich anfangs kindisch und erinnerungs- und gedächtnißleer gebärdete, nöthigte er ihn durch ewiges halb kindisches Fragen hin und wieder und durch Vorschützung seines Alters und Mangels an Gedächtniß, indem er alle Feldzüge herrechnete, worin er zugleich mit ihm hätte seyn können, und so aus ihm herausquälte, daß er nimmer unter Kugelpfeifen gestanden, endlich zu dem zerknirschenden Geständnisse, wie er ohne irgend eine blutige Arbeit, ohne irgend ein Verdienst durch des Kaisers Gnaden General geworden. Nachdem Suworow diese Quälerei mit seinem Auflaurer beendigt hatte, stellte er sich, als ob ihm plötzlich die helle Besinnung wieder komme, nöthigte ihn freundlich neben sich zu setzen, und klingelte dann auf das heftigste. Als auf dieses Geschell ein großer Heiduck hereintrat, winkte er ihm einen in der Ecke stehenden Stock zu reichen, hieß ihn sich richten, und spielte dann, so viel seine schwachen Arme vermogten, ihm mit dem Stock auf dem Rücken herum, sprechend: „Du Schurke, täglich hab' ich an deiner Liederlich„keit und Saumseligkeit zu meistern, so viele Jahre arbeite ich „schon an dir, und kann nichts Ordentliches aus dir machen; schau „den Herrn hier, der ist gewesen, was du bist; und schäme dich, „du Schlingel, was ist aus dir geworden?"

Napoleon hatte eine kostbare Zeit in Moskau versessen, immer noch hoffend, den Kaiser von Rußland mit Frieden zu bestricken, wie es ihm in Wien und andern Hauptstädten gelungen war; aber diesmal schoß er fehl. Der Friede erschien nicht, wohl aber erschien der Winter, und endlich mußte an den Rückzug gedacht werden. Den 20. Oktober ward zum Abzug geblasen, und den 23. den Russen in's Gesicht, die sie nur Barbaren schalten, sprengten die Franzosen den schönen Kreml in die Luft, ein schönes hi-

storisches Denkmal in einem halb italiänischen halb asiatischen Stil gebaut. Dies war eine jener unnützen Barbareien, welche diese, die sich so gern die Fürsten der Bildung und Gesittung Europas nennen, nicht blos unter den Melacs, sondern in unsern Tagen an hundert Stellen in Deutschland gegen heilige Denkmale begangen haben. Denn der Kreml war keine Festung, war nicht für den Krieg gebaut, sondern gleichsam eine eigne kleine Wunderstadt in Mitten der großen Stadt. Der Rückzug der Franzosen ward nun durch den Winter und durch die Lanzen der Kosacken, welche die Rückreise der Wälschen beschleunigten, eine fürchterliche und graunvolle Flucht, eine Niederlage der Menschen und Pferde, wie man in Jahrtausenden nicht erlebt hatte. Die Russen zogen ihnen nach gegen Westen; der Kaiser sollte bald aus Petersburg abreisen, und der Herr vom Stein ihm nach Preußen voran gehen. Er nahm mich mit in seinen Wagen, worin wir bärenhaft genug in nordisches Pelzwerk vermummt saßen. Wir fuhren des Abends des 5. Januars 1813 aus Petersburg ab, und waren den folgenden Abend in Pleskow, weiland eine Stadt und ein Staat glorreicher Freiheit und Herrlichkeit wie Novogrod, jetzt einsam und verlassen. Hier vernahmen wir die Trauerbotschaft, der Graf Chazot liege im Nervenfieber todtkrank. Er war in den Angelegenheiten der Deutschen Legion hieher gezogen. Denn hier war ein Depot von Gefangenen und Überläufern. Diese aber hatten die Feldpest dahin getragen. Die meisten unglücklichen Jünglinge, durch die Strapazen des ungeheuren Feldzugs ermattet, starben wie die Fliegen im November, und verbreiteten die Seuche umher. So war auch mein edler Chazot angesteckt. Wir sahen ihn auf seinem Lager; ein Landsmann, ein Hauptmann von Tidemann verpflegte ihn; er lag im Delirium, und kannte uns nicht mehr. Wir sollten ihn nimmer wieder sehen. Während der Minister und

ich hier ein Stündchen weilten, hatten unsre Bedienten die Wache der Schlitten verlassen, und mehrere Sachen waren gestohlen, unter andern ein großer Mantelsack, worin ich in der letzten beschleunigten Eile des Einpackens meine meisten Papiere und fast alle meine Wäsche verpackt hatte. Auch den sollte ich nicht wieder sehen. Ich verlor mir sehr werthvolle Papiere, die ich aus dem Gedächtnisse nicht wiederherstellen konnte, und manche liebe Geschenke und Andenken von meinen petersburger Freunden, und mußte wegen Mangel an Wäsche von der unvermeidlichen beißenden polnischen Einquartierung doppelte Plage leiden. Chazot, der geliebte Chazot, der fröhliche muthige Held, begleitete mich in den trübsten Gedanken durch das dickste Schneegestöber; auch mein alter Herr war sehr traurig, denn er liebte ihn sehr, und es war ein Mann von allen geliebt zu werden. Er hatte von der männlichen Schönheit und Stärke seines Vaters geerbt, aber dabei die herzigste deutsche Natur und einen brennenden Haß gegen die prahlerischen Unterjocher. In Berlin hatte er den französischen Kommandanten, der unschickliche Worte über seinen König gesprochen, in einem Pistolenduell in die Ewigkeit geschickt. Sein Vater, der Graf Chazot von Florencourt, war ein geborner Franzose, durch Schönheit, Riesenstärke und Witz ausgezeichnet. Kronprinz Friedrich von Preußen hatte den Jüngling auf dem Feldzuge von 1735 am Rhein kennen gelernt, und König Friedrich hatte ihn in seinen Dienst eingeladen. Jener starke Graf hatte bei einem Zweikampf das Unglück gehabt, seinem Gegner den Kopf vom Rumpf zu hauen, wie in diesem Jahre 1813 in Rostock ein Kosackenofficier in einem ähnlichen Kampf dem ältesten Sohn der Frau von Stael that, und da der König sich darüber geäußert hatte, er wolle Officiere, aber keine Scharfrichter im Dienst haben, so hatte Graf Chazot seinen Abschied verlangt, und war Kommandant der Reichs-

ſtadt Lübeck geworden, und hatte mit einer Gräfin von Schmettau mehrere Söhne gezeugt, welche ſpäter im preußiſchen Dienſt doch wieder willkommen waren. Auf dieſe Weiſe war unſer ſeliger Freund vom wälſchen Stamm, hatte aber in ſeiner Art und Geſinnung kaum einen Tropfen Blut einer wälſchen Ader.

Von Pleskow oder Pfkow, wie es abgekürzt gewöhnlich lautet, fuhren wir auf Druja, dort über die gefrorne Düna, und von da über Widzy und Svenziany auf Wilna. Ein armes, ſandiges, wenig bevölkertes Land, das erſt gegen Wilna hin fruchtbarer wird. Wir ſahen den lebendigſten Krieg, ja wir waren mitten drinn, und kamen immer tiefer hinein, je mehr wir Wilna naheten: Viele zerriſſene, zerſchlagene, abgedeckte Häuſer ohne Menſchen und Thiere, nicht einmal eine Katze miaute darin; öde ſchauerliche Gemäuer und Brandſtätten, magere Poſtpferde, ja ſo abgetrieben waren die kleinen litthauiſchen Pferde, daß wir an jedem Erdknollen oder Hügel ſtill halten und ſie ſich verſchnaufen laſſen mußten — und doch hatten wir unſre Wägen auf Schlitten geſetzt, an welche ſechs ja zuweilen acht Pferde geſchirrt wurden. Ach! wir hatten durch unſern langſamen Zug über die öden Schneewüſten Zeit, über die Gräuel nachzudenken, die dieſer einzige Feldzug veranlaßt hatte. Was ſahen wir? O könnte ein ſtolzer Eroberer weinen, wie er die Mütter von Hunderttauſenden weinen macht! Den zweiten, dritten und vierten Tag unſrer Reiſe begegneten uns immerfort einzelne Schaaren Gefangene, die weiter rückwärts gegen den Oſten geführt wurden. Welch ein Anblick! zerriſſene, erfrorne, bläuliche, unglückliche Pferdefleiſchfreſſer ſchienen ſie kaum noch Menſchen. Vor unſern Augen ſtarben ihrer in Dörfern und vor den Poſthäuſern; Kranke lagen auf Schlitten im Stroh über einander; ſo wie einer ſtarb, warf man ihn ſeitweges in den Schnee. An den Straßen lagen die Leichen

wie anderes Aas unbedeckt und unbegraben, kein menschliches Auge hatte ihre letzte Noth beweint. Wir sahen sie zum Theil mit blutigen Gliedern; denn auch Erschlagene hatte man als gräßliche Wegezeichen an Bäumen aufgerichtet. Sie und gestürzte Pferde bezeichneten den Weg nach Wilna; auch der des Weges Unkundigste hätte schwerlich irre gehen können. Unsere Pferde schnoben und bäumten sich häufig, indem sie dazwischen, auch wohl darüber hinspringen mußten. Das war aber nicht das Grauen vor den Leichen, sondern ihre Witterung der Wölfe, die wir hin und wieder oft in Schaaren von zehen oder fünfzehen mit dem Genuß ihrer Beute beschäftigt sahen und die wohl wenige Schritt von uns über den Weg strichen.

Wir fuhren den 11. Januar spät Abends in Wilna ein. Unser Hauptschlitten fuhr sich im Rinnstein fest. Die Bedienten holten Leute zum Heraushelfen, der Minister ging in's nahe Gasthaus. Ich blieb bei dem Schlitten. Indem wir nun aus Leibeskräften arbeiteten und ich meine Schultern mit untergestützt hatte, den Schlitten wieder flott zu machen, kam ein großer sausender Schlitten gegen uns gerauscht und riß uns wieder in das alte Elend zurück. Ich fluchte ein Donnerwetter, flugs flog der Einsitzer jenes Schlittens, der an dem unsern fest geworden, heraus, und wir packten uns an die Brust. Aber dies verwandelte sich in Lachen, es war ein lieber Freund, der Major von Pfuel, der eben aus dem Hauptquartier kam, aus der Stadt etwas Mundvorrath zu holen. Er freute sich, daß wir da waren, half uns nun mit seinen Leuten uns losmachen, und wir holten bald den Minister ein, wo wir in Müllers Gasthause in der deutschen Straße nach sechs öden Nächten endlich einen heitern Abend hatten. Aber, aber — wie stand es um die liebe Ruhe! Die erste Nacht half die unendliche Müdigkeit; nachher hatte ich meine polnische Noth, auch meine pol-

nische Langeweile. Denn den zweiten Tag ließ uns der Minister hinter sich; wir mußten noch auf einen Packschlitten aus Petersburg warten, zogen ihm dann langsam über Grodno nach, und vereinigten uns unweit der preußischen Gränze wieder mit ihm.

Also von meiner polnischen Noth. Ich hatte einen prächtigen Saal zu meinem Quartier, mit Seide tapeziert, mit großen Spiegeln und mit den Rafaelischen Kupferstichen des Morghen geschmückt. Mein Bett hatt' ich auf einem weichen Sofa aufschlagen lassen; aber, aber — ein unbeschreiblicher Ekel! — alle Wände voll scheußlicher gelber Wanderer. Entsetzlich! ich mußte mich kreutzen und mein perfer! rufen; aber wo blieb hier das proderit tibi? Sonst war hier des Guten die Fülle, und seit der Flucht der Franzosen selbst an guten Weinen kein Mangel, ungrischen und französischen.

Den folgenden Tag Nachmittags, als der Minister abgereist war, ging ich aus die Stadt zu beschauen und zu erkunden. Sie kam mir vor wie eine tartarische Hölle. Allenthalben ein scheußlicher Schmutz und Gestank; schmierige Juden; einzelne unglückliche Gefangene, meistens Verwundete oder Halbwiederhergestellte, jämmerlich umherschleichend; alle Straßen in garstigen Rauch und Dampf gehüllt, denn fast vor jedem Hause hatte man allerlei brennbare Sachen, selbst nur gewöhnliche Misthaufen, angezündet, um die Pestluft der vielen Lazarethe und Seuchen zu zerstreuen, und diese Haufen dampften Tag und Nacht; auf den Straßen hie und da französische Kokarden, beschmutzte Federbüsche, zerrisne Hüte und Tschakos liegend und in der Demuth des Staubes und der Zertretung an den Trotz derer erinnernd, die vor fünf Monaten in ganz anderer Gestalt mit ihnen durch Wilna stolzirt waren. Ich ging aus dem Thore hinaus und schlenderte ein paar graunvolle Stunden durch die Vorstädte, die nach Wilkomirz und

Kowno führen. Welche Gräuel! Jene Zeichen, die ich in der Stadt gesehen, immer dichter neben einander liegend, allenthalben noch einzelne ganz nackte Leichen, todte Pferde, Ochsen, Hunde, treue und unglückliche Genossen dieses ungeheuren Jammers; viele Häuser ganz wüst, ohne Dielen, Fenster und Öfen, manche nur Brandstätten; unter diesen gräulichen Denkmälern der Verwüstung einzelne Schatten von Gefangenen und Rekonvaleszenten umherschleichend; und hin und wieder am öden Gemäuer in sich zusammengekrümmt und frierend ein armes verlassenes Pferd stehend, und kümmerlich einige Büschel Heu auflesend. Als ich heimging zur Stadt, traf ich einen feinen Jüngling, den ich anredete und ihn etwas fragte; es war ein Brabanter und Oberchirurg eines Lazareths französischer Gefangener, die in einem geistlichen Stift einquartiert waren. Ich ging mit ihm bis in die Vorhallen des Elends, sah den ganzen Kirchhof des Klosters ringsum voll Leichen liegen, und wandte mich zurück. Er erzählte, er habe von 2000 Lazarethisten täglich funfzig bis achtzig Todte. Dies wird ihm bald die Arbeit mindern. Als ich dem Stadtthore näher kam, begegneten mir funfzig sechzig Schlitten, alle voll Leichen, die man aus den Spitälern und von den öffentlichen Plätzen wegräumte; sie wurden gefahren wie man dürres Zaunholz fährt, und waren vom Frost erstarrt und dürr wie Zaunholz, und werden den Würmern und Fischen (denn viele wirft man in gehauene Waken des Flusses) schlechte Speise geben. Das war mir das Scheußlichste, daß, wie man auf Angern, wo Ameisen ihre Haufen haben, die Fußsteige ihrer wandernden Ämsigkeit sieht, so in der Haut vieler Leiber die Läusestraßen abgetreten waren. Es war ein jammervoller Anblick, Menschenleiber, die einst mit Liebe und Freude bei ihrer Geburt begrüßt, die dann mit Liebe genährt und erzogen, und endlich in der Blüthe ihres Lebens durch einen wilden Erobe-

rer von ihren Ältern und Gefreundten weggerissen wurden, so viehisch, ohne alle Zucht, ja mit an der Erde hinschlackernden Köpfen und gen Himmel stehenden Beinen, ohne alle Verhüllung dessen, was Menschlichkeit und Schaamhaftigkeit sonst verhüllen, fortschleifen zu sehen.

Den 13. Januar war schönes helles und nicht zu kaltes Winterwetter. Mich lockte die freundliche Sonne wieder heraus, und ich wanderte aus einem andern Stadtthore längs dem Flüßchen Willa hin, an welchem die Stadt liegt. Vor dem Thore viele zerbrochene französische Troßwägen und Kanonenlaffetten, öde und verwüstete Häuser, Hüte, Mützen, Kokarden, Leichen, verreckte Pferde am Wege. Man hatte die Leichen meist weggeräumt, aber hinter großen Steinen und Brückenpfosten und hinter Büschen waren viele vergessen worden, woran die Wölfe hin und wieder schon schienen gezerrt zu haben. Rührend war es mir, wie ein verwundeter Gefangener, der bleich und gekrümmt vor mir her hinkte, und aussah wie einer, der eben aus dem Lazareth entlassen war oder eben hinein wollte, an einer solchen Leiche stehen blieb, und sie betrachtete, ja mit seinem Stocke berührte. So schaut der Mensch endlich starr und gleichgültig in sein Schicksal; ja er könnte es täglich thun in hunderttausend Legionen Elend und Jammer, wenn er nicht auch zu etwas Anderem, Fröhlicherem und Besserem, berufen wäre. Während dieser bei der Leiche seines Kameraden und ich bei beiden stand, kam Sang und Klang den Berg herunter, und Priester und Trauergefolge in Schwarz gekleidet begleiteten in frommer christlicher Weise einen Sarg und seinen Bewohner zur Gruft. Unter uns auf dem Strom fuhren Schlitten Unrath und nackte Leichen fort. Unwillkürlich kam ich in den weiten Hof eines großen Gebäudes hinein, das mit seinen Stuben und Ställen und dem Rest von zierlichen Öfen und Tapeten ver-

rieth, es habe sonst ganz stattliche Bewohner gehabt. Alles drinnen zerrissen und zerschlagen, viele Fußböden angebrannt, Scherben, Knochen, Reste von Monturen, Hüten, Mützen, Federbüschen, endlich in einem abgelegenen Zimmerchen an einem Kammin eine halbgeröstete Leiche. Ihr armer Bewohner kroch vielleicht der Wärme nach wie ein Wurm dem Lichte, verlor die Besinnung, und starb so an den Flammen. Auf ähnliche Art hatte man viele an einzelnen Beiwachtfeuern gefunden, die, in der Luft, die erstarrten Leiber zu erwärmen, im halben Todesschlafe den Flammen zu nah gekommen und verbrannt waren. Mich überfiel ein Grauen, als hätt' ich am hellen Tage Gespenster gesehen, und ich lief aus den wüsten Mauern. Diesen Abend sah ich in der Stadt noch das größte Scheusal. Ich war ausgegangen, das Menschengewimmel ankommender und durchziehender russischer Landwehr und auch die polnischen Bauren und Juden zu betrachten, siehe! da lockte mich Gesang zu sich, und ich kam unvermerkt zu dem Minsker Thore, über welchem ein feierlicher Gottesdienst gehalten ward. Diesem hörte ich einige Minuten zu und kam dann auf dem Rückwege unweit dem Thore durch eine Pforte auf einen Kirchhof. Ich sah zuerst nur die Kirche, dann die oberen Fenster oder vielmehr die Luken ohne Fenster eines rings um den Kirchhof laufenden Gebäudes, das einem Kloster oder Kollegium ähnlich sah. Wie ich näher hinzutrete, was erblicke ich? Leichen auf Leichen gethürmt, an einigen Stellen so hoch, daß sie bis an die Fenster des zweiten Stockwerks ragten; es waren gewiß tausend Leichen, ein ganzes ausgestorbenes Spital; in dem ganzen weiten Gebäude kein Fenster, kein Mensch — nur ein Hund schnoberte an einer Thür. Zum Glück band starrer Frost den Dunst der Verwesung, der diese Jammerstätten sonst unnahbar gemacht haben würde. Ähnliche Leichenhaufen mögen auch in Frankreich und Deutschland blutige

Schlachten geliefert haben, aber es gehörte polnische Wirthschaft und ein Jahr wie das Jahr 1812 dazu, sie in solcher Scheußlichkeit menschlichen Augen zu zeigen. Aber wie konnte ich mich wundern, daß diese Leichenthürme hier auf einander standen? stand nicht unser Schlitten unter einem Schuppen des Müllerschen Gasthauses in der Deutschen Straße auf einem in seiner vollen Montur unter Mist und Stroh niedergetretenen Franzosen? So groß war das Unglück der Zeit, so sorglos und unmenschlich hier der Schmutz.

In Wilna wimmelt es von Juden. Ich mußte einige Einkäufe machen von Kleinigkeiten, welche mir der Diebsgriff in Pleskow auch entrissen hatte, und mußte mich also unfreiwillig in ihren Buden herumtreiben. Ich fand die Gestalten und Gesichter derselben hier in Litthauen weniger schön, als im südlichen Polen. Die Juden haben sich in diesem Kriege allenthalben sehr russisch gezeigt und sind mit ihren Herzen nicht wie die Polen abgefallen: denn die gepriesene polnische Freiheit gab ihnen nicht die Sicherheit des Besitzes, deren sie unter dem russischen Scepter genießen. Sie scheinen einen guten politischen Geruch gehabt zu haben, denn sie sind den Franzosen von Anfang an aufsätzig gewesen und haben sich trotz der Lockungen des Geldes fast gar nicht zum Spähen und Verrathen gebrauchen lassen. Ja in Wilna haben sie bei'm Einmarsch der Russen tapfer gegen die Franzosen mit gestritten und so kühnlich mit Kriegsgeschrei hinter sie drein gejagt, daß sie mehrere Hundert erschlagen und gefangen haben. Die Beute, die sie hier von den Weltplünderern gemacht und die Dukaten und Waaren, die sie von den Kosacken eingewechselt und eingekauft haben, sollen sich auf einen unermeßlichen Werth belaufen haben.

Ich fuhr den 14. Januar gegen Abend aus dem Minsker Thor des Wegs nach Grodno. Auch hier beschien der Mond ein

Leichenfeld; da lagen wieder auf eine Halbemeilenlänge eitel Erfrorne und Erschlagene in Haufen von dreißig bis fünfzig neben einander, da lagen um und neben todten Pferden immer zwei drei Leichen, da rutschte unser Schlitten noch über Menschengebeine. Hier sah ich in den Wäldern ungewöhnlich viele Wölfe uns vorbeistreichen. Dies war über fünf Wochen nach der Einnahme Wilnas durch die Russen. So nahm ich eine graunvolle Erinnerung von Wilna mit.

Das Land zwischen Wilna und Grodno fand ich viel fruchtbarer und bebauter, als das zwischen Pskow und Wilna; auch ist der Krieg mit seiner Verwüstung nicht so schwer wie dort über diese Straße gezogen. Grodno ist ein ganz nettes Städtchen. Ich blieb nur einige Stunden dort, und erreichte in der Nacht das Kaiserliche Hauptquartier und meinen Herrn, und schlief in einem wohlgeheitzten Baurenzimmer wie ein König auf ein paar Stühlen, die ich mir unterbreitete.

Den 17. Januar langten wir in dem preußischen Städtchen Lyck an und nahmen in dem Amtshause Quartier. Es war eine bittere Kälte und ein hungriger Abend; denn die Menschenmenge war dort größer, da viele Russen mitgeströmt waren, als der Speisevorrath. Doch welche Freude, wieder unter deutschen Menschen zu seyn, die uns mit Ahnung eines bessern Glücks, wie sehr sie auch von Freund und Feind zerpreßt seyn mogten, mit den fröhlichsten Gesichtern empfingen. Den 18. Januar ging es auf Schlitten durch preußische Wälder und über gefrorne Seeen bis tief in die Nacht hinein, wo auf einem Amtshofe wieder ein wenig geschlafen ward. Den 19. früh kamen wir bei dem Regierungspräsidenten Herrn von Schön in Gumbinnen an und blieben dort den ganzen Tag und die folgende Nacht. Da war es ein Jubel, wie wir empfangen wurden. Dieser würdigste ausgezeichnete Mann

war ein alter Freund des Ministers. Hier waren Gespräche auszutauschen, auch wurden Anekdoten über die fliehenden französischen Marschälle und Intendanten zum Besten gegeben, welche über Gumbinnen nach Königsberg durchgezogen waren. In Preußen war ihnen natürlich sehr bange gewesen, das Volk möge sich einmal mitternächtlich gegen sie erheben und allen das Garaus machen. Was würden die Wälschen den Deutschen in solcher Lage in Frankreich gethan haben? schwerlich wäre ein Gebein davon gekommen. Wir sind auch in früheren Jahrhunderten nicht so zahm gewesen. Wie begab es sich denn hier? Die Marschälle waren denn doch in den besten Häusern einquartiert; aber mehrere derselben und andre vornehme Officiere schickten ihre Bedienten heimlich herum und ließen sich und ihre Sachen in ganz schlechte und ärmliche Häuser führen, gleichsam, als meinten sie dort besser verborgen zu seyn, und bezahlten die Nachtquartiere mit Friedrichsd'oren, weil sie Überfälle und Ausplünderungen fürchteten.

Den 21. Januar 1813 gegen Abend kamen wir von Gumbinnen in Preußens Hauptstadt, in Königsberg, an. Stein versammelte hier die preußischen Würdenträger und angesehensten Männer, unter ihnen voranzustellen der ehemalige Minister Graf Alexander zu Dohna und der Präsident von Schön. Er handelte allerdings im Namen und Auftrage des Kaisers von Rußland, aber in solcher Weise und mit solcher Achtung und Schonung der Personen und Verhältnisse, daß der König von Preußen stillschweigend als der Freund und Bundsgenoß desselben vorausgesetzt ward. Von dem Lande sollte nicht als von einem eroberten Lande Besitz genommen werden, sondern als von einem Lande, das man zu befreien kam. Es erschienen in diesen Tagen hier und in der Umgegend auch die Heerabtheilungen des Fürsten von Wittgen-

ſtein und des Generals York, der mit den Ruſſen den bekannten Vertrag abgeſchloſſen hatte. Das veranlaßte Jubel und Feſte, die freilich noch ihren düſtern und finſtern Gegenſchein hatten. Denn groß war auch hier die Noth und das Elend. Lazarethe voll gefangener und verwundeter Franzoſen, auch Lazarethe von Ruſſen und Preußen, Durchfuhren von unglücklichſten Gefangenen weiter gegen Oſten; auch hier knarrten die ſtillen Leichenwägen durch die Gaſſen, und viele der Einwohner wurden auch die Opfer der Seuchen. So ſchlichen mitten in der Wonne der Befreiung Jammer und Tod als finſtere Geſellen umher.

Merkwürdig auffallend war mir und jedem, welchem er zum erſten Mal erſchien, der General York, der berufen war, gleichſam den erſten preußiſchen Anfang zu machen, eine ſtarre entſchloſſene Geſtalt, eine breite gewölbte Stirn voll Muth und Verſtand, um den Mund ein hartes ſarkaſtiſches Lächeln. Er ſah aus ſcharf wie gehacktes Eiſen; hat es ferner gegen die Wälſchen in vielen Schlachten wohl erwieſen.

Der Herr vom Stein weilte hier nur kurze Zeit, eilte von hier nach Breslau, wohin der König von Preußen ſich begeben hatte. Denn Berlin und Spandau waren in den Händen der Franzoſen, welche durch die Lande und Städte hin und her ziehend ſich immer noch gebärdeten, als müſſen die Lande ihnen fernerhin dienen. Endlich erſchallte zur unendlichen Freude aus Breslau die Königliche Entſcheidung hieher. Wie auch die diplomatiſchen äußerlichen Scheine noch zweifelhaft ſpielten, ſeit dem Königlichen Aufruf der Freiwilligen vom 3. Februar und dem Geſetz und Gebot über die Freiwilligen war die Entſcheidung nicht mehr zweifelhaft. Hier in Königsberg wurden von mir und vielen andern deutſchen Zugvögeln, die noch ein bischen Herz in der Bruſt hatten, wahrhaft königliche und kaiſerliche Tage verlebt; noch

klopft mir nach einem Vierteljahrhundert mein unterdeß kälter gewordenes Blut bei dieser Erinnerung mit verdoppelten Schlägen. Diese Freudenbezeugungen empfing man doch noch mit anderm Herzen als die in Petersburg. Es ist ein prächtiges deutsches Volk die Preußen, besonders die Ostpreußen und was dort von den Salzburgern stammt; sie haben beide Feuer und Nachhaltigkeit, und was sie als Geister vermögen, hat die Literatur in ihre unsterblichen Register eingetragen. Mit keinem der niedergeworfenen deutschen Staaten, mit keinem der verbündeten war Napoleon so grausam verfahren, als mit dem preußischen. Das war überhaupt die boshafte Wonne dieses großen Feldherrn und engen Menschen — denn wenn er ein weiter Mensch gewesen wäre, hätte er das Zeitalter und Europa beherrschen und umbilden können — wo irgend eine Tugend und Ehre übrig war, sie in höhnischer Schadenfreude mit Schmutz zu bedecken. Als der König sich nun endlich erklärte und den Willen Gottes und die Wünsche und Gebete seines Volks erkannte, da schrie über Verrath, der nimmer einen Vertrag gehalten, der den jüngsten Vertrag mit Preußen gleich im Anfange treulos und stolz gebrochen hatte, indem er die Festungen Spandau und Pillau besetzte und mehrere preußische Regimenter über die Bedingung der Zahl gegen Rußland mit hinaus trieb; da klagte er, daß er zu großmüthig die Trümmer Preußens noch habe bestehen und den Herrscherstuhl unverrückt gelassen. Er wußte wohl, warum er es gethan hatte; er mußte die Völker durch die Könige und Fürsten beherrschen. Wäre ihm der scythische Zug von 1812 gelungen, welches Spiel würde man die folgenden Jahre in Deutschland und in Polen gesehen haben! wie viele Königskronen würde er wieder in den Staub geworfen, wie viele Fürstenstühle erledigt erklärt haben! Preußen war im Jahr 1807 als Kriegsschauplatz der Russen und Franzosen fürch-

terlich verheert; im Frühling des Jahrs 1812 war dies mit absichtlicher Grausamkeit geschehen: man hatte das Land durch die schrecklichsten Durchzüge und Einquartierungen der Heerhaufen, dann durch Wegnehmung und Wegführung aller Hülfsmittel an Getraid, Pferden und Rindern bis auf's Mark ausgesogen und ausgeplündert. Und nun wie vergaß dieses in tausend Wunden zerhauene und verblutete Preußen in der Lust der Abschüttelung und Befreiung alle seine Narben, ja seine noch offenen Wunden und schaarte und rüstete sich zur Bewaffnung seiner Jugend und zum Vordermarsch der Deutschen für die Freiheit!

Hier ward die erste Landwehr von 30,000 bis 40,000 Mann errichtet; daneben wurden die aus Kurland zurückgekommenen preußischen Regimenter ergänzt; unter der Führung des Grafen von Lehndorf ward ein prächtiges Reiterregiment von Freiwilligen beritten gemacht. Das war eine Begeisterung in den Städten und auf dem Lande, auf den Straßen und in den Feldern, auf den Kathedern und Kanzeln und in den Schulen! In kälterer ärmerer Zeit lächelt man, wenn man zurückdenkt; aber es war alles bitterster heiligster Ernst, was den Leuten jetzt ein kindliches ja kindisches, höchstens ein gemachtes poetisches Spiel dünken würde. Da sagten die sechszehn-siebenzehn-jährigen Jünglinge, die für die Waffenlast kaum reifen Jünglinge bei'm Abschied aus den Gymnasien, als sie das Roß tummeln und die Büchse laden lernen wollten, übersetzte Stücke aus den Hymnen des Tyrtäus, lyrische Stücke aus der Klopstockischen Hermannsschlacht her, und Männer und Greise, Väter und Mütter standen mit gefalteten Händen dabei, und beteten still Sieg und Segen. Ich schrieb da ein Büchlein über Landwehr und Landsturm, woran ich Freude erlebt habe; es ist Monate später über ganz Deutschland hingeflogen und ohne mein Zuthun in vielen tausend Abdrücken

vervielfältigt worden. Solches sind hinfliegende Blätter, die mit der hinfliegenden Zeit gleich andern fliegenden Blättern sich gelben und vergessen werden. Doch ist ja jeder Einzelne auch nur ein hinfliegendes Blatt.

Hier muß ich noch eines Grafen zu Dohna aus dem Hause Finkenstein und Schlobitten erwähnen, des Obersten Grafen Ludwig, eines jüngern Bruders des Grafen Alexander und der beiden edlen Rußlandsfahrer, Grafen Friedrich und Helvetius. Ein anderer Bruder desselben in grüner Adlichkeit blühenden Stammes, Graf Fabian, hat sich in Spanien im freiwilligen Kampfe gegen die Wälschen schöne Wunden geholt, und sollte auch bald wieder in dem deutschen blutigen Reigen gegen sie mittanzen. Dieser Oberst Ludwig Dohna war, als im Königreich Preußen alles zur Entscheidung drängte, an seinen König nach Breslau geschickt worden, und hatte die stille Genehmigung der Vorrüstungen des preußischen Patriotismus mitgebracht; darauf ward er an die Spitze der Errichtung und Einrichtung der Landwehr gestellt, und machte diese durch eignen Eifer und durch den Miteifer seiner Landsleute in unglaublich kurzer Zeit waffengeübt. Es war eine eben so freundliche als thatenkräftige Natur, dabei von großer Lebendigkeit und Gewandtheit. Er und seine Landwehr nebst einer kleinen russischen Hülfsschaar unter dem Herzog Alexander von Wirtemberg haben die Festung Danzig lange eingeschlossen, und endlich zur Übergabe gezwungen. Die Beschwerden und Arbeiten dieses Dienstes, wo er zugleich für sein Heer und auch für sein Land selbst gegen die russische in Mannszucht sehr aufgelöste Hülfsschaar zu kämpfen hatte, dann der wiederholte Kampf für's Vaterland, als die Stadt endlich die weiße Fahne aufsteckte, und die vielen Streite und Ärger mit dem Herzog Alexander, der die Festung durchaus mit seinen Russen besetzen wollte, hatten die

Kraft dieſes jugendlichen und kühnen Helden aufgerieben. Er erkrankte bald, nachdem er Danzig, die alte Hauptſtadt Hinterpommerns, ſeinem Könige wiedergewonnen, und ſtarb am Nervenfieber. Ehre ſeinem Gedächtniß!

Hier iſt alſo die Landwehr unter den Auſpicien der Grafen zu Dohna, und vorzüglich des zum Oberſtatthalter des Königreichs Preußen während des Kriegs ernannten Miniſters Grafen Alexander zu Dohna, zuerſt in's Leben getreten. Später iſt die Frage aufgeworfen, wer in Preußen der eigentliche Erfinder und Stifter derſelben, ich ſollte ſagen der Grundſätze derſelben, geweſen? Und man hat den Namen Scharnhorſt genannt. Mit Recht: ſeine war die Schule der denkenden und erfindenden Männer und Officiere in Preußen. Einer ſeiner Lieblingsſchüler, der Oberſt von Clauſewitz, hatte ſchon vor einigen Jahren mit ſeiner energiſchen Klarheit und Kürze in Beleuchtung aller möglichen Geſichtspunkte, welche dieſe große Angelegenheit darbot, eine ſehr ſchöne Schrift über die mögliche Vertheidigung und Bewaffnung der preußiſchen Monarchie Sr. Maj. dem Könige eingereicht für den Fall, daß die Gunſt der Umſtände eine Gelegenheit böte, wo alles Volk aufſtehen und gegen ſeine tückiſchen Dränger die Sturmglocke ziehen könnte. Ich habe dieſen Aufſatz abſchriftlich in Händen gehabt und mir Auszüge daraus gemacht, worüber ich bei den demagogiſchen Unterſuchungen befragt worden bin, in der Vorausſetzung, ich ſey der Verfaſſer ſolcher Entwürfe geweſen. Aber alle Grafen Dohna, und auch der Miniſter, gehörten durch Geſinnung und Wirkſamkeit dieſer Schule an, endlich ſogar durch Verwandtſchaft. Der Miniſter, der ſtillſte, beſcheidenſte, frommſte Mann, aber eben deswegen voll heißeſter Gluth und unerſchrockenſtem Muth, wo es die heiligſten Vortheile des Königs und Vaterlandes galt, hat die Landwehr zuerſt, und zwar auf das kürzeſte,

zweckmäßigste und mächtigste, in Preußen auf die Beine gestellt, und so soll er mit seinem Scharnhorst und dem Scharnhorstischen Clausewitz die Erstigkeit behalten. Die Erstigkeit in allen guten und heiligen Dingen wird diesem edlen Mann keiner, der ihn gekannt hat, abzusprechen wagen.

Dies waren leuchtende Tage, diese kriegesbangen Tage, und jeder ward von der allgemeinen Gesinnung und Begeisterung mit fortgetragen und emporgehalten. So bin auch ich damals getragen worden, ohne daß ich mir das Verdienst ansprechen könnte, so reiner und edler Heber und Schweber, als mich trugen, würdig gewesen zu seyn. Ich wohnte und lebte in dem Hause der Gebrüder Nicolovius, die mit Leib und Seele mit den Besseren und Edleren ihres Vaterlandes strebten; ich lebte viel im Hause eines Jugendfreundes, mit welchem ich vor fünfzehn Jahren manche fröhliche Donaufahrt in Wien und Ungern gemacht hatte, des Doktors Wilhelm Motherby, bei welchem sich der Glanz der jugendlichen Welt versammelte, tapfre und begeisterte Jünglinge: seine Brüder, die Motherby*), Friccius, von Fahrenheit, von Bardeleben, und Andere, die dem Vaterlande in der Noth nicht gefehlt haben; ich lebte noch mehr, wirklich die meisten Königsberger Abende, in dem Hause des Kanzlers Freiherrn von Schrötter, des Gemals einer Dohnaschen Schwester. Dort wohnte die herrliche Julie Scharnhorst, Gräfin Friedrich zu Dohna, die schönste Erbin des väterlichen Geistes. Sie war die rechte Fürstin der Begeisterung, damals von Jugend, Schönheit und Seelenhoheit strahlend. In diesem Hause versammelten sich die Dohna sehr oft und was durch Würdigkeit, Gelehrsamkeit und Tapferkeit in

*) Der Regierungsrath Johann Motherby, Hauptmann bei der Landwehr, fiel an einem Thore von Leipzig, einer der ersten, welche die Mauern erkletterten, durch eine wälsche Kugel.

Königsberg ausgezeichnet war. — Auch sah ich oft den Geheimen Kriegsrath Scheffner, einen schönen liebenswürdigen Greis, Zögling des siebenjährigen Kriegs und seines Nachwuchses, weiland Freund und Genoß von Hamann, Kant und Hippel, berühmt durch seinen Geist und Witz, womit er auch damals noch funkelte. Man erzählt, die Ebengenannten und Andere, die durch Schriften Preußens Ruhm sind, haben auf seiner reichen Blumenweide fleißige Lese gehalten. Scheffner gehörte zu den Geistern, welche, durch Gespräch und Gesellschaft gereitzt, eitel Funken von sich geben, in der Einsamkeit aber weniger glücklich schaffen. Er war der unmittelbarste Hervorbringer. Jetzt bildete er nur noch einen engen Kreis; er war noch geistesfrisch aber hochbetagt. Aber nicht allein seinen Witz bewunderte man; auch seine Redlichkeit und seinen Verstand hielten die Weisen in Ehren.

Hier stieß ich auch auf zwei abentheuerliche Menschen, von welchen ich den einen kurz im Feldlager gesehen hatte, den andern, dessen trauriges Ende vielleicht auf mein Schicksal mit Einfluß gehabt hat, hier in Königsberg zum ersten Mal sah. Ich meine Gustav von Barnekow und August von Kotzebue. Der erste hat mir einige Noth, der zweite vielleicht schwere Noth gemacht.

Den Vater jenes Gustav von Barnekow hatte ich wohl gekannt. Er wohnte zu Teschvitz unweit Gingst in Rügen, wo ich ihn im Greisenalter gesehen habe, ein schönster Greis und ein Mann voll Thatkraft und Unbeugsamkeit, mit allen adlichen Vorurtheilen des Mittelalters behaftet, aber auch mit vielen trefflichen Eigenschaften gerüstet, welche die meisten seiner Rügenschen Vettern nicht theilten. Er war nicht mein Freund. Der Sohn früher in kursächsischen, dann in preußischen Kriegsdiensten hatte sich in dem Winterfeldzuge von 1807 in Preußen glänzend ausgezeichnet, war mit einem stattlichen Abschiedsreisegelde aus dem

Dienst entlassen, da man von Seiten Frankreichs seine Auslieferung begehrt hatte, weil er die französischen Marschälle bei'm Eintritt in's Theater in Königsberg öffentlich ausgescharrt und ausgepfiffen hatte, im Jahre 1809 hatte er als Freiwilliger unter Östreichs Fahnen gefochten, und sich darauf in den stillen Jahren von 1809 bis 1812 in Pommern und Mecklenburg so hingehalten. Da war er, dessen Verdienst das Schweigen nicht war, einmal von Davoust eingefangen und einer französischen Friedenskugel nur durch die Verwendung und Börse eines Freundes seines Vaters, eines Freiherrn von Stenglin, ganz hart vorbeigekommen. Ich sah ihn flüchtig im Lager von Smolensk, hatte ihn in der Heimath nimmer gesehen. Es war ein schönster Kriegsmann, groß, schlank, mit herrlichsten Augen und Stirn, dabei leicht und beweglich, voll Einfälle und Talente, aber alles husarisch und überströmend, mit der allerunbändigsten Zunge, so daß, wenn er seinen Muth nicht durch Thaten erprobt hätte, einer ihn für einen streitsüchtigen Prahler hätte halten können. Dieser Gustav Barnekow ward in Rußland der genannteste deutsche Name. Er hatte in der Schlacht bei Borodino ein paar Pulks Kosacken geführt und diese durch seine schöne und muthige Persönlichkeit so begeistert, daß sie im stehenden Gefecht ausgehalten und, von seinem wilden Muth hingerissen, in zwei französischen Regimentern gewaltigen Durchbruch und blutige Metzelung angerichtet hatten. Aber es waren die meisten von ihnen im Kampf gefallen, und auch den Führer hatte man von vielen Wunden bedeckt auf dem Schlachtfelde aufgelesen. Sein ihm voran fliegender Ruf hatte ihn zur Verpflegung und Heilung auf Rostopschins Schloß bei Moskau gebracht, dann in die Nähe der Stadt Twer und der großherzigen Czarentochter, Katharina von Oldenburg, der späteren allgeliebten Königin von Wirtemberg. Dieser Mann prangte

nun als ein Wunder persönlicher Tapferkeit und Stärke (denn er war stark wie ein Löwe) in allen russischen Tageblättern, und die Begeisterung für ihn ging so weit, daß für diesen verwundeten deutschen Ritter auch in Petersburg ordentliche Sammlungen gemacht wurden. Da man ihn nicht auffinden konnte (denn er war unterdessen aus Rußland durch Polen halbgeheilt weiter gefahren), so waren die gesammelten Summen dem Minister vom Stein übergeben, als der den Kriegsmann wohl irgendwo treffen würde. Kaum waren wir in Königsberg, so erschien einen guten Abend mein Barnekow vor dem Minister am Theetische. Er kam auf Krücken herein gehumpelt, denn auf der Fahrt durch Polen hatte er durch Umwerfen mit dem Schlitten seine verwundete Hüfte wieder verletzt. Stein schalt ihn und hieß ihn zu Hause gehen und still liegen, damit er für den Frühlingsfeldzug wieder recht rüstig seyn könne; mir aber trug er eine Art Aufsicht über ihn auf, bis er wieder fertig wäre. Für Arzt und Wundarzt war leicht gesorgt; schwerer war der wilde Vogel in Ruhe zu halten. Der Minister gab ihm bei der Abreise einen Theil der Sammlung; den Rest in Wechseln sollte ich behalten, bis der Lahme besser wäre. So vergingen einige Wochen, und er ward wieder ganz fertig, und erhielt von mir die letzten Wechsel. Diese lagen den nächsten Morgen in den schönsten Thalern und Friedrichsd'or auf seinem Tische — es mogten wohl 3000 Thaler seyn. Ich warnte, sie nicht zu geschwind flüchtig zu machen; er lächelte, und antwortete: „Freundchen, ein paar prächtige Pferde und neue Ausrü„stung, das Übrige wollen wir der Freude weihen." Ein paar Tage drauf höre ich, Barnekow habe in seinem Hause mit großer Herrlichkeit einen Ball gegeben — er war in Königsberg bekannt — über hundert Menschen eingeladen, habe ihm wenigstens hundert Friedrichsd'or gekostet. Nicht vierzehn Tage vergingen,

und ich erhielt eines Morgens einen kläglichen Brief von ihm, worin er bat, ihm hundert Friedrichsd'or vorzustrecken; er müsse sie haben, seine Ehre sey verpfändet. Ich konnte seine Ehre nicht aus dem Pfandstall lösen. Er war indessen bald weggeflogen, und ich hörte seinen Namen nicht wieder bis zur Nachricht von dem Erfolg des Czernichefschen Zuges gegen Kassel. Da hatte Barnekow eine Reihe Wägen des flüchtigen Königs Hieronymus abgeschnitten und auf seinen Antheil über 30,000 Thaler Beute gemacht, und mit einem Theil desselben, wie er denn adlicher Gesinnung war, eigene und Freundes-Schuld bezahlt. Das Übrige war bald wieder weiter geflogen. Barnekow ist vor nicht lange als preußischer Generalmajor gestorben. Er kam mir anfangs vor wie eine Blüchersnatur, eine der schönsten Gestalten, die meine Augen gesehen; aber er war doch nur der Ritter mit der Stange der nordischen Mährchen. Wie jenen hätte man ihn an einer eisernen Stange festhalten und nur auf Schlachtfeldern loslassen müssen. Schade um solche königliche Natur.

Herr von Kotzebue kam bald nach mir nach Königsberg, ging nachher mit dem General von Wittgenstein nach Deutschland, und tageblätterte wie ich und Andre. Ich mußte ihn oft sehen, er war eine Fliege, die sich auf alles setzte, kam auch viel zu Nicolovius dem Buchhändler, der sein Kunde gewesen, und deklamirte und las vor. Er machte, wie man ihn sah, einen sehr gemeinen Eindruck — sein großes Talent in allen Ehren — eine der widerlichsten Erscheinungen, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Ich hatte mir ihn ganz anders gedacht, wie es einem mit den meisten Menschen geht, die man sich nach Erzählungen oder Büchern vormalt, wenigstens als einen fein geschliffenen, etwas höfischen und höfelnden Mann, zumal da er so lange in dem zierlichen und adlichen Lievland gelebt hatte. Aber den Vornehmen und Zier-

lichen spielte er nicht. Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverschämten Offenheit, die nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche schlaue und gewandte Weltleute gewinnen; und in seinen freundlichen Augen war zugleich etwas schleichend Laurendes und unverschämt Faunisches. Er hat mich später in Schriften angegriffen; glücklich, daß ich mit diesem Schmutzfinken die Fehde nicht aufgenommen habe! Das hätte mir, als er ein so schrecklich blutiges Ende nahm, Gott weiß, wie, in die Schuh gegossen werden können.

Um die Mitte des Monats März fuhr ich aus Königsberg. Der Winter war vergangen, ich mogte ausrufen, leider vergangen! In einem kleinen Wagen, mit einem Bedienten ganz allein, ohne schwere Ladung, vier Extrapostpferde vor, mußte ich auf fettem preußischen und polnischen Boden doch oft den Schneckengang schleichen; was freilich auch durch häufiges Warten auf Pferde und durch die Abgetriebenheit der Pferde selbst noch gemehrt ward. Auch einen weiten Umweg mußte ich machen, nördlich der Festung Thorn, die eben belagert ward, wovon der Kanonendonner mein Ohr erreichte. Hier lernte ich nun die rechte polnische Wirthschaft kennen, und in diesen Monaten einen Schmutz in den Wohnungen und auf den Gassen der Städte und Dörfer, den ich vergebens zu schildern versuchen würde. Mir fiel dabei die Anekdöte ein, die man sich in Kalisch und Breslau von dem Marschall Davoust erzählte. Dieser ritt im Spätherbst 1806 in Person vor das Stadthaus, wohin er die polnischen Magnaten beschieden hatte, und da er bei'm Absteigen vom Pferde tief im Koth versank, sprach er zu einem neben ihm stehenden ehemaligen preußischen deutschen Beamten, indem er den Dreck von seinen Stiefeln schüttelte: Voilà ce, que cette canaille appelle sa pa-

trie. In der That man muß ſehen und fühlen, ſonſt glaubt man die wüſte Unordnung und den ſchweiniſchen Schmutz der Polen nicht; man begreift nicht, wie ein Volk von ſo vieler Lebendigkeit und von einer ſo zauberhaften Vorliebe für alles Prächtige und Schimmernde, als die Polen haben, ſo weit herunterkommen konnte. Denn auch hier leider malt ſich ab, wie es in ihrer Regierung und Verwaltung ſeit Jahrhunderten ausgeſehen hat; auch hierin ſieht und begreift man des edlen Koſciusko Wort finis Poloniae! Hiemit iſt alles angethan und befleckt, ſo nicht nur die Wohnungen der Lebendigen, ſondern auch die Wohnungen der Todten, und die Wohnung Gottes, wenigſtens was die Sterblichen ſo nennen. Wie viele Kirchhöfe habe ich geſehen ohne eine Spur einer Mauer oder Umfriedung, die Kühe und Schweine nach Gefallen auf den Gräbern herumſpazierend! In die Kirchen ſtreuen ſie in der ſchlimmen Jahrszeit Stroh auf Stroh, daß es ſich wie in ſchlecht gehaltenen Viehſtällen gegen den Sommer oft Ellen hoch drinnen erhebt und ordentlich ausgemiſtet werden muß. Ich will durch dieſen Jammer wahrlich des größeren politiſchen Jammers nicht ſpotten. Schon das iſt genug geſagt, daß ich in ſchlimmer Jahrszeit, wo es faſt immer regnete, doch faſt immer froh war, von den Stühlen und Tiſchen der Menſchen wieder auf meinen naſſen und kalten Sitz hinauszukommen. Denn ich fuhr nur in einem leichten ſogenannten Holſteinerchen, den ich mir in Königsberg gekauft hatte und der allen Winden und Wolkenergüſſen mit meiner Herrlichkeit freies Spiel ließ.

Unterdeſſen war Kutuſow, welcher über Litthauens Sümpfe und Wüſten und über Polens Schnee auch nicht hatte hinhüpfen können, mit ſeinen Ruſſen auch über die Weichſel gegangen und der Kaiſer Alexander nach Breslau, wo er Bündniß und Freundſchaft mit dem König von Preußen von neuem befeſtigte. Der

König hatte seine Verkündigung an sein Volk und die Kriegserklärung an Frankreich erlassen und den Orden des Eisernen Kreuzes als das hohe Feldzeichen dieses Kriegs errichtet. Ich kam in der letzten Märzwoche in Kalisch an, wo der Kaiser und der Minister vom Stein waren und den König von Preußen erwarteten. Bei meiner Fahrt von da nach Breslau traf mein Wägelchen auf dem Wege plötzlich auf den Wagen Sr. preußischen Majestät, die den Kaiser in Kalisch besuchen fuhr. Ich richtete mich auf, entblöste mein Haupt, schrie aber meinem polnischen Schwager vergebens zu, auszuweichen. Um ein Haar hätte der Königliche Wagen mich armen Plebejer gestreift; wie würde ich mit meinem Geschirr auseinander geflogen seyn, wenn er uns gefaßt hätte!

Ich weilte nur ein paar Tage in Breslau. Bei meiner Fahrt von da nach Dresden begegnete mir ein paar Stunden von Liegnitz einer jener Vorfälle, die, wiewohl nur baare Spiele des Zufalls, doch eines tiefen Eindrucks auf uns nicht verfehlen. Ich war bei meiner Nachtfahrt im halben Schlafe — siehe! da schmetterten mich Trompeten plötzlich aus meinem dämmernden Traumzustande heraus. Ich rieb mir die Augen — es war die Morgenröthe, und ich kam eben aus einem großen Tannenwald auf's Blachfeld hinaus gefahren — und siehe! auf einem Queerwege zogen ein paar russische Regimenter Husaren und Kosacken mit fliegenden Fahnen an mir vorüber, so daß ich wohl an zehn Minuten still halten und mir die Leute und die Gegend betrachten mußte. Und als meine Sinne und Gedanken sich mit der aufgehenden Sonne aufklärten, ward mir eine dunkle Erinnerung, gleichsam eine Wiedererkennung hell in meiner Seele — hier an derselben Stelle, hier vor dem Tannenwalde, und in eben solcher morgenlichen Zeit hatte ich vor einem Jahre sächsische und polnische Reiter mit ganz anderen Gefühlen vorüber ziehen sehen. Was

haben bei solchen wunderlichen Spielen die Gedanken für ein weites freies Spiel! O hätte nun mein Chazot bei mir gesessen! Wie würde er dieses Morgenroth und das aufgebrochene Morgenroth der Freiheit begrüßt haben!

Im Anfange Aprils war ich in Dresden und ließ mich bei dem würdigen Oberappellationsrath Körner einquartieren. Bald kam auch der Minister vom Stein. Er war jetzt durch gemeinsamen Beschluß der hohen Herrscher zum Vorsitzer eines Kaiserlich Russischen und Königlich Preußischen Verwaltungsraths für die Deutschen Angelegenheiten und Lande ernannt. Die würdigsten Männer, Herr Präsident Schön aus Preußen und Herr Geheimer Staatsrath Niebuhr aus Berlin wurden von Preußen ihm beigesellt. Niebuhr ist gegen den Herbst ausgetreten und hat den Staatsrath von Rhediger aus Schlesien zum Nachfolger gehabt.

Hier begann nun ein ganz neuer Abschnitt unsers Lebens, ein neues Gedränge, ein Gedränge der deutschen Dinge und Menschen, und dies wogte nun allerdings oft mit Sturmfluth auf Herrn vom Stein ein. Er begriff, daß der Stein, den er von Deutschlands Nacken abwälzen wollte, nur durch die gemeinsame Anstrengung des ganzen Volks abgewälzt werden könne, daß alles, was Alttestamentlich an die Wand p..... und Spieß und Stange heben könne, angestrengt werden müsse. Schon von Petersburg aus hatte er darüber vielfach nach England und Deutschland hin und her gebriefwechselt: denn allerdings hatte man nach Deutschland, wenn gleich langsame, Gelegenheiten, durch Eilboten über Jassy und längs der Donau nach Wien, auch durch einzelne Schiffer, die ihre Briefe und Felleisen irgendwo an der Ostseeküste Vertrauten überlieferten. Ich erinnere mich mehrerer Briefe, die er mit dem hannöverschen Minister Grafen von Münster in London gewechselt hat und die ich abschreiben mußte. Münster äußerte sich

sehr kalt und bedenklich in Hinsicht der Volksbewaffnung und sah, wie mir däuchte, die Dinge allein aus dem aristokratischen Standpunkte von oben her an, und erblickte in einer solchen Erhebung und Bewaffnung für die Folgezeit mancherlei Gefahren; Stein antwortete ihm aber, er wolle lieber das Stück trockne Brod mit dem ärmsten deutschen Bauren in der Hütte essen, als in der glänzendsten Herrschaft von Fremden abhangen. Stein vertraute der Treue und dem Willen des deutschen Volks, und er hat sich darin nicht geirrt; aber wie weit war er von allen demagogischen und anarchischen Utopien, welche manche Queerköpfe ihm auch wohl zugetraut haben! Aber Napoleon gegenüber konnte er auf Spanien und Tyrol hinweisen, und er wies darauf hin. Nun kam in Dresden das Gedränge beide der Wohlmeinenden und der Verrückten, die oft auch recht wohlmeinend waren, nur überall keine Meinung haben durften. Wenn es langsam ging mit dem Vormarsch der Heere, mit der Bewaffnung, und jener blitzschnellen Wirksamkeit, welche man von den vereinigten Preußen und Russen erwartet hatte, wenn Stein selbst oft ärgerlich war über Versäumungen und Hemmungen, die weder von den Monarchen noch von ihm verschuldet waren, so pflegte er die Fragenden und Suchenden oft kurz und ungeduldig mit den Worten abzuweisen: „Meine Herren, was wollen Sie von mir? Ich bin kein Herrgott, „ja ich bin nicht einmal Kaiser von Rußland noch König von Preu„ßen." Doch mußte ich bei seiner Heftigkeit oft bewundern, wie er selbst gegen überlaufende und quälende Narren, wenn sie es nur gut und treu meinten, geduldig und zuweilen sogar langmüthig seyn konnte. Wie er nun vollends mit brieflichen Anfragen, Bitten, Vorschlägen und Entwürfen der vielen Vaterlandsretter bedrängt worden ist, kann jeder sich vorstellen, der jene aufgeregte Zeit bedenkt. Was kurz gefaßt war, las er gewöhnlich, merkte

ſich, wenn etwas zu merken war, und zerriß oder verbrannte dann ſogleich das Papier; denn mit geſchriebenen Aktenballen ſchleppte er ſich nicht gern. Was lang und mit langen Einleitungen und Herleitungen verſehen war, dem traute er nicht, und ſeine praktiſche Kürze hielt es — was es meiſtens auch war — für unbrauchbares theoretiſches Gewäſch. Das gab er mir dann zuweilen zur Beantwortung, gewöhnlich aber nur zur Durchleſung. Es liefen da die wunderlichſten Dinge ein. So ſchickte unter andern ein Profeſſor Hauff oder Hauch, der früher in Marburg gelehrt hatte, ſpäter, wenn es mich richtig erinnert, als Profeſſor der Mathematik nach Ghent berufen iſt, einen Plan ein zur leichten Zerſtörung und Überwindung des franzöſiſchen Heers, ein ähnlichen Plan, wie der, den man zu Roſtopſchins Zeit in Moskau ausgeheckt haben ſoll. Es war in dieſem Entwurf von nichts Geringerem die Rede, als von einem magnetiſchen Eiſenkoloß von eigenthümlichem Bau, der vor der Fronte des deutſchen Heeres geführt werden und alle feindliche Kanonen- und Flinten-Kugeln mit unwiderſtehlichem Reitz zu ſich locken ſolle; ſo daß der deutſche Soldat unverletzt und unverletzlich unter dieſem Schirm dem Feinde deſto muthiger und kräftiger auf den Leib rücken könne. Ich hatte mir von ſolchen Schnurrigkeiten eine kleine Sammlung angelegt, die auf dem Meere mit einem Theil meiner Bücher verfault iſt.

Da die verbündeten Heere nun über die Elbe weiter in Thüringen vordrangen und die Franzoſen von der andern Seite heranzogen, ſo wimmelte Dresden außer den erwähnten Fremden, die dort Geſchäfte hatten, auch von Flüchtlingen, die das Sichere ſuchten, einige Zeit dort blieben, und dann über die Berge nach Böhmen zogen. Auch Göthe kam, und beſuchte mehrmals das ihm befreundete Körnerſche Haus. Ich hatte ihn in zwanzig Jahren nicht geſehen; er erſchien immer noch in ſeiner ſtattlichen Schöne,

aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiederte Göthe ihm gleichsam erzürnt: „Schüttelt „nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet „sie nicht zerbrechen."

Ich war meinen Dresdener Monat recht fleißig, arbeitete meinen Soldatenkatechismus aus, und überarbeitete einen dritten Theil des Geistes der Zeit, wozu ich schon in Königsberg gesammelt hatte. Ich erlaube mir hier daraus eine Stelle zu wiederholen, zum Zeichen, daß ich das Ziel dieses heiligen Krieges klar und richtig in's Aug gefaßt habe, ein Ziel, das in deutschen Herzen ewig unverrückt stehen sollte *).

„Das nächste große Ziel dieses mit solcher Würde und Hoheit „der Gesinnung begonnenen Krieges ist die Befreiung und Wieder„herstellung Italiens und Deutschlands und die Beschränkung des „französischen Übermuths an dem Rheinstrom. Dort beginnt die „Arbeit des Kriegs, vielleicht eine lange und schwere Arbeit, die „aber gethan werden muß, wenn man nicht bei Halbem stehen „bleiben und nach einigen Jahren die Franzosen wieder da sehen „will, wo sie eben gewesen sind. Den Rhein darf das unruhige „und eroberungslustige Volk nimmer als Gränze behalten; denn „welche Klauseln und papierne Eidschwüre und Verschreibungen „man auch an einen Friedensschluß hängen und von wie vielen „Bürgen und Zeugen man ihn auch mit unterschreiben lassen mag, „die natürliche Gewalt wird immer stärker seyn als die künstliche, „wenn die Grundlage des Friedens nicht eine sichere ist. Der

*) Geist der Zeit Theil 3. S. 307—9.

„Rhein mit seinem Knie in fremder Hand drückt grade auf den „Nacken Deutschlands, und wird nicht weniger drücken, wenn „man auch gelobt und bedingt, es solle mit weicher Wolle und „Seide umwulstet werden. Wenn Frankreich den Rhein und seine „festen Stellungen besitzt, so ist das Niederland und die Schweitz „und also auch der größte Theil von Oberitalien gradezu von ihm „abhängig, so liegt ihm das übrige Deutschland bis an die Elbe und „den Böhmerwald offen, und es mag ungestraft hineinbrechen und „streifen und ziehen, so weit es will; zu ihm aber darf ungestraft „kein Heer bis an den Rhein, geschweige denn über den Rhein „kommen. Will man also den Franzosen das Übergewicht in der „That entwinden, und nicht bloß zum Schein, so müssen Deutsch„lands alte Gränzen wiedergewonnen werden. Dann werden die „beiden Völker, die Deutschen und die Franzosen, in gleichem „Verhältniß einander gegenüber stehen, und gegenseitige Furcht „wird die Marken besser bewachen und das Gleichgewicht und die „Ruhe Europas besser bewahren, als alle Bullen und Diplome, „deren ewige Versicherungen und Gelobungen immer nur durch „die Degenspitze recht getragen werden. Die Deutschen wollen „nur ihr Gebührliches wieder haben, die Menschen ihres Landes „und ihrer Zunge, die ihnen unter Ludwig den Vierzehnten und „Funfzehnten und in der letzten französischen Raubzeit entwendet „worden sind. Diese uralte germanische Gränze steht an dem „Vogesus, dem Jura, und den Ardennen, durch Art und Sprache „des Volks unverkennlich und unverrücklich fest, und nichts Fran„zösisches, welches sie nur verderben würde, soll von den Deut„schen je begehrt noch genommen werden."

Ein großes Glück erlebten wir hier in Dresden, für welches alle, welche die Verhältnisse kannten, dem Himmel dankten; so daß Viele dabei riefen: der alte deutsche Gott lebt noch.

Den 23. April starb zu Bunzlau in Schlesien der alte russische Feldmarschall Kutusow am Nervenfieber. Bei dieser Nachricht rief auch ich: hier ist der Finger Gottes. Dieser Greis war eine hartnäckige zauberische russische Natur. Er hatte die Gewalt und das Ansehen im Heer gewonnen, daß selbst Alexander ihn nicht gut davon hätte wegrücken können.. Kaum war es ihm und Stein gelungen, ihn über die Weichsel vorwärts zu bringen. Er hatte durchaus jenseits der Weichsel bis zum Sommer stehen bleiben und dann erst mit verjüngten Kräften vorrücken wollen. Aber was wäre dann aus Deutschland geworden? Er war nun freilich vorwärts marschiert; aber wieder kann man fragen: was wäre aus Deutschland, was aus Preußen geworden, wenn Kutusow gelebt hätte? Die Franzosen würden alles Land bis an die Weichsel, sie würden mit der grausamsten Berechnung Preußens letzte Hülfsmittel vertilgt, seine letzten Sehnen zerschnitten, und eine preußische Bewaffnung fast unmöglich gemacht haben. Und was hätten Kutusow und die Russen allein ohne Preußen wohl ausgerichtet, hier, wo auch noch alle Festungen von französischen Besatzungen gehalten wurden? Ein anderer Übelstand wäre gewesen: Kutusow mogte die Deutschen nicht, er war im höchsten Grade rauh und unliebenswürdig, und hätte jede hohe deutsche Aufwallung und Begeisterung wahrscheinlich bei ihrer Geburt mit plumpen moskovitischen Füßen zertreten. Einen Ähnlichen oder gar einen Gleichen würde er neben sich nimmer geduldet haben; wie wäre neben ihm Blücher heraus oder herauf gekommen? Nach seinem Tode aber hat sich alles wie von selbst gemacht. Blücher der Alte ist weniger gehemmt durch seine eigne Kraft emporgedrungen, und die übrigen russischen Feldherren, Wittgenstein, Barclay de Tolly, Langeron u. s. w. haben sich neben, und selbst unter dem Liebenswürdigen und Schönen, der alles bezaubern und hin-

reißen konnte, nicht in Schatten gestellt gefühlt. Diesen Finger Gottes sahen wir jetzt; ein anderer Finger Gottes reckte sich für das Vaterland in der Schlacht bei Dresden aus den Wolken, wo eine der ersten losgebrannten französischen Kanonenkugeln dem wackern Moreau beide Beine und mit ihnen das Leben zerschmetterte. Wahrlich hätte dieser Franzose gelebt, wie würde er im Großrath des Kaisers Alexander sich in unsre Angelegenheiten und Siege hineingeschoben und zwischen uns und die Franzosen vorgeschoben, und uns nach Vermögen um Ruhm und Siegespreis betrogen haben! Wir haben solchen Finger Gottes in jenen Tagen, wo man glauben und hoffen lernte, ausgereckt zu sehen gemeint. Andere haben uns darüber ausgelacht, und lachen uns noch aus.

Nach der Schlacht bei Lützen vom 2. Mai wichen die Verbündeten über die Elbe zurück, wo sie auch nicht einen einzigen festen Platz als Anlehnungspunkt besaßen. Ich sah in Dresden den edlen Scharnhorst, leicht am Knie verwundet. Er selbst sah es nur für eine Streifung an; aber diese leichte Wunde sollte sein Tod werden. Er starb den 28. Junius in Prag. Eine Reise nach Wien, und bei der schwebenden Ungewißheit der Dinge hin und her fliegende Sorge um die endliche Lösung derselben bei diesem starken und doch reizbarsten Gemüthe machten das kleine Übel zu einem gefährlichen. Doch auch der Tod ist Gottes.

Ich fuhr, als alles Dresden verließ, mit kleinen Aufträgen meines Herrn nach Berlin, und besuchte von dort aus meine Gefreundten und meinen kleinen Sohn in Pommern und Rügen. Dann wieder nach Berlin zurück, wo ich bis gegen das Ende des Junius blieb. Es wurden inzwischen mit Napoleon Schlachten geschlagen, zweifelhafte, aber tapfere; doch selbst die Nachrichten von Verlusten schlugen nicht nieder. Die Menschen waren auf das Höchste und Letzte gerüstet: lieber das tiefste Leid und Verderben,

lieber die letzten ehrlichen Todeswunden als länger die Schande der Knechtschaft — das war das allgemeine Gefühl und die einstimmige Stimme in der Hauptstadt. Noth genug und Bedrängniß, aber Freude und Hoffnung in der Noth und eine Gemeinsamkeit der treuen Herzen, die nur in solchen Zeiten zusammen auflodern kann. Ich lebte mit lieben Freunden, mit edlen und hohen Menschen, die meinen Willen für die That nahmen. Savigny und Eichhorn saßen im Landwehrausschuß; Süvern übte seine Kompagnie, bald sein Regiment Landsturm auf dem Wilhelmsplatz; Fichte hatte für sich und seinen kaum waffenfähigen Sohn, der kaum aus dem Knabenalter heraustrat, Lanzen und Schwerdter vor seiner Thür angelehnt stehen. Man hatte ihn der Ehre wegen zum Officier bei'm Landsturm machen wollen, er hatte es verweigert mit den Worten: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen." Diesem Mann war es mit allem immer voller Ernst; er war schlecht auf den Füßen, ich glaube, etwas an Gicht leidend; da hatte er denn gesprochen: „Ich weiß, ich werde keine großen Thaten thun, „aber ich werde dem Volke nimmer den Weg zur Flucht weisen; „nur über meine Leiche sollen die Feinde in die Stadt eindringen." Er war erstaunlich frisch, lebendig und liebenswürdig in dieser Zeit, und es schien gleichsam, als fände sein frommer Sinn in der Liebe zum Volk und Vaterlande mehr und mehr die Brücke, worüber er aus seinem idealischen Ich zum Nichtich hinüber gelangen könnte. Ich habe ihn damals viel gesehen, in seinem Hause und bei Freunden. Er und Reil waren gewissermaaßen die tragischesten Personen der Hauptstadt durch die ungeheure Feurigkeit, womit sie die Zeit auffaßten, und durch den brennenden Haß, den der letzte fast noch mehr als Fichte gegen die Wälschen trug. Reil, der edle Ostfriese, war ein Mann mächtiger und gewaltiger Leidenschaften, die sich in seinem schönsten Leibe und seinen göttlichen

Augen in herrlichsten Farben und Flammen darstellten und brachen. Ich war dort gleichsam Hausfreund geworden durch einen geliebten Freund, Ernst von Scheele, Bruder des gegenwärtigen hannöverschen Ministers, und ich habe manche Abende in seiner liebenswürdigen Familie verseſſen, wenn er über Menschenleben und Naturleben bei dem leidenschaftlichen Blasen seiner Tabackspfeife seine Fantasieen ausströmte. Ich erinnere mich wie heute — ich traf ihn unter den Linden spazierend, als die grimme Botschaft unter vielen zugleich Zusammenlaufenden erschallte, es ist Waffenstillstand (war den 4. Junius abgeschlossen). Er stand bei der Nachricht wie in den Boden hineingedonnert, erblaßte einem Ohnmächtigen ähnlich, dann drückte er mir und andern Freunden die Hand, und die hellen Thränen strömten ihm über die Wangen.

Ja das war eine grimme Botschaft und machte Viele unsicher und zweifelhaft. Bald kam der Jammer von Hamburg, das so leicht hätte gerettet werden können. Dann der schändliche Überfall mitten im Waffenstillstand der Lützower und ihre Niederſäbelung, wo die Franzosen, die sie die brigands noirs schalten, sich die Luſt machten, die Wirtemberger in böser Missethat auf ihre Brüder zu hetzen. Ich fuhr im Anfang des Monats Julius nach Reichenbach in Schlesien, wo Herr vom Stein lebte und in dessen Umgegend die hohen Herrscher saßen. Ich wohnte dort anfangs in einem schlechten Stübchen bei einem Nachtwächter auf der Mauer, dann bei einem edlen Herrn, dem Grafen Karl von Geßler, vormaligem preußischen Gesandten in Dresden und jetzt ernanntem Feldhauptmann des schlesischen Landsturms in jenen Gauen. Ich ließ hier meinen Soldatenkatechismus drucken. Ich weiß nicht, ob er irgend ein Herz zum Kampfe begeistert hat — dazu hatten die Franzosen mit rother Dinte den rechten Katechismus geschrieben — aber daß er manchem verwundeten Krieger in Lazarethen ein Trost gewesen ist, das weiß ich, und das ist auch mir ein Trost gewesen.

Hier zu Reichenbach stand nun während des Waffenstillstands ein Kongreß, hier und zu Schloß Gitschin in Böhmen: ein schauerlicher Kongreß, der die verworrenen europäischen Dinge zu Ordnung und Frieden vermitteln sollte. Napoleon saß als dritte Größe in Dresden. Ich sage, ein schauerlicher Kongreß, denn Viele fürchteten, Napoleon, der den Willen und die List der Einheit — Einheit ein gewaltiges Ding bei Unterhandlungen — gegen Mehrere hatte, werde die Zeit und das Glück so hinschleppen, und durch Überlistung gewinnen, was nicht mehr durch Waffen erzwungen werden konnte. Wir waren alle viel in Sorgen und Misstimmungen und oft in bitterm Ärger, wenn wir in den Zeitungen von angenehmen Hoffnungen eines baldigen Friedens lasen. Mein alter Herr war auch häufig nicht allein misgestimmt, sondern verärgert, auch wohl durch Podagra gestachelt, und das fiel dann auf Unsereinen und auf andere Kleine zurück. Die einzige große Freude in dieser schweren Zeit war die Nachricht von dem Siege bei Vittoria, wo Wellington das französische Heer von seinem ganzen Geschütz und Zeuge ausgezogen und über die Pyrenäen gejagt hatte. Wir siegten mit bei Vittoria, und hofften wieder auch bei uns zu siegen. Ich müßte eigentlich bei dem Namen Wellington immer die Hände falten; wie viele fröhlichste Tage und Nächte hat er mir erfochten und wie hat er über die schwersten Jahre 1810 und 1811 mir und so Vielen hinüber geholfen!

Zwar gab es hier der bedeutenden Männer viele, die zu mir auch oft sehr freundlich waren. Doch sie litten an demselben Übel, woran Stein krankte, mehr oder weniger; z. B. von Niebuhr hatte man selten Freude, zumal da seine Frau viel kränkelte und er einmal mit Stein sehr gespannt war, was Herr von Schön durch sicherere Stimmung wieder zurechtstellte. Andere merkwürdige Personen oder ausgezeichnete Männer: der Korse Pozzo di

Borgo, Stadion, die sächsischen Flüchtlinge Thielemann, Carlowitz und Aster, die berühmten preußischen Feldherren, Blücher, Gneisenau, Grolmann, gingen und kamen. Es war ein Feldlager, wildes, drängendes, oft sehr unbehagliches Leben. Ich fand indessen eine Schaar edler Jünglinge, mit welchen ich in der Stadt, mehr noch in den umliegenden Orten, z. B. in dem feinen Herrnhuter Flecken Gnadenfrei, öfter zusammentraf: da waren Max von Schenkendorf, den ich hier kennen lernte; Theodor Körner, der mit einer schlimmen Wunde den Säbeln der Wirtemberger entronnen war und hier bei dem Grafen Geßler, seinem Paten, einige Wochen wohnte; Karl Sack, mein jetziger Bonner Freund; Graf Karl von der Gröben; zuweilen auch der wilde genialische von der Marwitz. Mein einziger rechter Freudenbringer war indessen der Graf Geßler, ein alter Jugendfreund Steins, welcher über ihn eine große Gewalt hatte und ihn, selbst wenn sie sich anfangs kabbelten, doch zuletzt meistens in heitre Laune setzte; denn dieser edle Mann hatte über ein sehr stürmisches Herz und einen kränklichen Leib, der ihn schrecklich mit Gicht plagte, eine großartige Herrschaft gewonnen. Er verstand die schwerste aller Künste, nach außen hin heiter zu spielen, wenn auch in ihm Gewitterwolken spielten. Das war aber das Anmuthigste, daß seine Art Witz dem Steinschen auf eigenthümliche Weise zum Wetzstein diente und Funken aus ihm hervorlockte. Er war in der Nähe begütert, und die sächsischen Generale und Andere wohnten auf seinem Gute Neuendorf eine Stunde von Reichenbach, wohin wir oft spazieren fuhren. Er erlöste mich bald aus meinem Nachtwächterneste, wo ich wie auf einer Hühnerstiege saß. Weil wir alle, und die meisten nur zu viele, Muße hatten, woraus bei dem schwebenden zweifelhaften Stande der Dinge eben doppelter Überdruß und Verstimmung entstand, so zog er mich heran, und wir lasen Griechisch

und Italiäniſch mit einander. Denn er war ein ſehr gebildeter kenntnißreicher Mann, der in der Jugend England und Italien mehrmals geſehen und ſich eine ſchöne Bibliothek geſammelt hatte. Ein kleiner Mann, mit der lebhafteſten Bewegung, mit einem breiten von Blatternarben zerriſſenen Geſicht und feuerblitzenden Augen, leider mit durch Gicht oft zuckenden Zügen. Schalkheit und Witz funkelten aus ihm, obgleich er bei'm erſten Anblick mehr den Eindruck eines häßlichen Mannes machte. Von Natur ungeſtüm und geſchwind hatte er durch beharrliche Übung die größte Herrſchaft über ſich gewonnen. Im Geſpräch ſchoß er Pfeil auf Pfeil ab, und wenn er ja einmal hart getroffen hatte, machte ſeine große Gutmüthigkeit es bald wieder gut. Denn eben dieſe Gutmüthigkeit und eine große Weichheit und Zärtlichkeit des Gemüths zu bedecken oder vielmehr zu verhüllen, gebärdete er ſich oft wie ein Eiſenfreſſer, beſonders wenn er Gutes thun und Wohlthaten ertheilen wollte; worin er im Stillen unermüdlich war. Er war der Enkel eines großen preußiſchen Reitergenerals, der im zweiten ſchleſiſchen Kriege in der Schlacht bei Jauer oder dem ſchleſiſchen Hohenfriedberg durch eine glänzende Waffenthat die große Entſcheidung brachte, indem er mit vier Reiterregimentern das öſtreichiſche Centrum durchbrach und die ungriſchen und böhmiſchen Grenadierregimenter wie Haberſtroh zuſammenritt. Der große König machte ihm in dem eroberten Lande eine der bedeutendſten Schenkungen und erhob ihn in den Grafenſtand. Als Zeichen jener glorreichen Waffenthat führen ſeine Enkel 25 Fahnen und 66 Standarten im Wappen. Nach der Überlieferung waren die Geßler in den Kreuzzügen gegen die Heiden aus Schwaben nach Preußen gekommen, und gehören wahrſcheinlich dem Stamm des wilden Geßlers der ſchweizeriſchen Tellſabel an, welche ja nur die Überſetzung der perſiſchen Kambyſesſabel iſt. Unſer Graf Karl war

ein Feldhauptmann des Landsturms und hat als solcher gottlob nicht Gelegenheit bekommen, Thaten zu thun. Er war aber mit ganz Schlesien nebst dem würdigen Oberpräsidenten Merkel und vielen andern Patrioten eifrigst thätig, durch Rath und That, auch durch Silber und Gold die Landwehr errichten und bewaffnen zu helfen. Diese war eine geschwinde und schöne Arbeit Gneisenaus: 60,000 Mann Landwehr waren in einigen Monaten leidlich fertig, wie Soldaten in zwei Monaten fertig werden können. Sie zogen zum Theil fast sanskulottisch in's Feld, manche nur mit linnenen Beuteln statt der Patrontaschen auf dem Rücken; aber es war der rechte Einrichter und Beleber da und der rechte Muth. Sie haben's an der Katzbach und bei Wartenburg wohl bewährt, und das Schlesische Heer hat sich einen grünsten Kranz und Namen gewonnen; so daß von den Preußen nicht bloß die Pommern und Brandenburger genannt werden sollen. Hier war also Graf Geßler auch eifrig thätig; aber von seinem Landsturm mogte er nichts hören, noch weniger von den für den Landsturm erlassenen Gesetzen, welche wohl in Litthauen und Rußland hin und wieder, aber nimmer in einem so dichtbevölkerten Lande als Deutschland Anwendung finden konnten und welche ein verkehrter Hyperpatriot (man hat den nachherigen Königlich Preußischen Generalkonsul Bartholdy in Rom als Verfasser genannt) im Traum gemacht zu haben schien. Er legte auch diese Oberfeldherrnstelle sobald als möglich nieder. Noch während meiner Anwesenheit in Reichenbach hatte er sein sechszigstes Jahr vollendet, und ließ sich nun sogleich davon entbinden. „Eine schöne Geschichte," sagte er eines Tages zu mir, „wenn ich mit meinen Baumwollenwebergesellen auf den Plan „müßte!" (es sind aber in Reichenbach und der Umgegend viele Zeugwebereien). „Das würde ein Laufen geben! und ich müßte „dann ja mit laufen! Nein, so weit sind wir noch nicht herunter; „eine solche Maulschelle soll mein Wappen nicht bekommen."

Als der Waffenstillstand zu allgemeinem Jubel den 10. August aufgekündigt ward und den 17. August das Schlagen wieder begonnen, war Herr vom Stein mit dem großen Hauptquartier durch Böhmen gezogen und hatte mich in Reichenbach zurückgelassen. Da erst lernte ich meinen Geßler recht kennen und erkennen. Es zogen nach der Schlacht an der Katzbach 18,000 französische Gefangene durch Reichenbach nach Oberschlesien; in Reichenbach waren Lazarethe für verwundete Preußen. Da arbeitete und wirkte mein Landsturmsfeldhauptmann auf das treueste und unermüdlichste. Wie oft sind wir auf dem Wurstwagen nach und von seinem Gute gerollt, von wo wir fette Schöpse und Kälber mit zurückbrachten, die alsbald in Braten und Suppe für die Kranken verwandelt werden mußten! Solche Dinge that er ohne allen Schein, ja mit einem Schein, als thue er es nur, weil es sich nicht anders schicke; er that es aber aus vollstem liebenden Herzen.

In diesen schönen Reichenbacher Tagen machte er eine prächtige Geschichte. Einige französische gefangene Generale, unter ihnen General Puthod, und viele französische Staabsofficiere waren in Reichenbach zurückgeblieben. Diese hatten von der für uns unglücklich ausgefallenen Schlacht vor Dresden Wind bekommen, und fingen an lose Reden zu führen, und auf die Thürme und Dächer zu klettern, um zu sehen, ob ihre siegreichen Heere nicht heran marschieren: denn davon hatten sie gemunkelt, daß diese, ihren Napoleon an der Spitze, bald wieder in Schlesien seyn würden. Auch waren sie nach der wälschen Art, wie sie ist, wenn man ihr nicht den Daumen auf dem Auge hält, gegen die deutsche vergessende Gutmüthigkeit bald übermüthig geworden, und hatten in den Häusern schier auf die besten Zimmer als die ihnen behaglichen und gebührenden Quartiere Anspruch gemacht, ja ei-

genmächtig und wie mit Drohung gegen die Bewohner Reichenbachs angefangen ſich hin und wieder umzuquartieren. Da gingen wir, der Graf und ich, einmal zu dem evangeliſchen Oberpaſtor Tiede, einem gebornen Pommer aus Paſewalk, in deſſen Hauſe der Miniſter Stein gewohnt hatte. Dieſer Herr Paſtor fing nun an vor dem Grafen über den wälſchen Übermuth zu klagen und namentlich über den bei ihm einquartierten General Puthod, und wiederholte ungefähr das Obengeſagte, und wie der Schluß immer ſey, Napoleon würde uns die kurzen Vortheile bald mit doppelten Zinſen zurückzahlen und in wenigen Wochen wieder an der Oder und Weichſel als Sieger gebieten. Bei dieſen Worten erzürnte ſich mein Graf, und ſchalt ihn: „Schämt Euch! Ihr „dicker ſtarker Pommer, ſolltet doch wiſſen, wie man unter ſol„chen Umſtänden mit ſolchen Kerlen umgehen muß — das Haus„recht! wofür wachſen denn Stöcke und Hanf?“ Und er drückte den Hut auf den Kopf, und ging eilig mit mir von dannen, und grüßte den General Puthod, der uns auf dem Markte begegnete und zuerſt den Gruß bot, nicht einmal wieder. Ich ging auf mein Zimmer, ſah aber nach einem Viertelſtündchen meinen Grafen in voller Kammerherrnuniform, Blau mit Gold, einen Degen an der Seite und Piſtolen in den Taſchen eilends aus der Thür über den Markt in das Kommandantſchaftshaus eilen, wo der preußiſche Kommandant Oberſt Graf Luſi ſeinen Sitz hatte. Er kam bald wieder, und wir ſetzten uns zum Thee. „Ich habe jenem „spazzacammino (der Graf war von piemonteſiſcher Art) die „Dauben aufgetrieben, und ihn Pulver merken laſſen; den könnte „ich mit meinen Landſtürmern allenfalls noch überwältigen; er „ſcheint mir auch die Franzoſen im Leibe zu haben, daß ſie wie„derkommen könnten — ſie ſollen alle fort!“ Dieſe letzten Worte ſprach er gar kecklich aus — und kaum waren einige Stunden ver-

gangen, so fuhren Wägen und Karren genug auf, und General und Officier ward drauf gepackt und tiefer in Oberschlesien hinauf fortgerutscht.

So war mein Graf, so war mein mitten im brennenden Kriege einmal wieder still gewordenes Leben in seiner freundlichen und tapfern Nähe recht vergnüglich. Er ist mir ein treuer Freund geblieben, auch in den späteren Jahren, auch als es mehr um mich zu stürmen anfing, und sein Andenken muß mir heilig seyn. Ich habe ihm ohne meine Schuld Mühe gemacht. Dieser feine und helle Mann hatte eine eigenthümliche fast hamannische Ader und streute in der Rede und in Briefen nach allen Seiten hin Blitzfunken aus, die nicht immer die Wolken zeigten, woraus sie hervorgeschossen, dunkle oft wunderbar gestaltete oder verhüllte Bilder und Gleichnisse, wie Leben, Lesen und Einfall des Augenblicks sie ihm eben gaben. Zu seinen Worten, die immer in möglichster Kürze zusammengepreßt und nach allen Ecken mit mehreren Gesichtern ausgeschliffen waren, mußte man seine Miene und Gebärde haben, um zu empfinden, was sie bedeuteten. Spiele aber und Anspiele des Witzes zu unterdrücken war einem solchen Manne platt unmöglich. Er ist wegen Briefe, die man bei mir gefunden, mit in meine Demagogie verwickelt worden, d. h. er ist befragt worden, aber auf das leichteste.

Nach der Leipziger Schlacht hieß mein Herr mich nach Leipzig zu sich kommen. Da fand ich nun auch meinen Friedrich Albert Eichhorn und den Obersten Rühle von Lilienstern und Reil, der als Oberhaupt über den Jammer der vielen Lazarethe gestellt war. Er war dem Anschein nach frisch und gesund, sagte uns aber, er trage das Verderben in sich, habe es in Berlin aus dem Munde eines sterbenden Freundes eingehaucht bekommen, und könne es durch kein Mittel austreiben; es liege ihm wie Blei in den Kno-

chen. Ach! nur zu wahr! Er ging nach Halle, die Vermälung seiner liebenswürdigsten ältesten Tochter mit meinem lieben Ernst von Scheele zu feiern — und in wenigen Tagen war er nicht mehr. Das war ein prächtiger Mensch voll überschäumender Kraft und Leidenschaft, der von seinem Feuer Hunderten hätte abgeben können, und immer noch genug übrig behalten hätte.

Im November zogen Herrscher und Heere und auch die Verwaltung des Herrn vom Stein in Frankfurt ein. Ich blieb noch in Leipzig. Hier war ein kleines Bild von Wilna, nur mit dem Unterschiede, daß die Stadt nicht verwüstet worden, und daß hier deutsche Menschen lebten. Es lagen 30,000 Kranke und Verwundete in Lazarethen, Freunde und Feinde; die Leichenwägen knarrten auch hier täglich durch die Straßen, und viele der Einwohner wurden mit von den Seuchen fortgerafft. Doch ermüdete hier die Menschlichkeit und Wohlthätigkeit nimmer, und die Leipziger vergaßen die Ängsten und Nöthen und sich selbst, und halfen und retteten, so viel sie konnten. Das war auch Deutschland, und das allerbeste Deutschland.

Ich besorgte hier Kleinigkeiten und ließ kleine Flugschriften ausfliegen. An einer derselben erlebte ich Freude, an dem Schriftchen: Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze. Sie gefiel, und scheint mir noch heute eine wohl gefaßte Schrift. Natürlich waren die meisten jener kleinen Schriften, im Strudel der Menschen und Geschäfte geboren, wo man auch das rechte Handwerksgeräth selten zur Hand haben konnte, wirklich nichts weiter als fliegende und mit den Winden hinfliegende Blätter. Diese trug mir offenes Lob von dem preußischen Staatskanzler Fürsten Hardenberg ein und Antrag und Versprechen für den preußischen Staatsdienst.

Gleich nach Weihnachten ging ich auch nach Frankfurt am

Main, eine böse Straße im Winter über den Inselberg nach Schmalkalden, und von da über Würzburg und Aschaffenburg längs dem Main. Denn auf der gewöhnlichen Straße über Fulda war damals wegen Mangel an Pferden gar nicht fortzukommen. Auf der Spitze des Thüringer Waldes stürzte ich auf dem spiegelglatten Schnee- und Eis-Wege mit Pferden und Wagen auf eine fürchterliche Weise kopfüber, kam aber mit einer tüchtigen Beule und einem wacklichen Zahn davon. In der alten heiligen Reichs- und Krönungs-Stadt fand ich die Stimmung und Ansicht der Guten und Gescheidten so, daß ich mit ihnen nicht zu hadern brauchte. Alles war über die geheimen Punkte des bekannten Vertrags von Ried betroffen worden. Die meisten deutschen Menschen wünschten damals größere Stärkung und Mehrung der Hauptmächte Deutschlands und also ad modum Napoleonis Einziehung mehrerer geringerer Herrschaften. Sie begriffen auch nicht, wie man mit den nothwendigen Entschädigungen fertig werden, oder vielmehr, woher man sie nehmen wolle, wenn Napoleons Werk in Deutschland unverrückt stehen bleiben sollte, zumal bei den Friedensanerbietungen, die man selbst nach der gewaltigen Hunnenschlacht bei Leipzig dem Niedergelegten noch machte. Er hatte nämlich bei seiner Flucht eines seiner diplomatischen enfans perdus, den Grafen St. Aignan, zurückbleiben und sich fangen lassen, um durch ihn auf den Busch zu klopfen. Schon zitterten wieder viele treue Herzen, der Teufel werde sein Spiel haben und man werde den Fuchs wieder durchschlüpfen lassen. Aber wie viel man ihm auch erbot, selbst auf die Gefahr, vergeblich gesiegt zu haben, er konnte und wollte sich sein ganzes Unglück selbst noch nicht klar machen, und sein zerknirschter Stolz wollte sich noch nicht beugen. Folgende Erklärung, die einer amtlichen Erklärung von Seiten der erhabenen Herrscher ähnlich

sah, hatte man damals den 1. December in Frankfurt mit einer Art Verwunderung in deutscher und französischer Sprache gedruckt gelesen:

„Erklärung.

„Die französische Regierung hat kürzlich eine neue Aushebung „von 300,000 Mann aufzubieten beschlossen. Die Beweggründe „dieses Senatuskonsults sind eine Aufforderung an die verbünde„ten Mächte, noch einmal im Angesicht der Welt die Absichten, „welche sie im gegenwärtigen Kriege leiten, die Grundsätze, auf „welchen ihr Benehmen beruht, ihre Wünsche und ihre Entschlüsse „bekannt zu machen. Nicht gegen Frankreich, sondern gegen jene „laut verkündete Übermacht, welche der Kaiser Napoleon zum „Unglück Europas und Frankreichs nur allzulange außerhalb der „Gränzen seines Reichs ausgeübt hat, führen die verbündeten „Mächte Krieg. Der Sieg hat die verbündeten Heere an den „Rhein geführt. Der erste Gebrauch, den auch hier die Kaiser„lichen und Königlichen Majestäten von dem Siege machten, war „Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen den Frieden anzubieten. „Die neue und verstärkte Kraft, welche sie durch den Beitritt aller „Herrscher und Fürsten Deutschlands erhalten haben, hat keinen „Einfluß auf die Bedingungen des Friedens gehabt. Diese sind „eben so wohl auf die Unabhängigkeit des französischen Reichs als „auf die Unabhängigkeit der übrigen Staaten Europas gegründet. „Die Absichten der verbündeten Mächte sind gerecht in ihrem Ziele, „großmüthig und edelmüthig in ihrer Anwendung, beruhigend für „alle, ehrenvoll für jeden. Die verbündeten Monarchen „wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich „sey, weil die französische Macht groß und stark eine „der Hauptgrundlagen des europäischen Staatsgebäu„des ist. Sie wünschen, daß Frankreich glücklich sey, daß der

„französische Handel wieder auflebe, daß Künste und Wissen„schaften, diese Wohlthaten des Friedens, wieder aufblühen, „weil ein großes Volk nur dann ruhig seyn kann, wenn es „glücklich ist. Die verbündeten Mächte bestätigen dem franzö„sischen Reiche eine Ausdehnung des Gebiets, wie Frankreich „sie nimmer unter seinen Königen hatte, weil eine tapfere Nation „deswegen nicht herabsinkt, daß sie nun in einem hartnäckigen „und blutigen Kampfe, in welchem sie mit gewohnter Tapferkeit „gefochten hat, auch Unfälle erlitten. Aber auch die verbündeten „Mächte wollen frei, glücklich und ruhig seyn. Sie wollen „einen Zustand des Friedens, der durch eine weise Vertheilung der „Macht, durch ein billiges Gleichgewicht ihre Völker künftighin „vor den zahllosen Leiden bewahre, welche seit zwanzig Jahren „auf Europa lasteten. Die verbündeten Mächte werden die Waf„fen nicht niederlegen, ohne diesen großen und wohlthätigen „Zweck, dieses edle Ziel ihrer Anstrengungen, erreicht zu haben. „Sie werden die Waffen nicht niederlegen, bevor der politische „Zustand Europas nicht von neuem befestigt seyn wird, bevor „nicht unwandelbare Grundsätze über eitle Anmaaßungen den Sieg „davon getragen, bevor nicht endlich heilige Verträge Europa den „wahren Frieden versichert haben werden."

In dieser merkwürdigen Erklärung war nicht allein zu den Franzosen gesprochen; es war auch, und gar nicht schräge und seitwärts, zu den Deutschen nicht allein gewinkt, sondern auch gesprochen. Sie konnten nach den Verhöhnungen und Schändungen so vieler Jahre, nach den blutig erschöpfenden Anstrengungen und Arbeiten der letzten beiden Jahre sich billig ein wenig verwundern, hier in dieser Erklärung die Gründe nicht etwas besser belegt zu finden, warum die Franzosen zum Glück und Heil Europas denn so groß, mächtig und glücklich

seyn müßten. Sie hatten von dieser Macht und Größe nun seit drei bösen Jahrhunderten nichts als Trug und Hinterlist und Schmach und Verderben erfahren; sie konnten sich billig wundern, warum bei ihnen, dem Herzenskern des Welttheils, dem Mittelpunkt, der von Gott bestimmt scheint, die Streitenden, welche von Westen und Osten gegen einander anlaufen wollen, aus einander zu halten, nimmer von der Nothwendigkeit von Macht, Glück und Größe die Rede sey.

So glücklich war es denn durch Gott wieder gerathen, daß Napoleon sich gesträubt hatte, und daß die Heere der Verbündeten endlich über den Rhein gegangen waren. Endlich waren sie einmal in das Land eingerückt, das alle Wälsche unter dem Titel das schöne und ruhmvolle Frankreich gleichsam als ein heiliges und unantastbares, als den Sitz aller Kunst, Wissenschaft, Bildung und Schönheit den andern Europäern, den Barbaren mögte man sagen, darzustellen pflegten. Diese Feinen und Feinsten mußten sich nun einmal gefallen lassen, dieses Land nicht allein von den Deutschen, Ungern und Russen, sondern von Kosacken, Kalmücken und Baschkiren, deren Rosse aus der Wolga und dem Oby getrunken, bestampfen zu lassen. Doch gingen in Mitten der Züge und Gefechte die Unterhandlungen mit Napoleon immer noch fort, und wurden den 3. Februar des Jahrs 1814 zu Chatillon wieder neu eröffnet. Wir diesseits des Rheins zitterten daher immer noch vor bösen Friedensnachrichten; kleine Wechselfälle der Schlachten erschreckten uns nicht, sondern wir fürchteten die wälschen Fuchslisten, und ob es ihnen nicht gelingen würde, das Gewebe, welches Liebe und Eintracht jetzt glücklich und fest um die Monarchen geschlungen zu haben schien, irgendwie und irgendwo zu lockern. Aber gottlob Napoleon ward durch einzelne kleine Erfolge zu neuen Hoffnungen verleitet, und die

Herrscher konnten immer klarer erblicken, daß er durch Unterhandlungen nur hinzuhalten und Zeit zu gewinnen suchte. Aber das Beste war, daß die Friedensbedingungen nun immer härter gestellt wurden, und daß nicht bloß mehr sein Stolz, sondern vielleicht auch seine Sicherheit auf das Spiel gesetzt ward, wenn er durch irgend ungewöhnliche Zugeständnisse, z. B. durch Übergebung und Besetzung der Hauptfesten und Schlüssel Frankreichs (Mainz, Antwerpen, Lille, Metz, Strasburg), sich besiegt und entwaffnet bekennen mußte. Zwar schrieen die Franzosen, als das Unglück und die Noth, welche ihr Übermuth so viele Jahre über die Nachbarn gebracht hatte, nun an ihre Thore klopfte, Frieden! Frieden!, aber Napoleon kannte sein Volk. Wie sie ihre Unthaten und Grausamkeiten gegen andere Völker zuletzt alle auf ihn zusammenwarfen, so würden sie ihre Demüthigung als seine einzige Verschuldung auf ihn abgelagert haben — und ein Emporkömmling ist dem nicht so gewachsen, als ein Fürst aus altem Königsstamm. Er hat selbst später bekannt: Ich hätte anders herrschen und Anderes wagen können, wenn ich mein Enkel gewesen wäre.

Also beide Stolz und Eigensucht retteten diesmal Europa. Er hat sich übrigens im Januar dieses Jahrs 1814 prächtig ausgesprochen, als im französischen Unterhause, was sie damals le Corps législatif nannten, Lainé und Raynouard endlich gewagt hatten, über das für Frankreich gefährlich fortgesetzte Würfelspiel des Kriegs frei den Mund zu öffnen, und als diese Mundöffnung in die Addresse jenes Unterhauses an Napoleon überging. Das kam ihm, vor welchem alles nun zehen Jahre und länger im Staube gekrochen war, ganz ungewohnt; er ergrimmte und jagte sie aus einander, und antwortete aus seinem Zorn in seiner Weise so schön, daß diese karakteristische Antwort hier stehen muß.

„Ich habe den Abdruck Eurer Addreſſe verboten; ſie war „aufrühreriſch. Elf Zwölftel des geſetzgebenden Körpers beſtehen „aus guten Bürgern; ich kenne ſie und habe Achtung für ſie. „Das letzte Zwölftel enthält Ränkeſchmiede oder ſchlechte Bürger, „und Eure Kommiſſion befindet ſich unter dieſer Zahl. Lainé iſt „ein Verräther, welcher durch Vermittelung des Deſeze mit dem „Prinz Regenten briefwechſelt. Ich weiß es, ich habe Beweiſe „davon. Die vier andern ſind Rottenſüchtige. Dieſes Zwölftel „beſteht aus Leuten, welche die Anarchie wollen und den Giron- „diſten ähnlich ſind. Wohin hat ein ſolches Betragen Vergniaud „und die andern Häupter gebracht? Auf die Henkerbühne. Nicht „in dieſem Augenblicke, wo man den Feind von unſern Gränzen „vertreiben muß, ſoll man von mir eine Änderung in der Verfaſ- „ſung verlangen. Man muß das Beiſpiel vom Elſaß, der Graf- „ſchaft Burgund und der Vogeſen nachahmen. Dort wenden die „Einwohner ſich an mich, um Waffen zu erhalten, und daß ich „ihnen Anführer für die Freiſchaaren zukommen laſſen ſoll. Auch „habe ich Adjutanten hingeſchickt. Ihr ſeid nicht Stell- „vertreter der Nation, ſondern Sendeboten der „Departemente. Ich habe Euch verſammelt, um Troſt von „Euch zu erhalten; nicht daß es mir an Muth fehlte, ſondern ich „hoffte, der geſetzgebende Körper würde mir denſelben noch ver- „mehren. Statt deſſen hat er mich getäuſcht; ſtatt des Guten, „was ich von ihm erwartete, hat er Schaden gethan: kleinen „Schaden zwar, indeſſen nur darum, weil er keinen großen thun „konnte. Ihr ſucht in Eurer Addreſſe den Herrſcher „von der Nation zu trennen. Ich allein bin der „wahre Stellvertreter des Volks; und wer von „Euch vermögte wohl dieſe Laſt auf ſich zu nehmen? „Der Thron iſt nur ein Ding von Holz mit Sam-

„met überzogen. Ich allein bin der wahre Stell-
„vertreter des Volks. Wenn ich mich nach Euch richten
„wollte, so würde ich dem Feinde mehr abtreten, als er selbst
„von mir verlangt. In einem Vierteljahr sollt Ihr Frieden ha-
„ben oder ich will untergehen. Allein gegenwärtig muß man
„Kraft zeigen. Ich werde die Feinde aufsuchen und wir werden
„sie schlagen. Der Augenblick, in welchem Hüningen bombardirt
„und Befort angegriffen wird, ist nicht der rechte, um über die
„Verfassung des Reichs und den Misbrauch der Staatsgewalt
„Klagen zu führen. Der gesetzgebende Körper macht nur einen
„Theil des Staats aus; er kommt nicht einmal mit dem Senat
„und dem Staatsrath in Vergleichung. Ich stehe darum an der
„Spitze der Nation, weil Euch die dermalige Staatsverfassung so
„recht ist. Sollte Frankreich eine andere Verfassung verlangen,
„welche mir nicht recht wäre, so würde ich sagen: sucht Euch ei-
„nen andern Herrscher. Die Feinde sind gegen mich noch mehr
„als gegen Frankreich erbittert; allein soll ich mir darum die Zer-
„stückelung des Reichs erlauben? Opfere ich nicht meinen Stolz
„und mein Selbstgefühl auf, um Frieden zu erlangen? Ja, ich
„bin stolz, weil ich Muth besitze, ich bin stolz, weil ich große
„Dinge für Frankreich gethan habe. Eure Addresse ist mein und
„des gesetzgebenden Körpers unwürdig, und ich werde sie dereinst
„drucken lassen, um den gesetzgebenden Körper und die Nation zu
„beschämen. Kehrt in Eure Heimath zurück. Selbst vorausge-
„setzt, ich hätte Unrecht, steht es Euch nicht zu, mir darüber Vor-
„würfe zu machen. Übrigens bedarf Frankreich mein mehr, als
„ich Frankreichs bedarf."

Die Verbündeten kamen nach blutigen Schlachten nach Pa-
ris; Napoleon ward entthront, und ließ sich ganz zahm nach der
Insel Elba abführen; die Bourbons bestiegen den Thron ihrer

Väter. Was soll ich, was alle Deutsche damals empfunden haben, was alle wissen, hier weiter berühren? Talleyrand war sogleich voran da, und nahm den Kaiser Alexander in Empfang; ja er nahm ihn gefangen, er nicht allein, sondern die Franzosen, sondern die Pariser. Wie knirschten die preußischen Krieger, wie die Östreicher, daß sie vor den Thoren und in den Straßen von Paris hungern und dursten mußten, daß ihnen nicht einmal Quartier vergönnt ward in dieser Hauptstadt der gesitteten Welt, wie die Wälschen sie nennen, sie, die Berlin und Wien und die grausam und hinterlistig berechneten Mishandlungen so vieler Jahre fühlten! Doch sollen wir nicht vergessen, daß wir es vorzüglich Alexanders Beharrlichkeit verdankten, daß wir nach Paris kamen. Durch ihn haben wir Paris erobert, aber so wie er in ihre Thore einritt, hatte Paris ihn schon erobert. Frankreich behielt den Raub der Länder und leistete auch nicht die geringste Entschädigung und Vergütung; doch brannte es die Hoffart tief, daß sie die meisten Eroberungen und Einziehungen wieder herausgeben mußten. Dies ist das Glück der Wälschen, der allgemeine Gebrauch ihrer Sprache als einer Weltsprache und was sich an diesen Gebrauch bei allen Verhandlungen von Vortheilen und Hülfsmitteln knüpft, und was durch die Erziehung und Unterweisung in derselben fast als Sitte und Art zu ihrer Gunst in die Gemüther sich einschleicht ja einschmeichelt. Kaiser Alexander, wenn man ihn nicht als Russen betrachtet, war sowohl von Vater als Mutter her fast ein deutscher Fürst; die Deutschen sind es vor allen andern europäischen Völkern, welche das Russische Volk zur europäischen Bildung mit emporgehoben und aus dem Groben gearbeitet haben; er hatte mehr als eine Million deutscher Unterthanen — aber der Czar war erzogen, als wenn er künftig Franzosen beherrschen sollte; sein Lehrer und Meister war ein schwei-

frischer Wälsche. Dieser Talleyrand und was ihn in Paris sogleich umfloß, ja überschwemmte, flüsterten ihm zu: „Gnade! „Gnade! und Huld den Franzosen gegenüber! sie sind die Über„lieferer der Geschichte für künftige Geschlechter; haben Alexander „von Macedonien und Rom Ilium geehrt und geschont wegen „Homers, so schone und ehre Du Paris wegen des gebildetsten „und wissenschaftlichsten Volks, ohne welches wir alle noch Bar„baren seyn würden."

Ich war den ganzen Winter in Frankfurt geblieben und dann nach Koblenz gegangen, weil der Minister meinte, ich könne in der Verwaltung des Mittelrheins unter Gruner irgendwie eine schickliche Anstellung finden. Daraus ward aber nichts, weil diese Verwaltung sich nach dem Pariser Frieden bald in verschiedene Theile auflöste, und ganz anders gestaltete, als anfangs die Meinung gewesen war. Einen Theil des Sommers und Herbstes benutzte ich, die Rheinischen Lande, worüber und wodurch ich bisher nur hingeflogen und durchgeflogen war, näher zu erkunden. Ich sah den Oberrhein, ich sah Strasburg ein paar Mal, versteht sich im strengsten incognito: Welches Land! welche Stadt! und wir haben sie nicht wiedergenommen und behalten? Aber, sagt man, sie würden sich schwer zu uns gefügt haben? Freilich, nicht so bald; aber muß sich denn nicht alles gewöhnen? haben die übrigen Rheinlande, die freilich nur zwölf bis funfzehn Jahre von den Franzosen besetzt oder beherrscht waren, sich nicht gewissermaaßen auch wieder an Deutschland und an ihre deutschen Brüder gewöhnen müssen? Elsaß ist dem größten Theile nach hundertfunfzig ja beinahe zweihundert Jahre mit Frankreich vereinigt. Noch bis heute herrscht die Sprache und Sitte Teuts bei ihnen; doch empfinden wenige von ihnen, was sie verloren haben, daß sie nicht ganz mit den Pulsadern des ganzen großen deutschen

Volks ihr Leben pulsiren fühlen. Das ist die geistige Weltverkehrung, wenn ein Volk von einem größeren fremdartigen Volke beherrscht wird, daß die Elemente seines eigenen innersten Lebens sich matter regen und schlechter entwickeln, und daß es sich die Elemente der fremdartigen Nation nur kümmerlich aneignen kann. Wird und kann ein deutscher Elsasser jemals im französischen Wesen und Geist ein Mann des ersten Ranges in der französischen Monarchie werden? Ich zweifle. — Aber, sagt man ferner, man wollte den Revolutionsgeist in Frankreich tödten, man wollte die Franzosen befrieden, beruhigen — und wie würde man sie erbittert haben, wenn man ihnen das Elsaß und alles, was diesseits des Ardennenkamms liegt, abgenommen hätte! O! O! meint ihr, sie seyen uns Deutschen dankbar für unsre Blödigkeit zuzugreifen? sie seyen nicht erbittert, daß sie endlich die verdiente Staupe gekriegt haben? Wo ist der Franzose, der nicht flucht, daß die Leute in Antwerpen, Köln und Mainz vor ihm als dem Herrn den Hut nicht abnehmen müssen? wo ist von Chateaubriand bis de la Martine, bis auf den dümmsten Korporal ein Franzose, der nicht sagte: „aber der Rhein das ist Frankreichs „natürliche Gränze; was diesseits des Rheins liegt, „das ist Frankreich, das muß bei der ersten besten „Gelegenheit wiedergenommen werden?" O mit welchen Gefühlen, mit welchen Gefühlen von Wonne und Weh über all diese Schönheit und Herrlichkeit, und daß diese nicht wieder unser geworden sind, bin ich in Strasburg auf dem hohen Münster gestanden, und habe im Osten den Schwarzwald, im Süden den Jura, im Westen den Vogesus vor mir sich bläuen sehen! Eine herrliche Stadt, und die Menschen darin wie deutsch noch! wie leicht erkenntlich die ächte schlichte deutsche Art von der mehr verzierten und beweglichen wälschen! und welche schönen

kräftigen Baurengeschlechter in diesem herrlichen Rheinthal! Es sind Alemannen — die Heftigkeit, der Ungestüm der Leidenschaften, der kurze gestoßene Accent in der Sprache, die Fülle der Herzigkeit und Gradheit, ja selbst die Grobheit sagt es. Dieser Stamm, freilich hin und wieder mit andern Stämmen durchschossen und etwas verdünnt, läuft nach meiner Überzeugung, wenn ich die Sprache, noch mehr, wenn ich die Sitten und Gestalten der Menschen erwäge, über den Hundsrück und die Mosel hinaus bis in die Eifel, und östlich bis an's Maifeld bei Andernach; so daß es an einigen Stellen nicht fern von der Aar abbricht. Weiter gegen Westen wird die Sprache auf jede fünf Meilen hin immer träger, tonloser und plattdeutscher. Der Bauer um Köln, der im Jülicher, Klever, Limburger Lande, ja der in Brabant und Flandern spricht mit kleinen Abweichungen im Grunde denselben Dialekt, wenigstens nicht abweichender, als in Norddeutschland der Braunschweiger, Holsteiner, Pommer und Brandenburger von einander abweichen. Das Facit: dies sind größtentheils Franken. In diesen Landen waren die Sitze der ripuarischen und salischen Franken; sie sind nicht ausgewandert; ihre Fürsten haben nur mit ihrem freiwilligen Gefolge Gallien erobert — wie sollten sie auch so herrliches, von den prächtigsten Strömen bewässertes, mit jedem Naturreichthum und seltenster Fruchtbarkeit begabtes und gesegnetes Land für ein schlechteres verlassen haben? Und wer hätte ihnen, wären sie mit Mann und Maus ausgezogen, nachrücken sollen und die von ihnen verlassenen Lande besetzen? Etwa die Sachsen, ihre Erbfeinde? Wir wissen, nichts Desgleichen ist geschehen. Ihre Eroberung Galliens fällt in eine geschichtlich beleuchtete Zeit. Und es blieb das deutsche Frankreich, Austrasien genannt, noch vier Jahrhunderte die Kraft und Macht ihres Reichs. Aber mit den Sachsen, welche

nachher ihre grimmigsten Feinde hießen, sind sie verwandt gewesen, sehr nahe verwandt. Das zeigt bis auf den heutigen Tag ihre ganze Art und Sprache. Waren die Franken ursprünglich ein besonderer Stamm? Ich glaube es nicht. Der Name Franke ist als Bundesname entstanden; die Masse, woraus das Frankenvolk gebildet worden, muß aus sächsischen Völkerschaften zusammengeballt seyn — es werden ja auch in der Römischen Kaisergeschichte des dritten, vierten Jahrhunderts in den Kriegen der Römer am linken Rheinufer viele sächsische Völkerschaften genannt in eben der Gegend, wo die Stärke der Franken wohnte. Die wohnte aber in den Gauen zwischen Mosel und Maas und jenseits der Maas bis an die Gränzen der Friesen, die mehr in den Marschlanden längs des Meers und um den Süderse von dem Ausfluß der Maas an bis über die Elbe hinaus und bis in die Cimbrische Halbinsel hinein saßen. Auch in den Schilderungen, welche Freund und Feind vom vierten bis neunten Jahrhundert von ihnen entwerfen, werden Sachsen und Franken in vielen Beziehungen ähnlich gezeichnet: Hartnäckigkeit, Wildheit, ja Grausamkeit und eine fürchterliche Gräulichkeit hatten nach allen Beschreibungen die Franken in jenen Tagen vielleicht vor den Sachsen voraus. Ihnen gegenüber erschienen die Gothen und Longobarden viel menschlicher, milder und ritterlicher. Wenigstens der Franke in Gallien ward, von dem verdorbenen, verknechteten und romanisirten Gallier angesteckt, bald eben so listig und treulos als tapfer und grausam.

Welche glückliche ja welche selige Augenblicke habe ich bei jenen Streifzügen und Durchflügen durch die Lande durchlebt! wie viele edle deutsche Menschen, damals alle von der Gluth unendlicher Hoffnungen durchhaucht, sind mir begegnet! in Worms und Speier, in Baden, im Schwarzwald, selbst im Elsaß begegnet!

Schon in Frankfurt hatte ich Elsasser getroffen — ich traf durch ihre Anweisungen ihnen ähnliche in Strasburg — welche sagten: „Wir sind Deutsche, und viele von uns mögten wieder deutsch „werden, aber uns mit einem kleinen Fürstenthum zusammen„löthen das würde nicht halten; schafft etwas Größeres, sonst „bleiben wir lieber, wie wir sind." Ich kam nach Köln, nach Düsseldorf, sah Friedrich Jacobis wackern Sohn Georg in dem großväterlichen Pempelfort; ich kam in die Berge, ja recht in die Berge des Herzogthums Berg. Hier lächerte mir's, als ich fast alles auf Pferderücken erblickte. Das kam mir fast vor wie in dem schwedischen Jemtland. Wie mag es hier galoppirt haben, als noch gar keine geschüttete Straßen hier waren, als man kaum auf zwei, geschweige auf vier, Rädern durch die Bergrisse und Thalgeklüfte gelangen konnte! Es lächerte mir's wegen einer philologischen Schnurre, die ich in einem Kommentar über Tacitus Germanien irgendwo gelesen habe: die Tenkterer, welche Tacitus in dieser Gegend als vortreffliche Reiter gemeldet, sollten ihren Namen von dem Trompetenton Tenk Ter, Tenk, Tenk erhalten haben, grade wie ein Römer der blutigsten Feldschlacht, welche Germanikus und Arminius an der Weser mit einander hielten, den Namen die Schlacht bei Idistavisus gegeben haben soll, indem er von einem Deutschen et is a Wise auf seine Frage nach dem Namen der Stelle zur Antwort bekommen habe. Ich kam in den Bergen von Elberfeld über Solingen nach Remscheid, nicht zu Roß noch zu Wagen, sondern zu Fuß, mit einem Wegweiser von Elberfeld, der mein Gepäck trug. Jahn war mit mir, der Obermeister der Turner, so jung noch, daß er in Greifswald mein Zuhörer gewesen; er war mit mir von Koblenz, wo ich ihn traf, Rheinabwärts gezogen. Wir kehrten in Ehringhausen in einem Patriarchenhause ein, wo ich von jenem Tage an

nun seit einem Vierteljahrhundert Einkehr gehalten habe und Einkehr halten werde, bis der Tod mir die Augen vernebelt. In Remscheid, Ehringhausen und ringsum wohnen mehrere Männer des Namens Hasenclever. Hier in Ehringhausen wohnten damals drei Brüder — der älteste, Bernhard, ist seitdem heimgegangen — Bernhard, David und Josua. Weil das Alte Testament in den Namen so vorherrschte und auch wohl wegen der treuen patriarchalischen Hausssitten habe ich meinen lieben freundlichen Freund Bernhard ganz unbewußt, bis ich mich eines Bessern besann, oft Abraham genannt. So stämpelte ich ihn, was er in der That war, zu einem rechten frommen Patriarchenpapa. Dies war ein ächtes deutsches Geschlecht, welchem in jenem Tagen des Siegs und der Freiheit das Herz hoch in die Brust hinaufschlug. Meinen David hatte ich im Winter schon in Frankfurt gesehen. Er war damals Feldhauptmann der Tenkterer in den Bergen, des Landsturms nämlich. Seine Frau eine edle Frankfurterin, Georg Schlossers würdige Tochter. Wer verehrte eine solche Frau nicht gern als Königin David? Mit diesen und mit ihnen ähnlichen Menschen war es eine Lust zu leben und von ihnen über Land, Art, Sitte der Menschen sich Auskunft und Kenntniß zu holen. Der Landsturm meines Königs David würde, wenn die Noth bis an ihn gekommen wäre, wohl feuerfester gestanden seyn, als die Webergesellen meines lieben Grafen Geßler. Diese mannhaften und kernigten Tenkterer, gewohnt das Eisen durch Feuer zu bändigen, würden im Feuersprützen und Schlachtenhämmern gleichsam in ihrem Element gewesen seyn. Auch hatte sich hier in den Bergen begeben, daß bei den Gerüchten von den französischen Niederlagen in Rußland und Polen hier Viele in zu frühem Aufstand sich erhoben hatten; was mehreren Jünglingen Verderben gebracht.

Um die Mitte des Monats Junius dieſes Jahrs 1814 war der Miniſter vom Stein aus Paris nach Frankfurt zurückgekommen, wo er ungefähr ſechs bis acht Wochen weilte. Acht Tage lang ſahen wir dort den für Deutſchland begeiſterten Kronprinzen von Baiern in dem Steinſchen Garten vor dem Eſchenheimer Thor faſt immer die Abende bei'm Theetiſch. Dort ſah ich auch zuerſt den Fürſten von Hardenberg, der mir ſeine früheren Verſprechungen wiederholte und mir ſeit dieſem Herbſt das Gehalt, das ich bisher aus der Kaſſe der Centralverwaltung genoſſen hatte, bis zu meiner ordentlichen Anſtellung im preußiſchen Staate bewilligte. Von Frankfurt ging Stein auf ſeine Güter in Naſſau. Dort war ich im Auguſt einige Tage. Es war ein prächtiges Leben dort, vorzüglich durch eine edle Frau, welche ich wiederſah und jetzt erſt recht kennen lernte. Dies war ſeine ältere Schweſter, Fräulein vom Stein, damals Priorin des Freien Adlichen Fräuleinſtifts zu Homberg in Heſſen. Ich hatte ſie im Frühling ſchon kennen gelernt auf einer Landreiſe von Frankfurt nach Koblenz, wo ich ſie in Dietz traf. Das war ein Menſch! ſo pflegte die ſelige Doktorin Lübecke in Stockholm, eine tapfre Schwabin aus Augsburg immer auszurufen, wenn ſie jemand beſonders loben wollte. Ja das war ein Menſch! ein ganz kleines, feines, etwas verwachſenes Perſönchen, ſchon über ſechszig Jahr alt, mit einem ſchneeweißen Köpfchen. Aber ihr Geſichtchen war leuchtend, und die ſchönſten blauen Augen funkelten als Sterne darin. Man mogte ſagen, ſie war ganz das Ebenbild ihres Bruders des Miniſters, daſſelbe Geſicht, dieſelben Züge, nur alles feiner und kürzer, alles beſonnener und milder, wie das Weib neben dem Manne ſeyn ſoll; dieſelbe Kürze und Gewandtheit in der Rede, derſelbe unbewußte Witz, faſt noch mehr Geiſt. Doch bei dem Worte Geiſt erſchrecke ich, weil ſich

darunter oft ein Bastard- oder gar ein Kastraten-Geschlecht versteckt, wovon ich eben nicht viel halte. Weiber haben mehr Klarheit, haben mehr Besonnenheit, und, wenn sie wirklich Geist haben, leicht mehr Bestimmtheit und Spitzigkeit als Männer. Vielleicht hatte sie wirklich mehr Geist als ihr Bruder; aber was Herr von Varnhagen auch sagen mag, welcher in ihm keinen Geist bemerkt haben will, ich denke, er hatte davon, und zwar solcher Art, wovon er manchen spitzigen und spitzelnden armen Sündern zur Genüge hätte abgeben können, ohne daß er darum daran verarmt wäre. Es giebt aber Viele, welche die Kraft und Einfalt, wodurch der Geist in einem großen Karakter untergeht und sich in Muth und Demuth und Glauben versenkend selbst unscheinbar wird, aber den rechten Männerstahl der Tugend und Thatkraft macht, nimmer begreifen können. Es heißt im Sprichwort fulmine, non grandine, wie soll aber ein sogenannter geistreicher armer Teufel begreifen, daß man mit einem tüchtigen Keulenkopf viel wirksamer schlägt und trifft, als wenn man ihn in hundert kleine Speerspitzen ausgeschnitzelt hätte? Kurz, sie war geistreich, sie war aber auch kenntnißreich und gelehrt, und wußte die vaterländische Geschichte und die alten deutschen Ordnungen und Verfassungen nicht bloß auf dem Nagel sondern im Herzen. Rührend war es, wie sie neben dem Bruder stand, und wie die reißende Gewalt seiner Lebendigkeit allein vor ihr in stillen Ufern hinfloß. Bekannt ist, daß sie in den deutschen Aufruhr des Jahrs 1809 verwickelt und als eine Staatsgefangene von den Franzosen weggeschleppt und eingekerkert worden. Sie hatte, verlautete es, dem Ritter von Dörnberg eine Fahne gestickt und eingesegnet. Sie war im Umgange höchst heiter und liebenswürdig. Das war auch die Gemalin des Ministers, eine Tochter des weiland kurbraunschweigischen Generalfeldmarschalls, Reichsgrafen

von Walmoden, eine schöne stattliche Frau, aber bei großer Milde mehr ernst und ruhig. Wir erlebten damals eine königliche Geschichte in Nassau. Ich erzähle sie hier:

Der Hettmann Platow nebst noch einem russischen General waren in Nassau zu Mittage. Nach Tische ging alles, die Priorin und die beiden noch nicht erwachsenen Töchter des Ministers mit, auf die Burg Stein spazieren. Da hatte es ein eignes Spiel. Ein alter Maurermeister im Städtchen Nassau, der vor längst verschollenen Jahren mit dem Freiherrn Kinderspiele gespielt und sich immer als ein Ergebener zum Freiherrlichen Hause gehalten hatte, war auf den Einfall gekommen, an den Gängen, welche auf der Höhe und an den Wiesen hin durch den Park des Steinschen Berges laufen, wirklich und bildlich durch die künstlichsten und wunderlichsten Zusammensetzungen von Steinen, Moosen, Blumen und Büschen die Thaten und Leiden der russischen Feldzüge, den Brand von Moskau, den Rückzug der Franzosen, die Leipziger Schlacht u. s. w. u. s. w. abzubilden. Da war denn auch Steins Namen und Wappen und ein wohl verdienter Kranz hie und da abgebildet. Der alte Herr hatte schon von dieser Transfiguration gehört, und finster dazu gesehen. Nun als er es wirklich erblickte, gerieth er in Zorn, und wollte alles sogleich wegschaffen lassen, alle die schöne kunstreiche und mühsame Arbeit, worauf der fromme und dankbare alte Meister vielleicht die Feierstunden einiger Wochen verwandt hatte. Die gute Priorin war außer sich, wagte aber nicht sich gegen zu legen, seufzte nur ach! der arme Mann! Sie kriegte mich nun auf, bald kamen noch andere Gäste, welche vorstellen und bitten helfen mußten; und wir brachten es dahin, daß der alte Herr freilich verdrießlich wegging mit den Worten: „Die Leute könnten glauben, ich wäre „ein kindischer Narr geworden und bildete mir ein, die Welt er-

„obert zu haben“ — aber er erlaubte endlich doch, daß Wind und Wetter die Kunstwerke des alten Mannes zerstören durften.

Er ging bald darauf (im September) nach Wien, und ich trat gegen das Ende des Oktobers meine Wanderung nach Berlin an. Glückselig, daß ich, meinen Säbel an der Seite und meinen Stock in der Hand, meine Füße gebrauchen durfte. O es geht keine Lust und Freiheit über die Lust und Freiheit des Fußgängers; und wer die Sitten, Arten und Weisen der Menschen und Völker recht erkunden will, soll, wo Wüsten und Räuber es ihm nicht verbieten, nimmer anders pilgern. Wer in Kutschen mit Vieren dahergefahren kommt, schließt den Leuten den Mund oder öffnet ihn nur dem Lügner oder Schmeichler; dem Fußgänger aber gehört die Welt, er ist des Bauers und Bürgers Gleicher, und jeder steht ihm Rede und gewinnt ihm Rede an, und so wird ihm auch die Lust, durch die Gefühle und Gedanken der Menschen frei durchzuspazieren. Dazu kommt, daß wer mit einem Viergespann oder Sechsgespann einher kutschirt schon dem Einen großen gebildeten europäischen Volke angehört, welches bei aller Verschiedenheit der einzelnen Völker eine so große Einerleiheit gewonnen hat, daß die an der Tiber und Neva, an dem Tajo und an der Elbe gebornen Vornehmen und Gebildeten durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Sitte und des Tons sich so abgeschliffen haben, daß man das ursprüngliche Naturgepräge oft kaum im dünnen Durchschein noch erkennt. Ich wanderte denn durch die Wetterau und Hessen und Westfalen lustig hin, besah mir den Teutoburger Wald und die Porta Westphalica, und lebte einige fröhliche Tage mit dem wackern alten deutschen Hessen, Dr. Faust in Bückeburg; dann ging es über Hannover, Braunschweig und Magdeburg fröhlich weiter. Fröhlich, doch, wie es der Herbst häufig mit sich bringt, zuweilen im brausenden Regen. Ich konnte noch alle Wechsel und

Unbille des Wetters ertragen. Hier machte ich eine Bemerkung, die mir auffiel und die ich für die Herren Chemiker und Physiker zur Nachricht hieher setze: Ich war gewohnt, geschwind wie ein feuriges Roß zu pilgern, so daß ich auch im Herbst wohl mit Schweiß bedeckt ward. Da fühlte ich nun, so wie ich ungewöhnlich erwarmte, in der linken Lende da, wo die eiserne Säbelscheide anschlug, ein fliegendes Prickeln in der Haut, als ob ich mit Nadeln gestochen würde. Ich habe dieses Prickeln an derselben Stelle noch einige Wochen nach der Wanderung gefühlt. Ich meine nach meiner Ansicht, es war bei dem damals noch kräftigen Manne viel Eisen im Blut, und durch die Wärme wurden beide Metalle gereitzt ihren magnetischen Zug gegen einander zu offenbaren.

Im Werder vor Potsdam begegnete mir ein romantisches Glück. Ich kam dort spät Abends an, durchnäßt, ermüdet, überwacht, suchte den schwarzen Adler zum Nachtquartier, erhielt so schlechtes Abendessen und so säuerlichen Wein, daß ich meine Lippen verdrießlich zusammenkniff und mich nüchtern in ein kaltes Bett legte. Hier erschien mir ganz Mexico im Traum. Ich habe von bildlichen Blumengeweben der Dichtkunst bei Mexikanern und Peruvianern wohl hin und wieder gelesen, auch von allerlei hieroglyphischen orientalischen Blumensprachen, aber nimmer hab' ich mich in die Vorstellung und Nachbildung derselben so vertieft, daß sie in meiner Fantasie eine Gestalt hätten gewinnen können. Nun aber hatte ich gewiß Stunden lang — wenn ich den Inhalt berechne — die allerlustigsten Blumenbilderungen von den buntesten Gestalten und Begebenheiten. Vergangenes und Gegenwärtiges, Zukünftiges und dem Scheine nach noch ganz Überweltliches zauberte sich dort in lieblichsten Wechseln von Blumenbildern, und zwar von sprechenden und weissagenden Blumenbildern ab; so daß ich in meinem schlechten Bette das entzückendste Erwachen

hatte. Was iſt dies? woher dieſes lieblichſte in den mannigfaltigſten Farben und Tönen wechſelnde Blumenmexiko? oder bin ich ſchon einmal in mexikaniſchen Blumengeweben verſtrickt geweſen? Überhaupt wer ſind dieſe wunderſamen Spieler der Nacht, wo unſer Geiſt, der alles unſer Spiel regieren ſollte, mit zu ſchlummern ſcheint? was ſind das für kleine bunte Götzen, die in unſrer Herzenskapelle in verborgenen Niſchen verſteckt liegen und in dem dunklen Traumleben ſolche wunderbare Geſtalten und Nachbildungen nicht nur des in That oder Gefühl Erlebten, ſondern Vorbildungen des Künftigen und Ungebornen hervorbringen? was ſind das für Götter oder Götzchen, die uns eine künftige Geliebte, einen künftigen Herzensfreund ſchon im Abbilde vorzaubern? oder tragen unſre innerſten edelſten Organe die Urbilder jener Nachahmungen der Natur ſo in ſich, daß wir, wenn ſie uns im Leben erſcheinen, uns gleichſam mit magnetiſcher Gewalt zu ihnen hinreißen und ſie lieben müſſen? Genug, ich ſtand glückſelig auf, und habe die anmuthigſten Bilder noch nicht vergeſſen; fröhlich ſchlürfte ich meinen dünnen gelben Kaffee ein, und wanderte auf die Reſidenzſtadt Potsdam, und hielt auf halbem Wege nach Berlin an der Stelle, wo ganz hart an der Heerſtraße ein Buſen des großen Havelmeers anſpült, in einem ganz ſtattlichen Gaſthauſe mein Mittagseſſen. Dies war die Stelle, wo der genialiſche Heinrich von Kleiſt, den ich im Winter 1809 während meines Incognito in Berlin oft mit Freuden geſehen hatte, ſich unten am See mit einer älteren Dame durch einen gegenſeitigen Schuß entleibte. Ich ließ mir den Fleck zeigen, wo ſie gefallen waren; die Bäume ſtanden ruhig da, das Gras wuchs ſaftig und grün, ſogar einige Stängelchen Quendel konnte ich mir noch pflücken. In der Stube, wo ich mein Mittagsmahl hielt, ſaß ein junger Officier mit einer ſehr hübſchen blauäugigen Blondine, wie ich mit

dem Essen beschäftigt. Diese beide sahen nicht aus, als die da aus dem Leibe herauszuspringen meinten. Sie nahmen ihren Weg bald gegen Süden, und ich den meinigen gegen Norden. In der Abenddämmerung war ich in meines lieben Reimers gastlichem Hause, wo ich später ein weicheres Bett, aber ohne merikanische Blumengespräche hatte.

Ich lebte diesen Herbst 1814 und den Winter 1815 in Berlin. Ich gehörte diesem Staate jetzt an. Nachdem ich von meiner schwedischen Sonderheit (Partikularismus) und fast auch von jeglicher deutschen Sonderheit geheilt worden, fand ich mich ungefähr in der Lage des starken Sankt Christoffel, der auf die Wanderung ausging ihm einen Herrn zu suchen. Ach! wer hatte in den Jahren 1810 und 1811 denn noch einen deutschen Herrn? Einer war der Herr über alle geworden. Als dieser Stolze aber anfing zu wanken, als das scythische Eis und Schnee und die Rippenstöße der Kosackenlanzen den Koloß bearbeiteten, da konnte man sich umschauen. Ich hatte früher manches Sonderheitsgefühl gegen die Preußen gehabt; selbst mein alter Herr hoffte im Anfang des Jahrs 1813 nicht so viel von den Preußen, als er gesollt hätte. Er gedachte noch des Kampfes von 1809, des stolzen Riesenkampfes, wo Östreich mit den edelsten Wunden nur untergelegen war, nein nicht untergelegen — wo es den schlimmen Frieden hatte unterzeichnen müssen, weil es zuletzt nicht nur allein gelassen, sondern zum Übermaaß des bethörten und bethörenden Jammers vom Osten her sogar von den Russen angegriffen ward. Als nun aber der alte preußische Donner und Blitz alles aufschütterte, als die Siege von der Walstatt, von Dennewitz, Wartenburg und Leipzig wie Lichtstreifen des Ruhms jenem Blitz nachzitterten, da glaubte ich einen Herrn zu sehen, dem wohl ein Stärkerer als zehn Christoffel sich gern dienstbar machen mögte; ich glaubte eine auch für

die Zukunft belebende, erhaltende und schirmende Macht Deutschlands zu sehen. Ich ward mit voller Liebe und Zuversicht ein Preuße.

Alle deutsche Herzen und Augen waren seit dem Herbst auf Wien gerichtet, wo die Kaiser und Könige Europas und ihre Räthe sich versammelt hatten, um die verworrene und über einander geworfene Welt wieder ein wenig zu ordnen und besonders auch die deutschen Dinge und Leute zurechtzustellen. Ich leugne nicht, daß ich und viele Andre wohl oft ungerecht gemurrt und gezürnt haben, wenn uns die Dinge nach unsrer Ansicht krumm oder verkehrt zu gehen schienen; daß wir auch gegen den preußischen Staatskanzler Fürsten Hardenberg gewiß oft mit Unrecht gemurrt haben; daß uns überhaupt die Angelegenheiten nicht in dem Maaße, wie die Deutschen für das Allgemeine, für ganz Europa, diesmal mit den Herzen und Schwerdtern gewaltig und scharf gewesen waren, für Deutschlands Ehre und Würde geführt zu werden schienen. Wir Deutsche vergessen bei solchen Gelegenheiten immer wieder, wie ganz eigenthümlich nachtheilig unsere Stellung ist: daß, wenn Viele mit getheilten Vortheilen und Ansichten gegen Einen oder gegen Drei nach demselben Ziel laufen sollen, jener Eine oder jene Drei immer in einem unermeßlichen Vorsprung sind, nämlich, daß sie Willen und Kraft immer für Einen Zweck beisammen haben, daß also in Unterhandlungen das in viele Herrschaften und Ansichten getheilte Deutschland immer einen Theil der Vortheile verlieren muß, welche es durch Siege erfochten hat. Rußland, England, Frankreich, Spanien standen in Wien als Einheiten, Deutschland als Vielheit, endlich gar als eine zersplitterte und zwieträchtige Vielheit, worunter und womit die Fremden desto besser ihr Spiel treiben konnten. Das war aber gar das Seltsamste, daß man den Urheber alles Unheils, daß man das nieder-

geworfene und besiegte Frankreich, dem man durch den Frieden von Paris eben sein Erbe wieder zugetheilt hatte, hier in Wien sogleich wieder mithandeln und mitstimmen ließ, daß man den Mann, der mit den deutschen Fürstenthümern und Herrlichkeiten jüngst noch so schändlich gefeilscht hatte, der alle unsre Unebenheiten, Schwächen und Gebrechen auf das gründlichste kannte, daß man Talleyrand als den Mitsprecher und Mitrather unter den erlauchten Räthen und Freunden der Herrscher mitsitzen ließ. Fürst Hardenberg hatte also gewiß eine sehr schwere Stellung, zumal da Preußen bei der Entschädigungsfrage weit mehr als Östreich, welches sich in Italien und um das Adriatische Meer seine Fettstücke ausgesucht hatte, recht in die Mitte aller möglichen deutschen Streite und Zänke hineingeschoben war.

Hardenberg war ein edler Edelmann, ein Mann von großmüthigem freiem Sinn, von liebenswürdiger gewinnender Persönlichkeit, von schönen Kenntnissen und Talenten, seine Redlichkeit und Treue gegen seinen König und sein Vaterland unbezweifelt; aber das bleibt doch bei allem dem wohl wahr, daß er eben so muthig und frisch, als seine Preußen auf dem Schlachtfelde vorgedrungen waren, mit einer zu offenen und arglosen adlichen Geradheit und Redlichkeit bei den ersten Unterhandlungen vorgeschritten war, ohne fremde Listen und Hinterlisten, welche bei langsamen Unterhandlungen nimmer fehlen, und mögliche Änderung der Gesinnung der Menschen und mögliche Wechsel und Zwischenfälle der Begebenheiten genug in seine Berechnung aufgenommen zu haben. So hatte er z. B. an England für das künftige Königreich Hannover große Abtretungen preußischer Landschaften gemacht, ohne demselben ganz bestimmte und unterstegelte Versprechungen für Preußen als sichere Unterpfänder abgenommen zu haben; er hatte für England die Stiftung eines Niederländischen Königreichs be-

willigt, ohne den Zustand der Lande, welche dieses neue Königreich ausmachen sollten und die politischen und natürlichen Gränzmarken desselben gegen Preußen, fest und scharf in's Auge gefaßt zu haben. Er hätte nach der Leipziger Schlacht, als Baiern glücklich und klug mit Östreich seinen Vertrag von Ried abschloß, der nothwendig eine Grundlage für den ganzen Rheinbund werden mußte, mit doppeltem Adlerauge auf die Rheinlande und deren Zukunft sehen müssen, da es nun jedem klar war, daß, wenn Preußen ordentlich und deutsch entschädigt werden sollte, seine Entschädigung gegen Südwesten hinfallen mußte; denn in Deutschlands Mitte war nun nichts Verlornes mehr wiederzugewinnen. Östreich hatte durch jenen Vertrag Preußen nun ein P vorgeschrieben. Daß aber Preußen weit in den Osten hinein auf Kosten Polens entschädigt werden sollte, konnte kein Deutscher wünschen; denn dort konnte die sogenannte Vermehrung und Verstärkung nur eine Minderung und Schwächung werden beide für Preußen und für Deutschland.

Drei Lande waren es, worum in Wien vorzüglich verhandelt und gestritten worden: Polen, das Königreich Sachsen und die von Frankreich wiedereroberten Rhein- und Maas-Lande. Ich weiß, daß viele Preußen, besonders auch solche, die Feldherren heißen oder werden wollten, statt aller Wiedererstattung und Entschädigung nichts als Sachsen, das ganze Sachsen begehrt hatten; ja ich habe viele schelten gehört, daß man mit den preußischen Landen nur über den Rhein hinaus wollte. Mich für meinen Theil hat der Streit um Sachsen wenig gekümmert: Sachsen im Mittelpunkt Deutschlands mußte endlich, wenn wir nicht immer wieder in die allerundeutscheste, die Fremden lockende Zwietracht zurückzufallen gemeint waren, schon in und bei Deutschland bleiben und mit dem übrigen Deutschland auf jeden Fall stehen oder

fallen. Aber ganz anders stand die Frage um Polen und um die Lande um die Maas, Mosel und Rhein. Dort lagen die mächtigen Reichsfeinde an den Gränzen und konnten sich nur freuen, wenn man da schwächende Zersplitterungen und Zerreißungen machte. Das durfte ein Fürst Staatskanzler von Preußen nicht unbeachtet lassen; er mußte sorgen, wenn Preußen mit seinen Gränzen durchaus an den Rhein mußte — und das mußte es — daß es als Vorstreiter des deutschen Volks dort in tüchtiger Rüstung zu stehen komme. Daß nun schon Manches, was man sonst fast für abgemacht hielt, sehr zweifelhaft stand; daß nach dem Vertrage von Ried die Angelegenheit Sachsens und seines Königs ganz andre ja selbst völlig veränderte Ansichten und Beurtheilungen zuließ; daß da bis auf den letzten Mann gefochten und gestritten werden würde — diese Möglichkeiten, ja diese Wahrscheinlichkeiten mußte er kalt und besonnen anschauen, und also nach einem Felde hinschauen, welches erst neu vertheilt werden, wo erst neue Herren eingesetzt oder gemacht werden sollten. Dieses Feld waren die wiedergewonnenen Rheinischen Lande, das alte herrliche Austrasien. Es mußten auch die Gründe, ja die Geschwätze kurzsichtiger Feldherren oder Feldherrngeelschnäbel bei ihm kein Gewicht haben, daß Preußen sich durch den Besitz mehrerer Rheinischer Landschaften zu sehr verlängere und also den Hebel seiner Kriegsstärke durch jene Verlängerung schwäche. Dies war zugleich eine Dummheit und eine Unwahrheit. Eine Dummheit: denn die Feldzüge von Jahrhunderten haben bewiesen, daß wer den Rhein besitzt, auch bald Weser, Elbe und Inn erreicht, daß also Tollheit war, hier schwache Fürsten hinzusetzen, und dann nachher doch, wann der Wälsche losbrach, von der Oder und Elbe zum Rhein hineilen zu müssen. Oder wußten sie etwa nicht, oder hatten sie es in der Eile vergessen, daß schon der große Kurfürst im Elsaß und Brabant

und Holland hatte für's Reich kämpfen müssen; Friedrich der Erste und Friedrich Wilhelm der Erste eben so? Also, Starker, du, der an der Elbe, der Saale, der Weser, im Sachsen- und im Westfalen-Lande so viele schöne Besitzungen hast, du mußtest auch hier stark vortreten wollen, du mußtest hier vorschreiten wollen, um die östlichen und westlichen Deutschen grade hier am sichersten zu beschirmen. Es war dies aber auch eine Unwahrheit: nur fünf bis sechs Märsche, und man hat von Koblenz, Köln und Wesel aus geschwind den Kern dieser schönen Lande, wo die Schlachtfelder und alle Hülfsmittel des Kriegs und der Schlachten sind. Aber man mattete sich um Sachsen ab, verfeindete sich, stritt sich todt um Sachsen, und hier — weh! daß ich es sagen muß! — hier den hinterlistigen lüsternen Wälschen gegenüber ließ man die Fremden die Länder gutwillig und demüthig zerschneiden und zuschneiden, und gebärdete sich dabei, als wenn es sich um Kleinigkeiten handle. Ja, ich bin noch heute überzeugt, hätte hier, für diese wichtigste Gränze, der Geist der Klugheit und Stärke gewaltet, hier wäre ganz Anderes und Größeres zu erlangen gewesen, als bei dem traurigen Streit um Sachsen. Freilich England hatte mit dem Prinzen von Oranien und mit seinen holländischen und deutschen Räthen und Helfern ein neues austrasisches Königreich frühe zugeschnitten; aber weil Hardenberg das wußte, mußte er sich mit offnen Falkenaugen über diesen Landen schwebend halten und die künftige Entscheidung nicht so dem Zufall oder der Willkür überlassen. England hatte von Preußen für Geldanleihen, Waffen und andere Lieferungen Zusagen ganzer preußischer Landschaften erhalten (Ostfriesland, Hildesheim, einen Theil des Münsterlandes u. s. w.). Hardenberg mußte England und Holland gegenüber nicht den Reichen und Großmüthigen spielen. Mit Holland besonders war große Abrechnung zu halten.

Hat nicht Östreich die Wiedereroberung Italiens von den Fürsten Italiens sich mit vielen Millionen bezahlen lassen? Und Preußen eroberte Holland und die meisten belgischen Lande und Festungen mit seinem edelsten besten Blute, und es hat erobertes Geschirr und Geschütz und noch so vieles Andere den wohl und strenge rechnenden Kaufleuten umsonst ausgeliefert. Und was ist geschehen? Nicht einmal die Maas und die Maasfestungen theilten wir mit dem neuen Königreiche, sondern ließen uns die allerschlechtesten, unsichersten und schwächlichsten Gränzen, die den künftigen Unterthan verletzendsten und schädlichsten von den Holländern mit ihrer gewöhnlichen Knickerigkeit und listigen Zaudrigkeit ordentlich zuschneiden. Ja diese waren mit einem Male so länderdurstig geworden, daß sie gern alles Deutschland bis an die Mosel mit verschlungen hätten, was ihnen noch mehr als Belgien unverdauliche Aufstöße gegeben haben würde. Eben so unpolitisch, sorglos und gedankenlos ließ man an der Ostseite die schönen Rheinlande in ein halbes Dutzend Stückchen zerschneiden und einzelnen Fürstenthümern als eine kleine Ergötzlichkeit hinwerfen. Dazu lächelte Frankreich in's Fäustchen; darüber trauerten alle einsichtsvollen Vaterlandsfreunde. Hier aber wäre ein Streit um und für das ganze Rheinland besser und gründlicher durchzuführen gewesen als bei Sachsen.

Für Preußen war, wie eben angedeutet ist, die Lage in Wien dadurch die allerschlimmste, daß es bei den Verhandlungen über die Abtretung preußischer Lande an Hannover mit England sich nicht mit der Vorsicht gesetzt hatte, die das bekannte do ut des erfordert; daß es sich nicht auf solche sichere Bedingungen mit ihm gesetzt hatte, daß England bis zum entschiedenen Ausgang der Sachen in Wien mit ihm hätte denselben Strang ziehen müssen. Es fanden sich klein- und kurz-sichtige und klein- und kurz-denkende deutsche Männer, welche sogleich bei dem Anfange der Unter-

handlungen in Wien sich mit England und Hannover gegen Preußen zusammenwickelten und rotteten: nicht als Verräther, nicht aus bloßem Haß, sondern gleich wieder aus dem alten deutschen Neid, aus der armseligen Sorge, es möge im Vaterlande irgend ein großer Glanz aufleuchten, der die kurzen Schatten der andern zu sehr zeige. Sie aber nannten das die Sorge für die deutsche Freiheit. Eben hatten alle nun in zehn funfzehn Jahren die schändliche Staupe gefühlt, welche die deutsche Zwietracht und Ohnmacht über alle, über den einen nach dem andern gebracht hatte; und noch waren die Narben der Ruthen nicht verharscht, so regte sich die uralte Unart, und das römische Sprüchlein, lautend: Griechenlands Staaten, da jeder einzeln herrschen wollte, haben insgesammt die Freiheit verloren*) war wieder vergessen. Auch England hatte des großen Pitt Gedanken vergessen, welchen er seinen Freunden sogar im Testament hinterlassen, daß, wenn die Rheinlande und Belgien in einem glücklichen Kriege wiedererobert würden, alles Austrasien an Preußen, als den deutschen Vorfechter im Westen, wie Östreich es im Südosten ist, müsse abgegeben werden. Aber der große Pitt mit seinen erhabenen Gedanken zur Rettung und Befriedung Europas war lange hingegangen, und Lord Castlereagh und seine Betrautesten standen tief unter so hohen Ansichten. Denn grade von Seiten Englands und von einem geistesarmen und engherzigen deutschen Mann, der nur das einzelne Kleine und das einzelne Gegenwärtige sehen konnte, von dem hannöverschen Minister, Grafen von Münster, ging grade der rücktreibende Wellenschlag gegen Preußen aus. Er, von vielen deutschen Partheigängern, sogenannten deutschen Freiheitspatrioten gefolgt, stellte sich an

*) Graeciae civitates, dum singulae imperare volunt, omnes libertatem amiserunt.

die Spitze aller neidvollen und ränkevollen Bewegungen und Zettelungen gegen Preußen, und hatte seinen mächtigsten Rückhalt an den anwesenden englischen Ministern, welche mit Macht aufdrücken konnten und welche er die Dinge durch seine Brille ansehen ließ. In diesem Verhältnisse hat man wieder Hardenberg, gewiß mit Unrecht, beschuldigt, er als ein geborner Hannoveraner habe hier auch unbewußt nicht genug gegengehalten. Aber etwas Anderes war es vielleicht mit einem Einfluß, dem er ohne Verdacht des Argen Zutritt und Eingang zu sich erlaubt hat und der von den Preußen beschuldigt worden ist schlangenlistig zwischengeschlichen zu seyn. Dies war der Einfluß eines Freiherrn von Hardenberg, vormaligen hannöverschen Gesandten in Wien. Dieser Mann, wie ihn uns Herr von Hormayr in seinem Historischen Taschenbuch für 1839 geschildert hat, war eine jener sich durchlauschenden und durchschleichenden Figuren, welche bei scheinbarer Karakterlosigkeit und Unbedeutsamkeit auf dem diplomatischen Felde meistens leise und still auf den Busch klopfen und dem rechten Jäger das Wild ganz unvermerkt in den Schuß treiben. Er hatte so den unschuldigen Brutus zu machen verstanden, daß selbst die Franzosen, als sie im Jahr 1809 Wien und Östreich überschwemmten, ihn aus seinem stillen Lager nicht aufgestört hatten. Dieser verhüllte Brutus hatte sich nun seinem Vetter, dem Staatskanzler, beigesellt, welchem er durch seine Verbindungen und Bekanntschaften in der östreichischen Hauptstadt in allerlei kleinen Nachweisungen und Dienstleistungen nützlich werden konnte; und er wich demselben während seines Wiener Aufenthalts auch keinen Augenblick von der Seite. Indem er nun bei demselben gar nichts zu thun noch zu wollen schien, auch sich sehr klug jeder politischen Rolle und Partheinahme enthielt, erlauschte er, wie es bei unbewachtem geselligen Zusammenleben am leichtesten und leisesten geschieht,

alle geheimsten Gedanken und Entwürfe des Staatskanzlers, und trug — so erzählten die Preußen — das Erspähte und Erlauschte dem Grafen Münster zu. Es war natürlich, daß Talleyrand sich sogleich mit dieser englisch-hannöverschen Parthei zusammenfand und ihr Gewebe mit aufwickeln und durchflechten half. Es war rührend zu sehen und zu hören, welche schöne Predigten hier der Wolf wieder dem Reiche der Schöpse und Kälber hielt, und mit welcher Gleisnerei dieser Franzose hier, der im Namen eines Volks redete, welches, wenn seine Arme Umfang und Umgriff genug hätten, alle ihm fremde Eigenthümlichkeiten sogleich erdrosseln mögte, von politischer Mäßigkeit und Gerechtigkeit predigte und von der höchst wohlthätigen europäischen Nothwendigkeit, alle kleinsten Einzelheiten Deutschlands, alle kleinsten Farbenschattenschimmer, welche von Bruchstücken weiland besonderer deutscher Volksstämme noch übrig seyn mögten, zu achten und zu erhalten.

Auf diese Weise ist hier einem politischen Unverstande, einem Neide, welchem jede kaum erst aufleuchtende deutsche Herrlichkeit sogleich zu herrlich und zu gefährlich däucht, die Arbeit gegen Preußen endlich nur zu gut gelungen. Was Napoleon eingerichtet und vergrößert hatte, das blieb als etwas Unantastbares stehen; viele kleine deutsche Fürsten, gleichsam als sey durch sie das Vaterland vorzüglich gerettet worden, wurden noch mit Landen und Leuten vermehrt; England, Rußland und Östreich hatten gehörig für sich gesorgt; Preußen allein, welches in der heiligen Arbeit dieses Kriegs am meisten gethan und gelitten hatte, erhielt nicht den Inhalt der Quadratmeilen, welche es im Jahr 1806 besessen hatte, kaum seine alte Einwohnerzahl, und ward in seinen südwestlichen Landschaften mit den schlechtesten von fremder Politik abhängigen Gränzen, dem laurenden Frankreich und dem habsüchtigen Holland gegenüber hingestellt, so hingestellt, was man in die Luft hinstellen nennt.

Als man in Wien noch alle Hände voll Arbeit hatte und die einige verbündete Freundschaft sich durch die eben erwähnten politischen Stellungen, Zettelungen und Streitpunkte sehr abgekühlt hatte, erscholl plötzlich die Nachricht, Napoleon habe den letzten Tag des Februars 1815 die Insel Elba verlassen, sey mit einigen Hundert Mann in Südfrankreich gelandet und ziehe immer landeinwärts an der Rhone herauf. Nicht lange, und es erscholl weiter, wie sein Zug ein wahrer Triumphzug bis in Paris hinein geworden, indem General und Korporal ihm zugefallen und seinen Fahnen gefolgt waren. Ludwig der Achtzehnte, von allen verlassen, war nach Belgien entflohen, und die verbündeten Herrscher mußten ihre Heere zum neuen Kampf gegen den gefährlichen Korsen wieder über den Rhein und die Alpen schicken. Dahin schickte auch ich mich im April; was ich auf jeden Fall, doch etwas später, gewollt hatte. Denn meine Gedanken und Hoffnungen, welchen höheren Orts nicht unfreundlich zugewinkt war, richteten sich auf den Rhein und auf die dort zu stiftende preußische Universität. Ich wollte den Rhein und seine Bewohner besser kennen, ich wollte am Rhein leben lernen. Ich war jetzt ein von allen guten und schlechten Fesseln Befreiter; ich konnte mir allenfalls meinen Aufenthalt wählen. Es fanden sich schon Gönner, die geruhten mich einen Vagabunden zu nennen; was die Bauren in Pommerland wohl in Vagelbund verkehren, indem sie des fliegenden Vogels dabei gedenken. Auch bedeutet mein Name in der That nichts Anderes als Vogel *); doch bitte ich Vergleichung und Anspielung mit meinen eben genannten Gönnern nicht in zu breiter Anwendung zu gebrauchen.

*) Arnen sich schnell bewegen, fliegen („So erarn ihn der slimme Tüvel" Nibel. Lied). Arend Vogel, Adler, Örn nordisch; ὄρν, ὄρνις, ὄρω, ὀρνυω, ἀρω u. s. w.

Ich lebte den ersten Monat in Aachen, mir das Kriegsgetümmel und die Bewegungen in Belgien ein wenig in der Nähe zu betrachten. Damals begab sich in Lüttich der Jammer mit den unglücklichen Königlich Sächsischen Bataillonen, welche laut des Wiener Vertrags zwischen Sachsen und Preußen vertheilt werden sollten. Die Leute wollten dazu erst den besonderen Befehl ihres Königs sehen. Da stand denn ein wild erzürnter Haufe auf und wollte den Pallast des Feldmarschalls Blücher erstürmen. Das hätte, wenn ihnen der Anschlag gelungen wäre, eine schöne Geschichte geben können; sie hätten uns den alten Helden Blücher, den Gneisenau und die Blüthe des preußischen Generalstabs, welche grade in diesem Pallaste beisammen waren, erwürgen können. Aber wie diese Sachsen mit wilden Dingen umgingen, so thaten die Wachen des Pallastes, die aus ihren Brüdern bestanden, ihre heilige Soldatenpflicht, vertheidigten die Thore, welche jene zu sprengen versuchten, auf das mannhafteste, und gaben den Feldherren Zeit aus einer Hinterthür zu entrinnen, ihre Rosse zu besteigen und sich in Sicherheit zu bringen. Ich fuhr den Vorabend jenes Morgens, wo der alte Feldmarschall die noch in Lüttich anwesenden Sachsen und Preußen versammelte und wegen jenes Auflaufs an sie eine zugleich belobende und ermahnende Rede hielt, mit dem Obersten Rühle von Lilienstern nach Lüttich, und begab mich zur bestimmten Stunde nach dem Platz, wo der Alte reden wollte. Er stand in prächtiger Haltung da wie ein Gott Mars, und sprach noch prächtiger. Im Anfange der Rede blieb er in den Fugen derselben (ich hörte, sie sey von einem sehr federgewandten General für ihn verfaßt worden) aber nicht lange, und er zersprengte sie und ging mit mordlich husarischem Einhauen auf den deutschen Dativ und Akkusativ im gewaltigen Feuer seiner eigenen Natur durch. Ich erinnere mich noch der Schlußworte, welche

lauteten: „Nein, die Franzosen sollen sich nicht freuen, daß sie „ihren Bonaparte wiedergeholt haben, daß sie hier vom Aufruhr „der Deutschen gegen ihren General gehört haben. Wir sind vor „ihnen und an ihren Gränzen keine Sachsen und keine Preußen, „wir sind alle Deutsche, wollen Deutsche bleiben, und als Deut„sche siegen oder sterben. Ich habe es geschworen, und ihr „schwöret es mit mir, ich komme nur als Leiche oder als Sieger „über den Rhein zurück." Hier fühlte ich wieder, welche die Kraft war, die diesen gewaltigen Menschen, diesen durch keine besondere Kenntnisse und weite Ansichten und Einsichten geschmückten Feldherrn gleichsam zu einem deutschen Pannier gemacht hatte.

Um die Mitte des Maimonats ging ich nach Köln, der Hauptstadt des Rheins, wo ich einstweilen meinen Sitz aufschlug. Auch hier gab es genug Bilder des Kriegs und des Kriegsgetümmels den ganzen Sommer hindurch. Zuerst kamen mehrere Männer, auch theils Verwandte, aus meiner Heimath, welche als Freiwillige dem preußischen Heere in Belgien zuzogen. Ich erinnere mich, ich ging mit ihnen an das Ufer des Stroms uns nach Deutz übersetzen zu lassen, wo ich sie bewirthen und in der Nacht eine Strecke Wegs begleiten wollte. Mein kleiner damals eben vierzehnjähriger Sohn mit langen fliegenden blonden Locken lief neben uns her und trug den mächtigen Säbel eines der Reiter unterm Arm. Weil er schlank und schön und mit seinen dichten Locken fast jungfräulich anzuschauen war, so liefen die alten und jungen Weiber zu seinem großen Ärger hinter ihm her, und schrieen: „Wahr„haftig, es ist ein Mädchen! ein hübsches Mädchen! und läuft „mit den Husaren?" Andere, nachdem sie sich ihn näher betrachtet, schrieen wieder: „Das arme junge Blut! was will der „schon mit im Krieg?"

Bald kam auch Talleyrand von Wien, um zu seinem Lud-

wig dem Achtzehnten nach Ghent zu eilen. Ich war grade bei dem Kommandanten, Oberſt von Ende, einem wackern etwas barſchen Kriegsmann, als eine Stafette von ihm anlangte, der Oberſt möge ihm doch für einige Poſthalte Gensd'armen zum Geleit und Begleit zuſchicken; denn dem alten Schelm war bange geworden, als er auf einigen Stellen die Leute den Namen Franzos nicht eben mit Achtung hatte rufen gehört. O! er kannte die deutſche Geduld doch noch nicht genug; einem deutſchen Talleyrand, der nach Spielung einer ähnlichen Rolle durch Frankreich hätte reiſen müſſen, wäre wohl nicht rathſam geweſen, ſolche Reiſe ohne ſtarkes Geleit zu wagen. Mein Ende brummte bei der Zumuthung, ſchickte aber doch das gewünſchte Geleit, ſprechend: „Lieber ſchlüge ich den alten böſen Fuchs todt.“ So zog den ganzen Sommer durch ein Gewimmel von Fremden und von Bekannten von und nach Paris hier durch; denn über Köln ging die große Kriegsſtraße. Dies gab dann vielfältige Ergötzung und Kurzweilung. Man fragt hier vielleicht: warum ich in jenen Tagen nicht auch nach Wien und Paris gekommen bin? O, ich kannte meine Stelle recht gut, wohin ich gehörte. Was ſollte ich, eine Stimme eines Predigers in der Wüſte, da thun? und wie ſollte ich da umgehen, wo die Zierlichen und Feinen die Looſe über die Länder warfen und ſie zerlegten und wieder zuſammenleimten? Mich in Paris aber roh oder übermüthig über die wieder gebändigten und niedergeworfenen Franzoſen ergötzen — der ſchlechte Spaß konnte mir auch nichts frommen.

Es kamen aber auch die bedeutendſten dieſen Sommer nach Köln. Im Julius, als wir in der Siegeswonne über Waterloo und Belle Alliance ſchwelgten, erſchienen einen guten Morgen Herr vom Stein und Herr von Goethe. Goethe war von Frankfurt nach Wetzlar und von da längs der Lahn abwärts gezogen,

die alten rührenden Jugendpfade von Werthers Leiden und Freuden wieder nachlesend und das Liedlein bei sich summend, welches ihm weiland in der Kutsche zwischen Basedow und Lavater entklungen war:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

So war er in's Städtchen Nassau gekommen und im Löwen abgestiegen. Herr vom Stein dies erfahrend konnte den großen Mann dort nicht sitzen lassen, sondern ging hin, und holte den Sichsträubenden auf sein Schloß, ließ den folgenden Tag anschirren, und setzte sich mit ihm in den Wagen. So kamen beide über Koblenz und Bonn nach Köln, wo sie mehrere Tage blieben, und den Dom und alle andre Denkmäler und Sehenswürdigkeiten musterten, uns Kleine aber bei den abendlichen Thees königlich erfreuten. Diese Reise verglich ich der fabelhaften Reise des eisernen und thönernen Topfes; nur lief sie viel glücklicher ab. Die beiden würdigsten alten Herren gingen mit der aufmerksamsten und vorsichtigsten Zärtlichkeit neben einander her, ohne gegen einander zu stoßen. Dies ist das letzte Mal, wo ich Goethen gesehen habe. O wie war er viel glücklicher, heiterer und liebenswürdiger, als den Frühling vor zwei Jahren in Dresden! Ich sah aber hier wieder, was ich bei früheren Gelegenheiten schon an ihm bemerkt hatte, und was auch aus seinen Büchern hervorgeht, wie er, obgleich selbst nun ein Edelmann und eine Excellenz, und obenein welche Dichterexcellenz von Apollos und aller Neun Musen Gnaden! die bürgerliche Blödigkeit und Beklommenheit vor dem gebornen Edelmann nicht los werden konnte. Daß er vor Stein eine Art erstaunter Ehrfurcht gefühlt hätte, wäre auch dem seiner Größe bewußten Mann zu verzeihen gewesen; aber es er-

schienen sich ihm darzustellen ein paar Leutnante und Hauptleute, junge Adliche, deren Väter oder Oheime Goethe kannte — und siehe da! ich sah den Greis vor den Jünglingen in der Stellung wie des Aufwartenden. Er war übrigens äußerst liebenswürdig und freundlich mit allen und zu allen, und eroberte nicht bloß das Herz des alten wackern Wallraff, der für ihn sich gern zum Cicerone machte, sondern die Herzen aller Andern, die in seine Nähe kamen. Stein aber war ungewöhnlich sanft und mild, hielt den kühnen und geschwinden Athem seiner Natur an, und zügelte den Löwen, daß er nimmer herausguckte.

Nicht lange darauf war Stein nach Paris gegangen, und kam im Herbst zurück. Da erschien er im Anfang des Oktobers mit einem ganz andern Gast, mit dem Großherzog von Weimar, und das gab den Ungeweihten eine andere Erquickung, wie er mit Fürsten zu leben verstand. Der Herzog, frisch, lebendig, witzig und unverzagt, wie ein Fürst leicht seyn kann, führte die kurze Waare in geschwinder Rede, und mein alter Herr blieb ihm die seinige so wenig schuldig, daß die Anwesenden oft erstaunten ja erblaßten. Ein Beispiel: Es kam das Gespräch auf den Verfasser der Söhne des Thales, den eben zum katholischen Priester eingekleideten Königsberger Werner, welcher auch auf dem Weimarischen Olymp den Göttern und Geistern gehuldigt hatte. Der Herzog erzählte mit sehr hübscher Laune mancherlei Wunderliches und Verkehrtes von dem preußischen Dichter, und kam endlich auf seine Liebeshistörchen, und nannte ihn einen armen Kater, der den verliebten Kätzchen auf allen Dächern seine ohnmächtige Liebe vormiaut habe. „Ja der wunderliche Kautz hatte," sagte der Herzog endlich, „seine Lehre kein Hehl, daß der Mann hier auf „Erden seine jammervolle Seelenwanderung als durch das Fege„feuer durch die verschiedenen Leiber der Weiber durchmachen müsse;

„und, lieber Baron, gestehen Sie nur, daß wir alle auch durch „dieses Seelenwanderungsfegefeuer haben laufen müssen.“ Zugleich streute er zum Schluß noch einige leichtfertige Scherze auf diese Worte. Darob erzürnte sich der Freiherr und rief: „Ich „weiß nicht, welche Seelenwanderungen durch solches Fegefeuer „Euer Hoheit erlitten haben; aber das weiß ich, daß weder Fürst „noch Edelmann sich solcher Leiden zu rühmen haben; auch sollten „Euer Hoheit sie nicht als etwas Unschuldiges und Lustiges vor „diesen jungen Männern bekennen.“ Es saßen nämlich unter den Anwesenden auch mehrere junge Officiere. Diese Worte flogen mit solcher Gewalt aus dem Alten heraus, daß der Herzog einen Augenblick verstummte, sich jedoch bald wieder zur Lustigkeit faßte. Oberst von Ende aber und der Oberpräsident Graf zu Solms, welche mit bei'm Thee saßen, meinten bei'm Zuhausegehen: das sey gar keine lustige Gesellschaft, sondern eine andere Art Fegefeuer, man komme zwischen den scharfen Geschützen, welche die alten Herren führen, ordentlich in die Klemme.

Napoleon war besiegt und an seinen Prometheusfelsen St. Helena geschmiedet. Es saß wieder ein Kongreß der Herrscher in Paris. Diesmal wiegten wir uns mit Hoffnungen, es werden endlich jedermänniglich die Augen geöffnet seyn, es werde endlich eine volle und ganze Sündentilgung und Schuldabrechnung mit dem übermüthigen wälschen Volke abgeschlossen werden. Und dies erfolgte wieder nicht wenigstens erfolgte es nur zum kleinen Theil. Freilich mußten sie eine bedeutende Geldentschädigung bezahlen, auch die aus allen Landen entführten Bibliotheken, Kunstwerke und Denkmäler zurückgeben, endlich einen Theil ihres Landes und ihrer festen Plätze auf drei, und, nach Befinden der Nothwendigkeit, auf fünf Jahre von 150,000 Mann der verbündeten Heeresmacht besetzen lassen; aber die Herausgabe der deutschen Land-

schaften, die Stärkung Deutschlands durch festere und sicherere Gränzen wurde nicht erlangt. Was konnte denn dagegen im Wege liegen? Man hatte ja die Erfahrungen so vieler Jahre und die jüngste Erfahrung dieses Winters, daß dieses wankelmüthige und prahlerische Volk nicht durch Eidschwüre und Gnade, sondern nur durch Furcht und Geitz zu halten und zu binden sey.

Zuerst Ludwig der Achtzehnte mit seinem Talleyrand gebrauchte die gewöhnlichsten Listen und Künste, worin dieses Volk allen überlegen ist. Der alte Ludwig rühmte seine ritterlichen Franzosen, als auf deren Treue und Hingebung er immer gebaut habe und auch jetzt bauen könne; sie seyen an dem letzten Aufruhr ganz unschuldig gewesen, ihn hätten bloß einige Verführer des Soldatesca und die trügerischen Vorspiegelungen des Korsen verschuldet. Besonders aber war diese wälsche Fuchslist und Hundeschwanzwedelei zu den Füßen des Kaisers Alexanders die thätigste und geflissenste; denn durch ihn war man ja das vorige Jahr für alle Demüthigungen und Niederlagen getröstet worden. Sie umsäuselten und umbrausten seine Ohren mit allen möglichen Süßigkeiten und Schmeicheleien. So klang es unter andern in französischen Blättern, als er eine große Musterung zu halten mit den übrigen Monarchen auf die Ebene von Vertus abgereist war: „Kaiser „Alexander ist auf sein Lieblingsschloß (Tugendfeld) abgereist.“ Doch schien der russische Kaiser etwas abgekühlt gegen sie; indessen war er darum noch nicht erwärmt für das verlassene Deutschland. Das schlaue Volk griff ihn nun von einer andern Seite an; es stieß nicht allein mehr in die Trompete irdischen Ruhms, sondern ließ gleichsam Posaunentöne einer andern Welt auf ihn herabblasen. Der Franzose ist einmal der Mensch des Augenblicks, ja der Sekunde und weiß jedes feinste Lüftchen, das zu seinen Gunsten wehen kann, mit seinem vielfarbigen und vielfaltigen

Wendemantel aufzufangen. Man schlage nur die Denkbücher seiner Diplomaten auf und lese darin ihre vielgestaltigen proteischen Künste, wie sie vor den Augen Europas offen da liegen. Statt aller andern schlage man nur die Mémoires du Maréchal Comte de Villars auf. Dieser bekleidete in Wien bei Kaiser Leopold zur Zeit, als bei dem Hinschwinden Karls des Zweiten von Spanien ganz Europa durch die bald fällige Spanische Erbschaft in Bewegung gesetzt war, den Posten als französischer Gesandter. Er war jung, muthig, schön und thätig, hatte offenbar ein Dutzend der schönsten und gewandtesten Jünglinge aus den ersten französischen Häusern und versteckt unter mancherlei Kappen und Hüllen noch viele andre Mithelfer in seinem Geleit und unter seinem Schutz; daneben ein Gewimmel reitzender französischer Tänzerinnen und Buhlerinnen. Die ersten waren bestimmt, die deutschen und ungrischen Damen, die zweiten, die Männer zu fangen; er selbst gab sich in allen möglichen Verpuppungen und Verkleidungen in ähnlichen Unternehmungen gleichen Abentheuern preis; was in der östreichischen Hauptstadt von schlechtem feilen und spitzbübischen Volk vollends für Gold und Silber zu erkaufen war, das hatte er als Mäkler, Lauscher und Späher im Solde. So waren sie, so sind die Franzosen bis auf den heutigen Tag. Wozu noch kommt, daß sie durch allgemeinen Gebrauch ihrer Sprache einen leichten Eingang und ein geistiges Übergewicht haben, welche allen übrigen Völkern Europas fehlen. Jetzt also suchten sie sich des Kaisers Alexander auf eine andere Weise zu bemächtigen. Er war ein liebenswürdiger Fürst mit einem leichten Anflug alles Edelmüthigen und Hohen, was freilich nicht lange vorhielt; mit einem milden, sanften, fast weiblichen Gemüth, so daß ihm die Männlichkeit, womit er die Jahre 1812 und 1813 bestanden und beharrt hat, doppelt hoch anzurechnen ist; auch mit einer fast

weiblichen Eitelkeit, welche um die Gunst und das Wohlgefallen der Menschen zu buhlen schien. Dies hatten sie ihm schon im vorigen Jahre abgesehen, und spannten nun die Netze aus, womit sie ihn zu bestricken meinten und ihn im gewissen Sinn allerdings wieder bestrickt haben.

Es war eine Frau von Krüdener, Wittwe eines ehemaligen russischen Diplomaten, eine Dame aus der großen Welt, welche in ihrer Jugend, wo sie eine glänzende und berufene Schönheit gewesen, die Wege und Stege derselben, ja auch wohl manche verbotene durch allerlei Irren gewundene Schleichwege derselben durch Erfahrung kennen gelernt hatte. Diese Dame, jetzt älter geworden, immer noch mit großen Resten von Schönheit und dem zauberhaften Schimmer einer sehnsuchtsvollen Magdalenenbüßerin übergossen, der Eitelkeiten und Nichtigkeiten der irdischen Freuden dem Anscheine nach satt, trat als eine Begeisterte, als eine mit Gesichten und Weissagungen von oben Gesegnete, als eine Predigerin der Lehre von der Gnade und von Reue und Buße auf. Sie hatte diese letzten Jahre am Oberrhein, in Baden, in Basel, in Strasburg gelebt und großes Aufsehen erregt, um so mehr, da sie manche russische und andere Große, Generale, Minister u. s. w. u. s. w. in die sanften Zügel ihrer Frömmigkeit einzuspannen und siegreich wie im christlichen Triumph umherzuführen schien, da sie auch der Gunst genoß, mehrmals Stundenlang mit dem Kaiser Alexander, wie man flüsterte, über die himmlischen Dinge und über himmlische Offenbarungen sich unterhalten zu dürfen. Ich habe sie im Sommer 1814, wo ich mich wohl einen Monat in den Bädern zu Baden, im Elsaß und in dem paradiesischen Murgthale aufhielt, viel und oft gesehen, unter Anderm viel in Gesellschaft des lieben frommen Greises Jung-Stilling, mit dessen kindlicher Einfalt sie herrlich zu spielen verstand. Sie

hatte die ganze Unruhe und geschäftige Zudringlichkeit einer Dame aus der hohen Welt, die doch noch nicht zur Ruhe gekommen ist, und das eine Aug immer noch für die Lust des irdischen Lebens offen zu haben scheint, während das andere nach dem Frieden der überirdischen Welt schmachtet. Diese Frau machte nicht den Eindruck einer Gauklerin und Betrügerin, sondern einer Schwärmerin; sie hatte den sehnsüchtigen und mächtigen Zauber einer Begeisterten, welche sie wirklich war: denn sie predigte ihr neues Evangelium mit gleichem Eifer den Armen wie den Reichen, dem Kaiser wie dem Bettler. Besonders war ihr Lieblingsthema, wie ich es bei alten Weibern unter Männer- und Frauen-Bildern dieses Standes an den verschiedensten Orten auf gleiche Weise wiedergefunden habe, die Erschütterungen und Umwälzungen, wovon Europa heimgesucht wird, von den Sünden der Völker herzuleiten, welche sie mit unruhigen Trieben umherjagten und sie den Frieden und das Glück, da wo allein ihr Wohnsitz ist, nicht suchen ließen. Sie sprachen hiemit eine unleugbare Wahrheit aus; nur hätten sie nicht unten bei allem Volk anfangen sollen, sondern zunächst bei ihrem Volke und Geschlechte, bei der hohen und vornehmen Welt, und in Hinsicht auf Frankreich bei den abscheulichen sittenlosen und glaubenlosen Regierungen und Hofhaltungen des Vierzehnten und Funfzehnten Ludwigs. An diese Dame machten sich nun auch sogenannte fromme diplomatische Franzosen, und brachten sie in nächste Seelenverbindung mit der französischen Dame Lezay-Marnesia, Wittwe des ehemaligen Landvogts von Strasburg, eines wackern und durch seine Redlichkeit allgemein geachteten Mannes, der im verflossenen Jahre dem Grafen von Artois entgegenfahrend, mit seinem Wagen umgeworfen war und den Hals gebrochen hatte. Diese beiden Frauen zogen nun mit einander in's Kaiserliche Hoflager, und Frau von Krüdener hielt

Betstunden und Bußübungen mit dem Kaiser, deren Anfangs- und End-Wort war und blieb: Es ist wahr, die Franzosen sind gottvergessen und verrucht, und die schlimmsten Grundsätze haben bei ihnen Überhand genommen, sie haben mit Recht die Züchtigung Gottes und der Menschen verdient; aber will man sie nicht mit Gewalt in die Wildheit hineintreiben, will man sie für das Christenthum und die alte Herrschaft der Bourbons wiedergewinnen, so darf man nicht mit der Strenge der Gerechtigkeit mit ihnen handeln, man muß sie durch Milde und Großmuth allmälig wieder zum Bessern erziehen. Also das Stichwort war hier Gnade und immer Gnade, während man Deutschland sein Recht, sein versprochenes, sein feierlich versprochenes Recht weigerte.

Diese Damen und noch einige Andere, welche sie sich beizugesellen wußten, nahmen den Kaiser Alexander in die Mache. In eine andere Mache, welche diesmal viel schlimmer wirkte, geriethen die Engländer oder vielmehr ihr großer Feldhauptmann Wellington, und durch ihn und seine Bindung Castlereagh und die Andern, welche bei den Verhandlungen mitwirkten. Fouché, der berüchtigte Duc d'Otranto, welcher während so vieler Jahre der Generalfeldmarschall von Napoleons europäischer Späherbande gewesen war, dessen Namen Fusche man Pfuscherer, Verwirrer und Anzettler übersetzen könnte, war, als die Heere diesen Sommer gegen einander in's Feld rückten, gewiß nicht ohne Napoleons Mitwissen, mit dem großen englischen Feldherrn in Verbindung getreten, unter dem Schein eines Verräthers, welcher den Engländern die Stimmungen und Bewegungen Frankreichs und die Entwürfe Napoleons mittheilen wollte. Durch ihn war es schon geschehen, daß die Verbündeten durch Napoleon überrascht wurden. Schon einige Wochen vor den Schlachten bei Ligny und Waterloo hatte der preußische Feldherr Wellington ge-

warnt, und ihn zu bewegen gesucht, daß die einzelnen Schaaren der verbündeten Heere in ihren Kantonnirungen, damit sie für jeden Schlag sogleich bereit wären, näher zusammengerückt würden. Vergebens: Wellington verließ sich auf die Berichte seines Fouché, der ihm eingebildet hatte, Napoleon wolle überhaupt nicht angriffsweise verfahren, und werde auf keinen Fall sein Heer vor dem Julius für eine Schlacht beisammen haben. So begab sich, daß die Verbündeten den 16. und 17. Junius von der ganzen französischen Macht gedrängt und zum Theil geschlagen wurden, da bei ihren Heeren 50,000 bis 60,000 Mann nicht sogleich zur Stelle kommen konnten und erst den zweiten und dritten Tag eintrafen. Wenn es Napoleon damals gelungen wäre, einen vernichtenden Sieg davon zu tragen, wie würde ganz Frankreich die verschmitzte Tugend seines edlen Bürgers Fouché gepriesen haben! Aber wie wahr dies ist, Wellington war einmal mit dem Netze umstrickt und blieb fortwährend in Verbindung mit Fouché, der nun freilich, da Napoleon nach der Niederlage bei Waterloo ohne Rettung verloren war und sich selbst auch verloren gab, den Spieß sogleich nach der andern Seite hinwandte und seinen alten Herrn durch die planmäßigsten Verstrickungen endlich auf der Rhede von Rochefort den Engländern auf ihren Northumberland auslieferte. Fouché behielt den größten Einfluß bei Wellington und gebrauchte diesen Einfluß für Frankreich gegen Deutschland. Preußen, auch durch Stein noch mehr befeuert, welcher aber von seinem Gewicht auf Alexander schon viel verloren hatte, stellte immerwährend als conditio sine qua non des Friedens mit Frankreich, die Auslieferung und Rückgebung der deutschen Landschaften Elsaß und Lothringen mit den Festungen Metz und Strasburg auf, und drang um so kühner auf diese Auslieferung, da es erklärte, es handle hier bloß im Sinn der deutschen Ehre und Sicherheit, es verlange

von diesen zurückgegebenen Landschaften auch kein kleinstes Dorf. Es war wegen der Engländer nicht zu erlangen, die hier, wie in andern Punkten, auf Deutschlands Kosten die Großmüthigen spielten.

Dies war und blieb die deutsche Klage, als im Herbst dieses Jahrs 1815 alles abgeschlossen war und jeder wieder in sein Land zog. Deutschland hätte noch viel mehr zu klagen gehabt, wenn Klagen etwas Verlornes ersetzten und etwas Versäumtes einholten. Es war niemals und nirgends auf einem der Friedenskongresse von einem bestimmten großen deutschen Kabinete, von einem wirklichen deutschen Minister ein Programm Deutschlands ausgegeben, wie fast alle die andern Völker dort Programme ihres Daseyns, ihrer natürlichen Verhältnisse, Vortheile und Forderungen ausgaben. Nicht nur die Franzosen, auch die Verbündeten hatten von dem schönen, gebildeten, kunstreichen Lande der Franzosen, und daß ihr Staat zum Heil des übrigen Europas mächtig und stark seyn und bleiben müsse, uns die Ohren voll geklungen; daß Deutschland aber vor allen andern, daß Deutschland eben als der Mittelpunkt des Welttheils, an welchem sich die wilden Wogen aller Völkerbewegungen und Weltaufruhre brechen müßten, stark und mächtig erhalten oder gemacht werden müsse, wer hat es ausgesprochen? Höchstens hatte man von einer Wiederherstellung der alten Zustände von 1790 gesprochen, welche, wenn man die Kraft und Macht des Widerstandes und das Glück der Sicherheit und die Ehre der Unabhängigkeit in's Aug faßte, eben nicht die fröhlichsten Erinnerungen und erbaulichsten Betrachtungen erwecken konnte. Man hätte besonders darauf größere Forderungen und Ansprüche für Deutschland mit Nachdruck begründen können, daß dieses große in mehr als dreißig größere und kleinere Staaten ver-

theilte und zerstückelte Land schon durch die Schwerfälligkeit und Langsamkeit seiner Bewegung und die Schwierigkeit der Vereinigung seiner Kräfte nimmer die Macht habe, welche seine natürlichen Hülfsmittel und die Menge und der kriegerische Sinn seiner tapfern Bewohner ihm sonst geben würden; daß dasselbe, dessen Einheit seit mehr als sechshundert Jahren nach und nach zerbröckelt sey, nimmer einen Reitz zu Angriffskriegen gegen die Nachbarn habe, wohl aber von der Lüsternheit und Habsucht derselben solchen Angriffen ausgesetzt sey; daß es als ein großes Friedensland zum Heil Europas von Gott in die Mitte gestellt wenigstens durch die Massenhaftigkeit seines Inhalts und Umfangs mit einigem Glanz der Furcht und Majestät angethan werden müsse. — Auch das sprachen die Fremden endlich noch als eine offenbare Verhöhnung unsers Namens aus, daß Deutschland durch seine Siege wenigstens in seinen vollen Besitzstand, wie er im Jahr 1790 gewesen, wiederhergestellt sey. Nein! das war nicht wahr. Eine Menge kleiner Besitzungen im Elsaß und in Lothringen, welche 1790 noch deutschen Fürsten und Baronen gehorchten, waren den Wälschen überlassen, und vier Millionen Seelen hatte man ohne gehörigen Gegenkampf gegen Englands dumme Entwürfe den Holländern hingeworfen, die nimmer Deutsche seyn wollen, obgleich sie es sind; die schönen burgundischen Lande und das große Bisthum und Fürstenthum Lüttich nebst mehreren Reichsabteien.

Ich war in der heiligen Rheinstadt, wie man halb im Ernst und halb im Scherz Köln wohl zu nennen pflegt, sehr fleißig, und schriftstellerte auch, indem ich eine Zeitschrift unter dem Titel Der Wächter herausgab. In dieser Zeitschrift hatte ich eine Abhandlung geliefert des Namens: Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und Bauern im

Sinn einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung; welches Wort ich im Jahr 1820 in Schleswig als ein besonderes Schriftchen habe wiederabdrucken und ausgehen lassen. Ich kehrte damit gleichsam wieder zu meinen politischen Anfängen zurück; denn für die Bauern hatte ich meinen ersten Auslauf gethan, für sie meine ersten Sträuße ausgetheilt und zurückempfangen. Sie sind auch bis auf den heutigen Tag ein immer ernsterer Gegenstand meines Nachdenkens geworden, und werden es von Tage zu Tage mehr, je weiter die Zeit in der Offenbarung ihrer Richtungen und in der Entwickelung ihrer Bildungen und Veränderungen vorschreitet. Wegen der Wichtigkeit der Sache und weil ich nothwendig andre Ansichten über die Zeit daran hängen muß, gehe ich hier etwas näher auf jenes Schriftchen ein, und gebe, indem ich was die Forsten angeht nicht berühre, meine Gedanken über das Bauerwesen theils wörtlich theils im Auszuge, wie sie in jenem Büchlein enthalten sind.

Über die Bauern.

So sind wir durch unsern Wald gewandert und haben uns unter seinen Bäumen umgesehen, und auf die Geister gelauscht, die um sie wehen und weben und von ihnen auf die Menschenkinder herabspielen. Wir kommen jetzt auf die zweite große Forst, die wir erhalten und, wo sie verwüstet ist, wiederhergestellt wünschten, auf die Forst, woraus zum Staatsbau die stärksten und tüchtigsten Stämme und woraus die Masten und Balken der Kraft gehauen werden müssen, nämlich auf die Bauren. Wir lassen uns nicht verdrießen, wenn Viele sagen, daß wir immer auf derselben Leyer klimpern, auch wenn wir närrisch oder wohl rasend genannt werden. Die Wahrheit ist ja selbst ein so närrisches und rasendes Ding, daß sie immer nur Einen Schein und Klang hat,

und deswegen von vielen Leuten aus der sogenannten feinen Gesellschaft weggewiesen wird. Auch das soll uns nicht kümmern, daß man uns Baurenfreunde und für die Bauern partheiisch und gegen den Adel feindselig nennt. Weil ich für den Bauer schreibe und ihn vertheidige, daraus folgt noch nicht, daß ich den Adel hasse; auch daraus folgt das nicht, weil ich mich hie und da wohl gegen Ansprüche des Adels erklärt habe, die mir ungebührlich dünken. Für den Bauer spreche ich und haben vor mir Viele gesprochen, weil er unmündig ist; für den Adel brauche ich nicht zu sprechen, weil er selbst Mundes genug hat, den er nicht schweigen läßt.

(Betrachtungen über Zeitalter, Länder, Klimate, Urzustände der Völker; dann wird fortgefahren:)

Aber jenseits der seligen Schuldlosigkeit und Unbefangenheit der Jugend der Völker, die sich so frei fühlt, weil sie von der Welt so wenig bedarf und begehrt, und jenseits der gemeinen Menschen, welchen dort alles Glück ausgeschüttet däucht, wo die wenigste Arbeit und der reichste Genuß ist, wird noch nach einer andern Freiheit gefragt, wodurch auch die Geister ihre Weide haben wollen; und dies ist eigentlich die Freiheit, worauf wir hier hinspielen: die politische Freiheit im höheren Sinn. Hätten wir so wenig verderbliche und zerstörende Leidenschaften und Bedürfnisse wie die Kinder, wäre die Natur auch überhaupt gegen die Menschen so liebreich und gütig, als die meisten Menschen es in der Regel doch gegen Kinder sind, so hätte das Menschengeschlecht von der Wiege bis zum Grabe lustig mit einander hinspielen und leben können; denn die kleinen Hader, die wohl einmal entstanden wären, hätten sich fast immer leicht und unblutig beilegen lassen. Dann wäre das, was wir in einem höheren Sinn unter dem Worte politische Freiheit verstehen, in einem Menschen-

kopfe nie zu einem Begriff geworden. Aber die Noth der Natur, die Unbarmherzigkeit der Elemente, der Ungestüm und die Wildheit unserer Lüste und Begierden haben auf Erden frühe Unglückliche und Verbrecher, Tyrannen und Sklaven geschaffen, und die Menschen der ewigen Unsicherheit und der unaufhörlichen Wechsel eines ungebundenen Zustandes müde, welchen Einige die ursprüngliche Freiheit nennen, wo aber eines jeden Hand gegen die des andern aufgehoben ist, haben sich selbst Gesetze gegeben und sich mit vielen freiwilligen Banden gebunden, weil sie ein beschränktes Glück mit Sicherheit einer unsichern Ungebundenheit vorzogen. So sind die Völker einer selbstgemachten Nothwendigkeit dienstbar geworden, wodurch den zu kühnen Verbrechen und zu frechen Leidenschaften die Bahn verengt werden sollte. Dieser Zwang, dessen ein vollkommneres Gestirn und vollkommnere Wesen freilich nicht bedurft hätten, hat zuerst den Begriff der Freiheit geboren. Das Wort Unschuld ist durch die Schuld und das Wort Freiheit durch den Dienst in die Sprachen der Menschen gekommen; um das Gesetz, um das, wodurch der Zwang bedingt ist, hat sich die Idee der Freiheit gesammelt und entwickelt.

Der Mensch, wenn er bis auf diesen Punkt der Entwickelung gekommen ist, wenn er die sogenannte ursprüngliche Freiheit bis hieher aufgegeben hat, beginnt nun das Gebiet abzustecken, in welchem er sich noch frei und ungehindert bewegen darf. Grauen vor Gewalt der Natur und vor der schlimmeren Gewalt-Seinesgleichen machte ihn dem Gesetze dienstbar. Da er nun das Gesetz freiwillig empfangen hat, wohl wissend, daß er eine große und schwere Last auf seinen Nacken nahm, so hat er sie nur aufgenommen, damit er von den Plagen jenes unbestimmten und wüsten Zustandes befreit würde, wo er ohne feste Übereinkunft mit Seinesgleichen doch immer rechtlos und schutzlos und also un-

glücklich war; er hat seinen Stand und seine Stände jegliches an seinen Ort gestellt, jedem seinen Kreis und Umfang gemessen, aus welchen sie nicht ungestraft herausspringen dürfen. So hat er sein Recht und seine Richtschnur gesucht und gefunden. Fichte sagt ganz folgerichtig: es giebt kein sogenanntes Naturrecht, es giebt kein sogenanntes ursprüngliches Recht der Wilden und Ungebändigten, es giebt kein Recht vor dem Staat.

Da der Mensch den einzelnen Willen — ein hohes Gut, das er nur um höhere Güter aufgeben konnte — drein gegeben hat, so verlangt er unerbittlich und unabweislich, daß es keinen einzigen Willen gebe, der über die Übereinkunft hinaus oder gar gegen die Übereinkunft etwas vermöge. Er darf hier auch nicht die geringste Ausnahme zugestehen; denn was dem einen erlaubt und möglich wäre, müßte nach einem ganz gültigen Schlusse ja auch für Millionen erlaubt und möglich seyn: wann der Damm erst für Bäche durchbrochen ist, wird er es auch für den Strom werden. Der dem Gesetz unterwürfige Mensch will demnach, daß alle dem Gesetze gehorchen sollen, daß der König wie der Bettler die Majestät desselben anerkennen und ihr gehorchen soll. In dieser Majestät des Gesetzes setzt er die eigentliche Freiheit. Wo aber nur die geringste Ausnahme ist, wo gelehrt werden darf, daß der Herrscher über dem Gesetze ist, da trifft er das Gebiet der Sklaverei an, wie mannigfaltig auch die Abstufungen von dem Besseren zum Schlechteren seyen. Nach hundert Zufälligkeiten, nach der verschiedenen Beschaffenheit jedes Landes und der besondern Eigenthümlichkeit jedes Volkes werden die Gesetze selbst, welche Menschen sich geben, die verschiedensten seyn, strenger oder milder, vollkommener oder unvollkommener; doch wird darnach die Freiheit nicht gemessen, sondern nach dem allgemeinen Gehorsam, womit jedermann unter denselben gebunden ist. Und mit Recht

halten die Menschen, welche sich auf Freiheit verstehen, den Staat besser und glücklicher, wo schlechten Gesetzen ohne Ausnahme gehorcht wird, als jene andern, wo Eigenmacht oder Muthwille gute Gesetze nur zuweilen überschreiten dürfen.

Der eigentliche Begriff politischer Freiheit ist also: Höchste und ausnahmlose Herrschaft des Gesetzes. Denn wo diese Herrschaft wirklich ist, kann der Bürger sein Leben so einrichten, daß er durch strengen Gehorsam nichts zu fürchten und sich vor keinem einzelnen Willen zu beugen hat, welche Beugung, selbst wenn sie innerhalb der Verbeugungen stehen bleibt, das bitterste Leid ist, welches einem stolzen und muthigen Herzen widerfahren kann. Außer dieser hohen politischen Freiheit spricht man häufig noch von einer höheren, von der sogenannten geistigen Freiheit, und auch über diese muß hier wenigstens Einiges gewinkt werden.

Die Guten und Redlichen, wann sie klagen, daß es auf dieser unvollkommenen Erde nicht so ist, wie es nach dem der Menschenbrust von Anbeginn eingepflanzten Bilde der Gerechtigkeit seyn sollte; wann sie klagen, daß Habsucht, Schmeichelei, Lüge und Sklavensinn oft alle Gesetze umgehen oder durchbrechen; kurz wann sie klagen, daß der Muth und die Freiheit todt und der Eigennutz und die Knechtschaft recht lebendig sind, werden von Vielen mit der Antwort abgewiesen: Ihr klaget thörigt. Wer kann dem Menschen die Freiheit nehmen? die Freiheit nämlich, welche allein diesen Namen verdient, die geistige Freiheit? Freilich die Theilnahme an den Gesetzen und an der Gesetzgebung kann der Despotismus euch abschneiden, auch das Sprechen kann er euch theuer machen durch Censuredikte und durch heimliche Späher, die mit dem Verdachte und der Anklage allenthalben lauschen, aber das Denken kann er euch nicht verbieten.

Auf dieſe oder auf eine ähnliche Weiſe hat man Viele antworten gehört. Sie können mit einer ſolchen Antwort wohl die Perſon, aber nicht die Sache abfertigen; denn der gewöhnliche Spruch: Alles mag ein Tyrann den Menſchen verbieten, nur nicht das Denken, dieſes hat Gott frei gelaſſen, hält nur bis zu einem gewiſſen Punkte Stich. Wir wiſſen, daß es bei dem ſklaviſcheſten Zuſtande der Geſellſchaft einzelne große Wortklauber und Schriftgelehrte gegeben hat — ſolche ſah man nach dem Untergange der griechiſchen Freiheit an den Deſpotenhöfen von Alexandria, Antiochia und Pergamus — aber das arme unterdrückte Volk dachte nicht mehr mit, und deswegen fehlte den Rednern, Weltweiſen, Gelehrten und Künſtlern jene erhabene Einfalt und kühne Würde und Hoheit der Seele, welche ſterbliche Werke mit dem Zeichen der Gottähnlichkeit ſtämpeln. Deswegen iſt auch keine geiſtige Freiheit im höhern Sinn, wo die politiſche Freiheit fehlt. So iſt der Menſch einmal geboren, daß er äußern leiblichen Reitz haben muß, damit das Innere Geiſtige in ihm lebendig werde und lebendig bleibe.

Alſo unſere Freiheit heißt Herrſchaft des Geſetzes, damit ein würdiger Kampf ſey für die Beſchützung und Erhaltung des Geſetzes, damit alle durch die Theilnahme an dem öffentlichen Leben das Geſetz kennen und anerkennen, damit die Geiſter dadurch lebendig und friſch erhalten und gereitzt werden zu jeder edlen Kühnheit und zu jedem ſchweren und unſterblichen Werke. Durch etwas Großes und Gemeinſames, was allen nah liegt, müſſen die Menſchen zum Reden und zum Denken geweckt werden. Denn Reden und Denken iſt Eins, und wer das Sprechen verbietet, der verbietet auch das Denken, ja er verbietet das Reden; denn reden heißt mit Verſtand und mit Gedanken ſprechen. Die Lippe iſt der Wetzſtein des Geiſtes, über die Lippe muß der Gedanke oft

hin und her laufen, damit er Glanz, Farbe und Gestalt gewinne. Ein im Innern verschlossener und durch Auflaurer und Späher zurückgescheuchter Gedanke ist eine Sonne und ein Blitz hinter düstern Wolken. Die Zunge muß gelöst werden, damit der Gedanke wärmen und leuchten könne; immer verschlossen erstarrt und erstirbt er allmälig. Der Tag bricht an und der Mensch spricht. Dies ist so sehr Ein Wort und Eine Bedeutung, daß die ganze schöne Welt Gottes wüst, todt, dumm und stumm wird, wenn beide nicht mehr hervorbrechen dürfen. Denn die Sprache ist die geistige Sonne auf Erden, und muß zuweilen auch der geistige Blitz seyn.

Wir finden bei der Betrachtung dessen, was unter dem Worte Gleichheit verstanden und begriffen wird, daß die ursprüngliche Idee dieser Gleichheit dem menschlichen Gemüthe so eingepflanzt ist, daß alle Menschen gleichen Genuß der Erde und der Freude haben müßten. So hat Gott dem Menschen sein Paradies gepflanzt, so sind die goldenen und saturnischen Zeitalter einst gewesen und später nur als Fabeln der Dichter geglaubt worden, jene Zeitalter, wo die Menschen ohne Krankheit und schwere Sorgen und Arbeiten Jahrhunderte lang fortlebten, wo die wilden Leidenschaften der Habsucht und Wollust noch nicht wütheten, wo freundliche Güte und Milde vor Hader bewahrte, wo kein Todtschlag und kein Krieg war, und wo die Lebenden glaubten, daß die Gestorbenen, weil sie noch so rein und glücklich waren, unmittelbar zu den Sitzen der Götter aufstiegen und von ihnen herab als Engel und Schutzgeister den späteren von jener Reinheit und Glückseligkeit immer mehr ausartenden Geschlechtern beiständen. Aber diese Gleichheit hat auf Erden nicht bewahrt werden können und ist auch nirgends mehr möglich zu machen. Für die Verständigen, welchen Narrheit und Verbrechen nicht gefallen, die aus so thö-

rigtem Streben folgen müßten, als das Streben nach solcher Gleichheit (Radikalismus) seyn würde, hat die Gleichheit endlich den Begriff bekommen, daß das Gesetz, der Schirmer und Strafer, alle gleich richten soll. Obgleich dies nun so ist und wegen der Verhältnisse, Elemente, Anlagen und Triebe der Natur und des Menschen nicht anders seyn kann, so sind doch vom Anbeginn der Geschichte große und weise Männer gewesen, welche darauf gesonnen haben, durch eine strenge und feste Gesetzgebung die Gleichheit des Besitzes und der Freude den Sterblichen so zuzutheilen, daß der Unterschied des Glücks und der Glücksgüter der Bewohner eines Landes nicht zu ungeheuer würde. Sie haben wenigstens eine Annäherung zu jener ursprünglichen Gleichheit gesucht, die jetzt eine idealische Gleichheit scheint. Sie waren zu weise Männer, als daß sie nicht begriffen hätten, daß die Ordnung der Natur, die man auch die Ordnung der Nothwendigkeit nennen könnte, sich nicht willkürlich verrücken lasse; aber sie meinten, es lassen sich gegen die Gewalt des Zufalls und gegen die menschliche Willkür, damit sie sich nicht zu viel erlauben, durch das Gesetz eherne und unzerbrechliche Riegel vorschieben, es lasse sich etwas setzen, wodurch Glück und Unglück gehindert würden, ein zu freches Würfelspiel mit den armen Sterblichen zu spielen: Die weisesten Völkerstifter und Gesetzgeber des Alterthums haben ihre Staaten auf Ackergesetzen gegründet. Das wußten sie, daß sie Natur und Glück nicht so binden konnten, daß der Geschwinde mit dem Lahmen, der Starke mit dem Schwachen, der Kluge mit dem Dummen, der Faule mit dem Fleißigen durchaus eine gleiche Bahn des Glücks laufen mußte; aber dahin haben sie gestrebt und das haben sie zum Theil erreicht, daß wenigstens ein großer Kern ihres Volkes durch die Verfassung selbst in einem gewissen tüchtigen und mittelmäßigen

Zuſtande des ungefähr gleichen Wohlſtandes erhalten wurde. Sie wollten vor allen Dingen dem Unglück vorbeugen, wodurch die Tugend und Herrlichkeit der Staaten endlich unvermeidlich untergehen muß, daß nicht einige Wenige durch Glück, Geſchicklichkeit und Habſucht allen Landbeſitz an ſich riſſen und die große Maſſe des Volks zu bloßen Knechten und Tagelöhnern dieſer wenigen Reichen erniedrigt würden. Sie hatten hiebei zwei Dinge am meiſten in's Auge gefaßt. Erſtlich meinten ſie — und welcher Verſtändige meint das nicht mit ihnen? — in den Klaſſen des Volks, die eine geſicherte mittelmäßige Wohlhabenheit haben, werde Tugend und Redlichkeit, um deren willen doch jeder Staat gegründet gedacht werden ſoll, am reinſten und treueſten erhalten; und zweitens wußten ſie, das Vaterland könne keine muthigeren und zuverläſſigeren Vertheidiger haben als diejenigen, welche Arbeit und Thätigkeit nicht in Weichlichkeit verſinken ließen und welche mit ihrem Vermögen an dem Lande ſo feſtgewurzelt ſäßen, daß ſie in Zeit der Gefahr es nicht wie Wechsler und Lombarden einpacken und an ſicherere Orte tragen könnten.

Ein großer Mann iſt hier vor allen zuerſt zu nennen, nämlich der Träger des Alten Teſtaments, der Seher und Mann Gottes Moſes. Je mehr man das Werk ſeiner Geſetzgebung betrachtet, deſto mehr muß man ſeine tiefe Weisheit und ſeinen alle Verhältniſſe der Geſellſchaft umfaſſenden Blick bewundern. Der Staat, den Moſes ſtiftete, war eine Theokratie, aber ſehr fern von der Unterdrückung und Sklaverei. Der weiſe Geſetzgeber hatte das Land berechnet, das von den Kindern Iſrael erobert und beſetzt werden ſollte, und hatte in dieſer Berechnung jedem Stamme nach ſeiner Volkszahl ſein Gebiet zugetheilt. Aber weil ſein Entwurf nicht ganz ausgeführt wurde; weil einige Stämme zu frühe zum Beſitz des Ihrigen kamen und ſich bald der Ruhe und Faulheit

überließen, und den andern, die ihr volles Erbtheil noch nicht hatten, mit den Waffen in der Hand nicht dazu halfen; weil unter den verschiedenen Stämmen auch bald Eifersucht und Nebenbuhlerei einriß; und weil auf Josua nicht sogleich ein kriegerischer Feldhauptmann des Volks folgte — so haben Moses große Gedanken und Entwürfe nimmer völlig zum Leben gelangen können, da der politische Staatsleib, worauf er bei seinem Entwurf gerechnet hatte, nimmer ganz fertig ward. Und deswegen ist der mosaische Staat früh zerspaltet, darauf wegen seiner Zwietracht und weil er die Meeresküsten und den Libanon nach Moses Plan nicht erobert und eingenommen hatte, in den Kriegen neidischer Nachbarn und mächtiger fremder Eroberer Jahrhunderte lang hin und her geworfen, darauf unterjocht und zinsbar und endlich bald nach dem Anfange unserer Zeitrechnung gänzlich ausgelöscht worden.

In dieser mosaischen Gesetzgebung war der Stamm der Leviten, zu welchem der Mann Gottes selbst gehörte, ein mit vielen Vorrechten begabter und gleichsam adlicher Stamm. Aber das übrige Volk war nicht vergessen. Moses hatte das ganze Land stammweise eingetheilt und jedem freien Obermann in jeder Familie war in jedem Stamm sein Loos oder Erbe an Land zugetheilt worden. Dieses Loos Land war unveräußerliches Staatslehen, und mußte bei der Familie, der es angewiesen war, von Geschlecht zu Geschlecht bleiben. Besonders aber lag das in dem Plane des Gesetzgebers, daß nicht mehrere Loose unter demselben Besitzer zusammenkommen und auf diese Weise eine zu große Ungleichheit des Landbesitzes entstehen sollte. Man kann dies alles in seinen Büchern von den Gesetzen und Ordnungen der verschiedenen Stände weiter nachlesen, vorzüglich aber ist das Buch Ruth darüber ein Kommentar mit stehenden Lettern. Wie sehr Moses Gesetzgebung

überhaupt die Freiheit begünstigte, beweist nichts mehr als sein treffliches Gesetz von dem Halljahre, welches je alle fünfzig Jahre alle verpfändeten Grundstücke dem alten Besitzer wiedergab, und jenes andere Gesetz, welches denjenigen, der einem andern seine persönliche Freiheit verpflichtet oder verkauft hatte, in jedem siebenten Jahre wieder zum eigenen Herrn seines Leibes machte.

Die Verfassung von Kreta, und die, wie die Alten uns erzählen, nach ihr gemodelte lykurgische Verfassung Spartas waren gleichfalls auf strenger Eintheilung der Grundstücke unter eine dem Staate angemessene Zahl freier Bürger gegründet. Und Sparta stand gewaltig in seiner rauhen und freilich nicht liebenswürdigen Tugend, bis Habsucht, Üppigkeit und Gesetzesbruch nach Agesilaus die alte Ordnung ganz durchbrachen. Auch Athen und mehrere Staaten Großgriechenlands hatten Gesetze, die sich diesen annäherten. Die Alten fürchteten überhaupt das Zusammenhäufen großer Güter und Besitzungen in wenigen Familien als der Tugend und Freiheit der Bürger gefährlich: denn wo wenige Männer mit ungeheurem Reichthum sind, findet man gewöhnlich eine Menge blutarmer Menschen, nach der Regel: die tiefsten Sümpfe unter den höchsten Bergen. Sie fürchteten mit Recht, es würde aus diesen ein Pöbel werden ohne Gefühl für Vaterland, Freiheit und Tugend, der weder fremden Angreifern noch einheimischen Vergewaltigern widerstehen könnte. Man kann ihnen hierin wohl nicht Unrecht geben. Auch haben mit diesen Gesetzgebern oder vielmehr nach diesen Gesetzgebern die geistreichsten und edelsten Männer des Alterthums, welche über Gesetze und Verfassungen geschrieben haben, allgemein den Grundsatz angenommen, daß der Staat, der wohl und gerecht geordnet und sicher gebaut heißen solle, gute Acker- und Feld-Gesetze haben müsse, d. h. solche wo nicht zu große Grundstücke von einem Einzigen besessen und

mäßige Güter nicht in zu kleine Theile unter Mehrere zerstückelt werden durften. Wie dieser große Gegenstand bei den Kämpfen zwischen den Patriciern und Plebejern in Rom weiland zur Sprache kam, und wie um die Vertheilung der eroberten und dem Staate zinsbaren Ländereien oft blutig gestritten worden, und wie der Geitz der alten Römischen Geschlechter, der sich das Meiste und Beste von diesen Staatsgütern mit eigenmächtiger Willkür zugetheilt hatte, die übrigen freien Bürger gar nicht zum Mitbesitz lassen wollte — darüber haben wir in Niebuhrs Römischer Geschichte durch die gründlichsten und lichtvollesten Untersuchungen zuerst Tag erhalten.

Bei den neueren Völkern finden wir die Verfassungen nirgends als ein fest in einander greifendes und aus der Idee großartig zusammengebautes und zusammengehängtes Kunstwerk gegründet, wie dies bei Moses, Lykurgus, und mehreren großen Gesetzgebern des Alterthums offenbar der Fall war. Bei uns ist es eben geworden, wie es hat werden können, Viele mögten sagen, wie der Zufall es gewollt hat. Dies letzte sagen wir aber nicht, obgleich wir nicht leugnen können, daß die neueren Völker, auch nachdem sie bessere Einsicht erlangt hatten, sich mehr als recht vom Ungefähr haben treiben lassen. In die Gesetze und Verfassungen der letzten funfzehnhundert Jahre hat eine gewaltige Macht mit hineingewirkt, welche den Alten fehlte, die milde und menschliche Majestät des Christenthums, welche Vieles ergänzt hat und bis diesen Tag ergänzt, was Unvollständiges und Unzusammenhangendes darin seyn mag, und welche die Wüstheit und Grausamkeit aller habsüchtigen Triebe der menschlichen Natur im Allgemeinen doch auf eine wundersame Weise gebrochen und gemildert hat. Wie diese himmlische und göttliche Kraft des Worts von der Liebe und Barmherzigkeit gleichsam als ein unmittelbarer Hauch und

Athem von dem Herrn die Empfindung der ganzen Welt durchdrungen und alles mit einem zarteren und geistigeren Leben und Streben beseelt und die trotzige und stolze Tugend der Heiden zu Sanftmuth und Demuth gebeugt, und zugleich die meisten Ansichten und Verhältnisse des Lebens und Staates verändert hat — was soll ich hier weitläuftig erzählen, was wir alle wissen und wovon wir auch ohne Wissen schon innerlich überzeugt sind? Ich wiederhole hier nur, was ich anderswo öfter schon gesagt habe, daß die Staaten des Alterthums, wie trefflich auch ihr Grundbau seyn mogte, deswegen nicht viele Jahrhunderte überdauern konnten, weil sie von Anfang an einen Todeskeim des Gräuels und Verderbens in sich trugen, die Sklaverei, worauf als auf einem morschen Pfeiler die trotzige und oft grausame Freiheit der Freien mit ruhete. Durch dieses Grundübel gingen die meisten Staaten der Heidenzeit geschwinderen Schrittes zum Untergange, als sie gethan haben würden, wenn sie diese unselige Beimischung nicht gehabt hätten. Das Christenthum hat freilich selten einen so stolzen politischen Schein von sich gestrahlt als jenes Heidenthum, aber es hat die Völker und Staaten mit sanfterer und fast immer mit sichererer Hand geführt, und, indem es die Leidenschaften und Triebe der Menschen bändigte und zügelte, hat es oft auch die zu reißende Bewegung, ich mögte sagen den zu geschwinden Ablauf, der Staatsmaschine aufgehalten.

Wie gesagt, die Verfassungen der neueren Staaten im Gegensatz gegen diejenigen Staaten des Alterthums, deren Geschichte uns besonders anziehend und lehrreich ist, haben sich mehr so von selbst gemacht, was man gewöhnlich sich so von selbst machen nennt, als daß sie nach dem festen und in der Zusammensetzung seiner Theile genau abgemessenen Entwurf eines Gesetzgebers gemacht wären. Bei einem solchen Sichselbstmachen zeigen die Völker am

besten, was sie werth sind und was von ursprünglicher Anlage zur Freiheit und Gesetzlichkeit in ihnen ist. Unsre Vorfahren, die Germanen, offenbaren sich da von den Anfängen ihrer bekannten Geschichte als ein edles und freies Volk, und als ein solches, das sich auch auf Einrichtungen für die Erhaltung der Freiheit verstand. Es geht ein gewisser Grundtypus für die Feld- und Ackerbau-Verhältnisse durch die Gesetzgebungen und Gebräuche der germanischen Stämme, welcher die freien Männer im Besitz ihrer Güter in einem gewissen Wohlstande zu bewahren mit Weisheit und Gerechtigkeit berechnet schien. Doch wurden allerdings auch unterworfene und leibeigene Leute bei'm Ackerbau gebraucht. In ruhigen Sitzen bewohnten sie das Land nach einem gewissen Gleichmaaße des Ranges und der Bedürfnisse unter sich getheilt; doch so, daß alle den Fürsten und Vornehmsten, welchen sie im Kriege folgten, Ehrengeschenke gaben, und daß die Leibeigenen gegen Abgaben von Vieh und Getraide an die Freyen Zinshöfe bewohnten, deren Grund nicht ihnen gehörte. Tacitus sagt uns ausdrücklich im 26. Kapitel seines Büchleins über Germanien, daß sie, wenn sie neue Stücke Land unter den Pflug nahmen, nach der Kopfzahl der Ackersleute und nach der Würde theilten*). So ward bis zu einem gewissen Grade für eine billige Gleichheit des Besitzes gesorgt.

Auf die Weise, wie sie es daheim im eigenen Lande hielten, wann neues Ackerland unter Dorfschaften oder Gemeinden zu vertheilen und anzuweisen war, hielten sie es späterhin auch, als sie

*) Dies erklärt sich aus dem noch bestehenden Brauch unserer Tage, wenn, wo Markenverfassung herrschte oder eine große Dorf- oder Stadt-Allmend war, Stücke wüster Halden oder Gemeinweiden unter den Pflug genommen werden sollten, diese nach der Würde (d. h. nach dem kleineren oder größeren Feldmaaße, welches jeder in der Gemarkung oder Allmend besaß,) in kleineren oder größeren Loosen zugemessen wurden.

im fünften und sechsten Jahrhundert als Eroberer über die Donau und den Rhein gegen Süden und Westen oder auf Schiffen zu den Inseln zogen. Die Eroberer theilten die mit dem Schwerdt gewonnenen Länder und die Bewohner derselben unter sich, so daß von dem Fürsten bis zu dem untersten Freien, der ihm gefolgt war, jeder nach dem Maaße seiner Ansprüche oder Bedürfnisse sein gebührliches Loos erhielt. Diese Germaner aber arteten nun bald aus, weil sie in den alten Einwohnern der eroberten Länder zu viele und zu verschmitzte und verdorbene Sklaven bekamen. Wie das Gemüth dadurch verdorben ward, verlor auch die Freiheit ihre Kraft, die ohne Tugend nie besteht, und bald entwickelte sich eine eigenthümliche Art eines unfreien Zustandes, wohin allmälig viele der Freien hinabgezogen wurden und welcher von Manchen Knechtschaft genannt worden ist. Dieser in vielen Abstufungen und oft mit den seltsamsten Verschiedenheiten in einander verzweigte und verflochtene Zustand einer vielfältig gebundenen Unfreiheit hat den Namen Lehnwesen bekommen, auch wohl Vasallenwesen.

In dem eigentlichen Germanien, in dem Lande, welches wir jetzt Deutschland nennen, hatte sich in den Gegenden, wo fremde Völker entweder gar nicht oder doch nur eine gar kurze Zeit gehaust hatten, jene Einrichtung am besten erhalten, welche ursprüngliches Gefühl von Recht und natürliche Billigkeit bei der Vertheilung der Ländereien gemacht hatten. Diese glücklichen Gegenden waren die Mitte der deutschen Lande und der Westen zwischen dem Rhein und der Elbe, jener glänzende Schauplatz der gewaltigen Römerkriege, aus welchen unsre Altvordern so siegreich geschieden waren. Was von Germanien jenseits der Elbe nordöstlich und jenseits der Elbe und des Fichtelberges östlich liegt, war von Wenden*) (Slaven an der Küste) und Slaven sehr an-

*) Wend, Wand, Wattn: Wasser, See in vielen Sprachen; da-

gefressen und in seinen früheren Verhältnissen zerrüttet. Was über der Donau, zwischen Donau, Alpen und Adriatischem Meer lag, war zuerst von den Römern, dann von Slaven, Avaren, Magyaren hart mitgenommen und zerrüttet worden. Auch ist in den Ländern, wo die Slaven Jahrhunderte lang gehaust haben und wo zum Theil noch bedeutende Reste von ihnen sitzen, die Freiheit der kleinen und mittleren Grundbesitzer nimmer wieder geworden, was die frühere germanische gewesen. Wenige kleine Freie sind dort übrig geblieben, oder haben sich dort später wieder erhoben; die meisten Bauern und bäuerlichen Menschen schmachteten da bis auf die letzten Zeiten entweder in einer armseligen Abhängigkeit oder gar in einer traurigen Leibeigenschaft — so sehr hatte der Sinn und die Art eines fremden Volks das Germanische zerstört oder verschlechtert. Die Länder, worauf ich hindeute, sind Krain, ein Theil von Steiermark, Kärnthen und Östreich, Mähren, Böhmen, Schlesien, die Lausitzen, die Marken jenseits der Elbe, Pommern und Mecklenburg.

Aber auch jene glücklicheren Gegenden Deutschlands in der Mitte und in dem Westen des Vaterlandes, welche ich vorher genannt habe, jene, welche nicht von fremdartigen Völkern überschwemmt worden, und welche keine Fremden zu unterjochen gehabt haben, konnten sich dem Geiste der Verschlechterung und Verschlimmerung, dem Geiste des Übels, nicht erwehren, welcher von den Nachkommen der alten ausgewanderten Germanen aus den südlichen von ihnen eingenommenen und germanisirten Ländern auf sie zurückwirkte. Hier müssen vor allen andern die Franken genannt werden, welche, nachdem sie Gallien erobert, die Westgothen fast ganz über die Pyrenäen getrieben und das Reich der Burgunder zerstört und ihnen unterworfen

her Vandali, Wenedi, Weneti in Norddeutschland, am Adriatischen Meere, an den Küsten Galliens.

hatten, auch die alten Brüdervölker jenseits des Rheins ihre Macht fühlen ließen. Unter dem mächtigsten Frankenkönig aus dem Hause Pipins von Herstall, unter Karl dem Großen, wurde das letzte unabhängige Germanenvolk, das große und mächtige Volk der Sachsen, nach einem dreißigjährigen blutigen Kampf mit dem weiten Frankenreiche verbunden. Zwar lösten sich nach Karls Tode die straffgezogenen und straffgehaltenen Zügel der Herrschaft unter seinen schwachen Nachkommen, die noch ein Jahrhundert nach ihm in Deutschland regierten, auch löste sich Deutschland (das Land diesseits der Alpen, Ardennen und Vogesen) selbst von dem zu weiten Frankenreiche und ward ein eigner Staat für sich; aber seine Schicksale die nächsten anderthalb Jahrhunderte waren unlustig unter schwachen und ohnmächtigen Herrschern und unter Einfällen und Verheerungen wilder und roher Völker, welche von Osten und Norden es zu erschüttern und verwüsten kamen. Und so viel hatten in ein paar Jahrhunderten der Verbindung die Art und Einrichtung des Frankenstaates und Befehl und Beispiel gewirkt, nebst neuen Weltverhältnissen und veränderter Staats- und Kriegs-Ordnung, bei der großen Noth der Zeiten und den langen und entfernten Feldzügen, daß die Freiheit der kleinen und mittleren Grundbesitzer, die man, wie man will, freie Bauern oder kleine Edelleute nennen kann, und worauf Germaniens alte Freiheit und Wehrhaftigkeit gegründet gestanden hatte, mehr und mehr unterdrückt und gebunden ward. Es hatte sich das fränkische Lehnwesen eingeschlichen, wenige kleine Männer waren frei geblieben zu einer Zeit, wo so viele Mächtige unfrei werden mußten; eine mehr oder weniger fesselnde und drückende Abhängigkeit oder Hörigkeit, die von der schlimmsten Leibeigenschaft bis zur leidlichen Pflichtigkeit hundert verschiedene Stufen, Arten und Namen hatte, umfaßte die Enkel des Volkes, dessen Sendeboten, wie einige da-

für halten, jenem Alexander von Macedonien gesagt hatten, daß es sich nur fürchte, wenn der Himmel einfalle.

Also Beispiel fränkischer Ordnung und romanisirter Gallier, Noth und Krieg, und auch Brauch und Gewohnheit flochten und nieteten dieses wunderliche Wesen zusammen. Gewiß sind manche Herrenhöfe oder sogenannte Oberhöfe, wo die Unterworfenen später Dienst leisten, gewisse Abgaben bezahlen und Recht suchen mußten, früher nur Mittelpunkte der Versammlungen freier Männer in ihren Feld- und Gemeinde-Angelegenheiten gewesen. Die Freien trugen für die Zeit, wo diese Versammlungen standen, Lebensmittel (Butter, Käse, Schinken, Würste, Hühner, Eier ꝛc.) dahin zusammen für die gemeinsamen Gelage und Ausrichtungen. Was auf diese Weise ganz freiwillig und willkürlich gewesen, ward durch Gewohnheit im Laufe des Jahrhunderts Schuldigkeit: aus dem Besitzer eines solchen Hofes ist endlich ein Gerichts- und Ober-Herr geworden. Wir finden die Andeutung, daß es mit manchen Oberhöfen bei den Westfälischen Sachsen sich wohl so gemacht haben mag, in dem englischen Worte Landlord, welches zugleich einen Gutsherrn und einen Gastwirth auf dem Lande bezeichnet. Auch in Schweden sind noch heute in einigen Landschaften dieselben Höfe Landgastwirths- und Post-Wirths- und Landgerichts-Höfe.

Mehrere Jahrhunderte lag der größere Theil der kleinen Landbewohner, die Bauern, tief in Abhängigkeit versunken und an manchen Orten des Vaterlandes in unwürdiger und jammervoller Sklaverei. Diese Unterdrückten, diese Armen Leute, wie die Rechtlosen genannt wurden, waren nicht bloß Abkömmlinge jener Leibeigenen, die schon zu Cäsars und Tacitus Zeiten in Germanien bestanden, sondern es waren auch die Enkel solcher Männer darunter, die unter Arioviſt, Arminius und Wittekind als die Freie-

sten und Besten gegen die Knechtschaft gefochten hatten. Ihre schlimmste Zeit war die vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert. Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts wirkten viele Weltverhältnisse und Begebenheiten zur Milderung ihres Joches; viele arbeiteten sich in den folgenden Jahrhunderten wieder zu einem leidlichen und menschlicheren Zustand durch; doch hingen die meisten bis in's neunzehnte Jahrhundert, in dieses laufende Jahrhundert, hinein noch von mancherlei Banden des Lehnwesens umstrickt. Die letzten Jahrzehende haben diese Bande in den meisten Gegenden des Vaterlandes nicht eben sanft aufgelöst, sondern gewaltsam zerrissen; es giebt jetzt nicht viele der Lande mehr, wo das Lehnwesen noch in seiner Fülle blüht.

Man sagt und man liest in hundert Büchern, das wunderliche und vielgestaltige und schwerbeschreibliche Ding, welches man später Lehnwesen nannte, sey eine ganz natürliche Entwickelung gewesen aus den Keimen, die in der ältesten deutschen Verfassung lagen, nichts Anderes als eine weitere Ausbildung des Gefolges, wo ein tapferer Fürst oder Edeling sich durch seine Großthaten eine Menge kampflustiger Freien nachzog, welche Schirm, Ehre und Beute bei ihm suchten und deren Enkel späterhin ganz natürlich seine Vasallen und Mannen wurden. So weit läßt es sich allerdings erklären; aber wie ein solches Verhältniß oder wie nur das Beispiel oder Gleichbild eines solchen Verhältnisses in späteren Zeiten die Menschen, welche weiland frei waren, fast bis zur allgemeinen und schändlichen Knechtschaft herabdrücken und herabwürdigen konnte oder vielmehr durfte, das begreift man daraus wahrlich nicht; und da man es nicht begreift, so hat man Recht es nicht zu glauben, bis darüber bessere Beweise beigebracht werden, als die sind, welche man gewöhnlich dafür anführt. Denn ein solches Gefolg wie das von Tacitus beschriebene findet

sich fast bei allen nicht sklavischen Völkern der Erde, wenn sie ungefähr auf der Stufe der menschlichen und politischen Bildung stehen, worauf unsre Vorfahren der ersten christlichen Jahrhunderte standen. Ich muß hingegen nach meiner geschichtlichen Ansicht durchaus behaupten, daß das Lehnwesen, welches in seinen Anfängen ein arges Unwesen und auch in unserer Zeit eben noch kein liebenswürdiges Wesen gewesen ist, sich aus der Mischung des Germanischen und Romanischen gebildet hat. Frankreich, Italien, Hispanien — das sind die Länder, wo es groß gewiegt worden. Von dorther ist es uns und andern germanischen Völkern als ein Übel eingeimpft worden. Ich führe meinen Beweis.

Schweden und Norwegen sind ächte germanische Länder, die Schweden und Normänner sind ächte Germanen, wenn man einige hie und da zerstreute Finnen ausnimmt, die aber in der Masse der beiden Völker ein unbedeutendstes Theilchen ausmachen. Die Schweden und Normänner haben in früherer Zeit auch den germanischen Comitatus gehabt zu Wasser und zu Lande: tapfere und freie Männer hatten sich dem Befehle tapferer Führer in allen Gefahren auf Noth und Tod untergestellt; große Tugend, Klugheit und Herrscherkraft haben die Menschen hier gezogen, wie sie dieselben in der ganzen Welt ziehen: so weit ist an den nordischen Fjäll und am Mälare und an der gothischen Elbe der Germane seinem Bruder an der Weser und am Rhein gleich gewesen. Aber Schweden und Norwegen haben bis auf diesen Tag nur einzelne dünne, aus der Fremde hergebrachte, Spuren vom Lehnwesen gehabt. Diese Länder sind sehr lange in der ächten germanischen Art und Weise geblieben. Die Grundstücke waren unter freie Männer zu gleichem Recht vertheilt und von freien Männern bebaut; Leibeigene, sogenannte der Erdscholle Angewachsene und Angefesselte, welche das Land bebauten, hat es dort nicht ge-

geben, wenn sie gleich in frühesten Zeiten eigentliche Hausſklaven auch wohl mitunter bei der Feldbestellung mitgebraucht haben mögen. Bauern, die auf Adels- oder Kron-Gütern wohnten und in Geld oder in Erzeugnissen des Bodens oder in Diensten ihren Zins abtrugen, sind von jeher bis auf diesen Tag als freie Pächter angesehen, die nach aufgekündigtem Vertrage ziehen können, wohin sie wollen. Freilich haben Schwedens Könige seit Magnus Scheunenschloß, der am Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts lebte, eine Art Adel zu schaffen angefangen nach dem Muſter des deutschen Adels, wovon seit jener Zeit viele als Söldner nach dem Norden kamen, und spätere Herrscher haben diesen Adel weiter ausgestämpelt, auch den adlichen Hauptgütern oder Herrensitzen zum Nachtheile der kleinen Freien gewisse Vorrechte und Steuerfreiheiten bewilligt; aber nimmer hat der schwedische Adel leibeigene Bauern oder abhängige hörige Lehnbauern unter sich gehabt, und ein guter Theil jener Vorrechte und Steuerfreiheiten, die er sich gegen Schwedens Gesetze unter schwachen Regenten erschlichen hatte, hat er in dem letzten halben Jahrhundert durchstreichen lassen müssen. Ich kehre immer mit einer frohen Erinnerung nach dem Norden zurück, wenn ich über die künftigen Schicksale der Völker und über das Glück oder Unglück der Länder nachdenke, welche durch die verschiedenen Verhältnisse der Stände und Klassen zu einander, und, wie mir däucht, recht sehr durch die gehörige Vertheilung des Grundes und Bodens bestimmt werden. Schweden und Norwegen gehören in dieser Beziehung zu den glücklichsten Ländern Europas, wo die uralten germanischen Bauern, die freien Männer, welche sich nicht schlechter hielten als die Edlen, und, weil sie frei waren, Edle waren und blieben, noch in zahlreicher Menge in glücklicher und zufriedener Mittelmäßigkeit neben einander auf mäßigen Gütern wohnen und die

menschlichen Tugenden in ihrer Einfalt und Ächtheit pflegen und erhalten. Wenn weise Gesetze, damit Willkür und Habsucht nicht auch hier zu ihrer Zeit wüthen und zerstören, einmal befestigen, was Glück und Tugend des Volks Jahrtausende erhalten haben, eine Vertheilung des Grundbesitzes in den meisten Landschaften, worauf Familien sich in Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit behaupten können, so mögen diese Länder kommenden Zeiten getrost entgegen gehen.

Dänemark liegt Deutschland näher. Auch seine stolze Bauernfreiheit war seit dem zwölften, dreizehnten Jahrhundert größtentheils verschwunden; nachher hat es wie Deutschland lange einen fast unterdrückten Baurenstand und eine fast sklavische Leibeigenschaft gehabt. Dieses Unglück hatte es über den Sund getragen in die Landschaften, welche es einst von Schweden abgerissen beherrschte. Noch sind in Schonen Spuren genug, daß der Adel dort einst mehr Herr seyn durfte und der Bauer mehr Knecht seyn mußte, als dies je in Schweden Statt fand. Weil aber der Bauer in Schweden und Norwegen nie als ein von Natur zum Dienen geborner Mensch angesehen, sondern immer als ein freier Mann geehrt worden ist, so wundert sich in den Ländern niemand, wenn eines Bauers Sohn Minister, Feldherr oder Landshauptmann heißt; selbst in der Periode Schwedens, wo der Adel über die übrigen Stände fast alle Gewalt an sich gerissen hatte, von dem Jahre 1720 bis zum Jahre 1772, gab es Reichsräthe und Herrlichkeiten, deren Väter Bauern gewesen. Wie Viele würden in Deutschland vor Erstaunen außer sich seyn, und glauben, der jüngste Tag sey da, wenn solches oft erlebt würde!

England ist ein zweiter großer Beweis. Es hielt sich in seiner eigenthümlichen deutschen oder sächsischen Freiheit und Unabhängigkeit der kleineren Grundbesitzer und Bauern bis auf die

zweite Hälfte des elften Jahrhunderts, bis auf Wilhelm von der Normandie, den Eroberer. Ich lege hierauf ein großes Gewicht. Gewöhnlich behauptet man, mit der Entwickelung der Verfassung und der Verfeinerung des Lebens habe sich das Lehnwesen aus dem alten germanischen Gefolge ohne weiteres Zuthun wie von ihm selbst ausbilden müssen. Nun kann man nachweisen, daß Britannien schon im siebenten, achten Jahrhundert in Hinsicht der Verfassung, der Sittenverfeinerung, der Religion und Gelehrsamkeit wenigstens so gebildet war, als Deutschland im neunten und zehnten Jahrhundert, und doch findet sich dort damals noch nichts vom Lehnwesen, sondern wenige adliche Männer wohnten unter dem allgemeinen Volksgesetze, welches König Alfred im neunten Jahrhundert neu sammlete und ordnete, mit einer Menge kleiner und mittlerer Freien zusammen, die auf ihren Ländereien so sehr Herren waren, als jene auf den ihrigen; von einem Lehnbande, welches später häufig ein Lehnstrick ward, ist in der englischen Geschichte vor Wilhelm von der Normandie auch keine Spur, sondern die freien Sachsen und Angeln, die nach der Mitte des fünften Jahrhunderts in Britannien eingedrungen waren, hatten das eroberte Land so vertheilt und bewohnten es unter denselben Verhältnissen, unter welchen sie weiland an den jenseitigen Küsten Germaniens und um die Ems, Weser und Elbe gewohnt hatten. Die Normannen, welche aus einem Lande stammten, wo die größtmögliche persönliche Freiheit und Gleichheit herrschte, hatten in der Landschaft, die sie an der Nordküste Frankreichs eingenommen, bald die nordische Freiheit verloren, und durch das Beispiel der benachbarten Franken, ihrer Besiegten, verführt, die Knechtschaft des Lehnwesens angenommen. Wilhelm der Normann, als er das große Unternehmen gegen England zurüstete, begriff leicht, daß es den Kräften, die er in seinem Lande aufbieten

konnte, weit überlegen war. Er machte es wie alle Eroberer, er lud eine Menge Waghälſe und Abentheurer auf die Hoffnung der Beute und der Länder ein, die er ihnen auf der ſchönen Inſel zeigte; und ſolche Abentheurer ſtrömten in Schaaren herbei, und ſchwellten ſein Heer, aus Frankreich, Flandern, Brabant und allen Nachbarlanden, zu welchen der Ruf des großen Zuges gelangen konnte. Wilhelm gewann im Jahr 1066 die Schlacht bei Haſtings, und behandelte England wie ein erobertes Land und die Engländer wie ſeine Sklaven. Er mußte denen, die ihn zu einem ſo mächtigen Könige gemacht hatten, ſein Verſprechen halten und Land und Leute unter ſie vertheilen. Dieſe Epoche iſt der Anfang einer drückenden Lehnherrſchaft in England. Das freigeſinnte Volk der Angeln, Sachſen und Frieſen verſtand wohl, ſich in den folgenden Jahrhunderten von dem Druck des königlichen Deſpotismus zu befreien und auch den ariſtokratiſchen Druck der Herren und Ritter etwas zu lüften, aber jener herrliche Zuſtand der früheren Zeit, wo Dreiviertel aller Grundſtücke in England mittelmäßigen Freien gehörten, jener Schweden und Norwegen ähnliche Zuſtand, iſt in England nimmer wiederhergeſtellt. Der einmal zerſtörte freie Bauerſtand hat in der Folge ſeine Zahl und alſo ſeine alte Bedeutſamkeit und Wichtigkeit im Staate nie wiedergewonnen. Die Kirche, die Reichen und der hohe Adel beſitzen jetzt faſt alle Grundſtücke in England.

Man könnte hiebei auch an Schottland denken. Der Süden Schottlands bis an das Hochgebirg, ſo wie ein Theil der nördlichſten gegen Schottlands Gränzen ſich ſtreckenden Landſchaften Englands iſt in den ſtürmiſchen Jahrhunderten, wo die nordiſchen Wikingar, die auch wohl Seeräuber heißen, ihre Züge gegen Weſten und Süden machten, nach und nach von Normännern (Männern aus Norwegen, Dänemark und Schweden) beſetzt und

bevölkert worden, die freilich mit Nachkommen der Sachsen vielfach gemischt wohnten. Dies wissen wir aus der Geschichte, und wenn wir es nicht aus der Geschichte wüßten, so sind davon bis auf den heutigen Tag noch Spuren und Denkmäler genug in Grabhügeln, Sagen, Sitten, Art und Sprache der Einwohner; und das sprechendste und unzerstörbarste Zeugniß und Denkmal dafür finden wir in der Dichtkunst dieser Gegenden, in den Romanzen und Balladen des Mittelalters, worin ein von dem südbritannischen ganz verschiedener hochnordischer Geist weht. Diese Gegend ward, wie die Normandie von Frankreich, von dem nahen England zur Verähnlichung in Sprache, Sitten und Einrichtungen hingezogen; es entstand hier auch durch die Nachbarschaft und das Beispiel und die Stammverwandtschaft fast ganz dasselbe Lehnwesen, welches die französischen Normannen nach England gebracht hatten. In Nordschottland, besonders in dem nordwestlichen Theil, dessen meiste Bewohner galischen Stammes sind, bestand ein patriarchalisches oberherrliches Wesen der Abhängigkeit, das nicht wie das Lehnwesen durch bestimmte Formen und Gesetze, sondern durch Herkommen und Sitte getragen ward: bei mildem Karakter des Oberherrn vielleicht der Freiheit nah, bei hartem Gemüthe desselben wenig von Knechtschaft verschieden; nur daß der rauhe und strenge Himmel, der die Leiber stählt, die Unterworfenen nicht so elendig und nichtswürdig werden ließ, wie jeder Sklav in weicheren Klimaten nothwendig werden muß. Wir werden dieses Verhältniß weiter unten noch berühren.

Uns däucht es also die höchste selbst durch die Geschichte nachgewiesene Wahrscheinlichkeit, daß das Lehnwesen aus den Resten alter Knechtschaft hervorgegangen ist, welche die Franken, Longobarden, Sveven und Westgothen in den von ihnen eroberten und germanisirten Ländern fanden, in welchen sie allmälig neue Staa-

ten ausbildeten. Und nun wollen wir noch etwas aussprechen, was ganz in das Gebiet dieser unserer politischen Fragen und Untersuchungen fällt: die Römer haben in jene Lande nicht bloß die Knechtschaft gebracht, sie haben sie dort schon gefunden. Bei den Galliern wenigstens bestand eine traurige und drückende Lehnknechtschaft, als sie von den Römern bezwungen wurden. Es gab bei ihnen damals nur Fürsten und Adel und Halbfreie und Sklaven; volle Freie, ein starker und unbezwinglicher Kern des Volks waren nicht mehr da. Auch in Spanien scheint ein ähnlicher Zustand gewesen zu seyn, als nach dem zweiten punischen Kriege die Römer anfingen, diejenigen zu Sklaven zu machen, welche sie vorher Bundsgenossen genannt hatten. Fürsten, Adel und Volk waren durch eine Art trauriges Lehnwesen zerspaltet und konnten keine gemeinsame Kraft bilden. Es fehlte jenen Ländern der Kern eines freien Mittelstandes, ohne welchen kein Land wirkliche Stärke hat; darum wurden sie so leicht die Beute der Römer. Sie waren damals ungefähr in dem Zustande, worin die Franzosen und Deutschen im neunten und zehnten Jahrhundert standen, als sie von Slaven, Normännern und Magyaren überritten und geplündert wurden; ihre Mannskraft, ihre große Wehrmannschaft war zerstört oder zerstückelt. Da mußten die Enkel der Männer, die 80,000, ja 100,000 Mann der kriegsgeübtesten Römerheere aus dem Felde geschlagen hatten, sich von 15,000 und 20,000 Normännern, ihren Stammgenossen, ungestraft verheeren und ausplündern lassen, weil diese noch das waren, was die Ahnherren weiland von jenen, freie und auf ihre Freiheit stolze und zuversichtliche Männer. Wir hören, wie Cäsar dieses gallische Verhältniß zwischen dem Adel und den sogenannten Freien beschreibt, und wir müßten blind seyn, wenn wir darin nicht den Zustand

erblicken wollten, wie er sich im sechsten siebenten Jahrhundert in Frankreich und im achten neunten Jahrhundert in Deutschland von der alten Freiheit zur Lehnsabhängigkeit entwickelt hat. So lautet es bei ihm Buch 6. Kap. 13. und 15.:

„In ganz Gallien sind zwei Menschenklassen, welche einiges „Ansehen und Ehre genießen, nämlich die Druiden und die Rit„ter (Priester und Adel). Denn das Volk (plebs) wird fast wie „Sklaven geachtet; es unternimmt durch sich nichts, und wird zu „keiner Versammlung gezogen. Sehr viele, wann sie von Schul„den oder von der Größe der Auflagen oder von dem Übermuth „der Mächtigen bedrängt werden, geben sich den Adlichen in die „Knechtschaft; diesen stehen gegen sie alle dieselben Rechte zu, wie „den Herren gegen die Sklaven. — Die Ritter, wann Aufför„derung dazu oder irgend ein Krieg eintritt (was vor Cäsars An„kunft fast alljährlich zu geschehen pflegte, daß sie einander in An„griffs- oder Vertheidigungskriegen befehdeten), tummeln sich alle „im Kriege um. Und wie jeglicher durch Geschlecht und Reich„thum der Stattlichste ist, hat er die meisten Ambakten (Dienst„leute) und Schützlinge um sich."

In diesen wenigen Worten liest man die Geschichte der Art und der Entstehung der Lehnsabhängigkeit, man liest, durch welche Umstände freie Männer mehr oder weniger Knechte werden. Das kann man bestimmt sagen, hätte Germanien im ersten Jahrhundert der Geburt unsers Erlösers eine Verfassung gehabt, wie es sie später im neunten und zehnten Jahrhundert hatte, Männer wie Drusus, Tiberius und Germanikus würden es von dem Rhein und der Donau bis an die Ostsee und jenseits der Karpathen leicht besiegt haben; wir würden eine andre europäische Geschichte haben.

Das fällt einem bei diesem Hinundherschweifen auf dem unendlichen und unergründlichen Meere der Völker und Jahrhun-

derte und ihrer Begebenheiten und Schicksale gleichsam von selbst in die Hände, daß von allen germanischen Volksstämmen die Sachsen und die den Sachsen verwandtesten am festesten und hartnäckigtesten an der Freiheit gehalten und diese Freiheit in verständigen und weisen Einrichtungen entwickelt und ausgebaut haben. Ich nenne nur die Kriege gegen Augustus und Tiberius im Anfange unserer Zeitrechnung, welche größtentheils von den Völkern geführt wurden, die sich später Sachsen nannten; ich nenne nur solche, die durch wirkliche Abstammung und durch die Sprachähnlichkeit sich als ihre Blutsfreunde beurkunden: die Niederländer, die Friesen, die Engländer, Schweden, Norweger, Ditmarsen, Siebenbürgen — welche alle sich von jeher durch Streben zu Freiheit und Gesetzlichkeit ausgezeichnet haben. Ich bemerke bei dieser einfachen Angabe jedoch, daß ich hier ununtersucht lassen will, wie viel Landesbeschaffenheit, Örtlichkeit und Himmelstrich zur Hervorbringung dieser merkwürdigen und großartigen Erscheinung bei diesem Stamme und bei seinen verwandten Stämmen mitgewirkt haben können. Auch das muß ich schließlich noch andeuten, daß sich in wenigen Landschaften des Vaterlandes so viele und so große Bauerschaften erhalten haben als in dem rechten Kern des Sachsenlandes, in Westfalen, welche zugleich in ihrer Bauart und in ihrem Wesen uns oft jenes älteste Bild vorzustellen scheinen, welches Tacitus vor siebenzehnhundert Jahren von unsern Vorfahren aufgestellt hat.

Wir sind auf diesem Gebiete auf manchen Nebenwegen und Fußpfaden bisher hin und her geirrt, ehe wir zu der breiten großen Straße gelangten, wohin wir eigentlich wollten. Jetzt sind wir darauf, und nun können wir kurz und grade darauf fortgehen.

Ich weiß, es wird nicht an solchen fehlen, die mit einer ge-

wiſſen Erbitterung ſagen werden, ich ſey ein Feind des Adels und des Lehnweſens insgemein, und habe es durch dieſe Darſtellung von neuem bewieſen. Ich muß mir das gefallen laſſen. Ich will klar bekennen, daß mir das Lehnweſen kein erfreulicher Zuſtand der Menſchen däucht, daß ich mir viel beſſere Zuſtände der bürgerlichen Geſellſchaft denken kann, daß ich ſelbſt bei unſern Stammverwandten, den Schweden und Normännern, in Epochen der Entwickelung, die den unſrigen ähnlich waren, mit Freuden dieſen Zuſtand nicht gefunden habe. Aber perſönliche Erbitterung ſpricht hierin gar nicht, ſondern bloß das natürliche Menſchengefühl, daß ein Zuſtand, der durch Geſetze vertheidigt wird, glücklicher iſt als derjenige, den fremde Willkür verſchlimmern oder verbeſſern darf. Wie könnte ich auch ergrimmen über etwas, das ſich in der Geſchichte der meiſten Völker findet, vorzüglich in den Zeiten, wo die politiſche Geſellſchaft und die verſchiedenen Klaſſen des Volks zwiſchen alter Roheit und neuer Bildung und Entwickelung hin und her ſchwanken? Aber wie ſollte ich loben, was tauſend Misbräuche und Frevel in ſich getragen hat und in ſich trägt, und was in einer Zeit, wo jeder von dem Geſetze ſein billiges und gleiches Recht verlangt, nicht mehr beſtehen kann? Wir dürfen nie behaupten, daß dieſes wunderliche Staatsverhältniß an ſich je ein gutes und gerechtes Verhältniß geweſen ſey — die Geſchichte ſtellt gegen ſolche Behauptung zu viele Zeugen auf — wir können nur ſagen, daß es bei gutmüthigen und rechtlichen Völkern, wie z. B. die Deutſchen ſind, die Hülfloſigkeit und Rechtloſigkeit der Abhängigen und Unterdrückten nie ſo ſchreiend gezeigt hat, als bei vielen andern; und doch oft ſchreiend genug.

Wenn ich mich ſo erkläre gegen einen Zuſtand, der zur Zeit ſeiner Entſtehung vielleicht unvermeidlich und nothwendig war, der alle Klaſſen und alle Stände des Volks, die Hohen wie die Nie-

drigen, umfaßte und band, der aber am schwersten auf die Untersten drückte und sie in den meisten Ländern bis zu leibeigenen und hörigen Knechten erniedrigte, so will ich ehrlich gestehen, daß mir das neue und neueste Wesen auch nicht gefällt, wo man nicht allein die Personen frei läßt und von ungebührlichen Zwängen und Banden löset — was recht ist — sondern wo man Land und Häuser und Güter und Gewerbe, gleichsam als wäre die ganze Welt ein liederliches Spielhaus, dem Würfelspiele des Zufalls preisgiebt; was dumm ist. Dieses neue Wesen, weil die Franzosen mit ihrer großen Umwälzung die Anfänger und fast die Urheber desselben sind, könnte man das französische Wesen oder Unwesen nennen. Es däucht mir ein Unwesen, und ich will es denn ein Unwesen nennen, weil es durch die Leichtigkeit des Wechsels der Besitze den größten irdischen Schwerpunkt im Staate aufhebt, der ihm als Ballast so nothwendig ist, damit er in Gefahren nicht von jedem kleinsten Winde umgeworfen werde, und weil es eben durch diese ewigen Wechsel den Menschen nichts Festes und Bleibendes zeigt, ihre Liebe und Treue an nichts Festes bindet, und sie selbst auf diese Weise leichtfertig und wankelmüthig macht. Also, daß mir diese neue Freiheit, wie sie Einigen däucht, eben nicht besser gefällt als die alte Gebundenheit.

Wir hören einmal, wie Einige, welche das Alte preisen, das Neue, was wir eben mit dem Namen das französische Neue getauft haben, tadeln, und das Alte loben. Sie sagen:

Gott selbst, der Weise und Fromme trägt die Natur nur durch ein Gesetz der Abhängigkeit; die höchsten Zwecke und Ziele derselben werden nur dadurch erreicht, daß Eines dem Andern untergestellt ist. Nur durch Dienst wird das All erhalten, der Gehorsam ist die höchste Idee der Freiheit, d. h. der Gottähnlichkeit und der Gottgefälligkeit. Dieses Gesetz der ganzen Natur geht

auch auf die menschliche Gesellschaft über; denn der Mensch ist gleichsam der geistige Abdruck, das geistige Bild der Natur: er stellt in sich alle Triebe, Neigungen, Verschiedenheiten, Ähnlichkeiten und Ordnungen derselben mit Bewußtseyn dar, er macht das große und allgemeine Naturgesetz gleichsam zu einem sich selbst erkennenden und wissenden Gesetze. Daher die verschiedenen Ordnungen der Gesellschaft, und daher der Staat der naturgemäßeste, sittlichste und vollkommenste Staat, in welchem die verschiedenen Stände nicht neben einander, sondern unter einander gestellt sind. Das Lehnsverhältniß war ein solches von der Natur selbst gegebenes und gebotenes Verhältniß, es war ursprünglich nicht ein Verhältniß der Abhängigkeit, sondern des Schutzes. Auf dem Lande, wo dieses Verhältniß am meisten gefühlt wird, wohnen, wie auch in der Stadt, zwei Arten Menschen: Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Gebildete und Ungebildete, Adel und Bauern — die einen zum Befehlen und Regieren, die andern zum Gehorchen und Dienen bequem. Schon ihr Zustand bildet von selbst, man mögte sagen von Natur, ein wechselseitiges Verhältniß der Herrschaft und der Abhängigkeit. Der Reichere, Vornehmere, Gebildetere ist der geborne Helfer, Schützer und Rather des Ärmeren, Geringeren und Ungebildeteren. Aus Dankbarkeit leistet dieser ihm Dienst für Dienst, gesteht ihm freiwillig gewisse Leistungen, Abgaben und Huldigungen zu, kurz er erkennt seine Abhängigkeit als ein Glück und eine Wohlthat. Daß seine Person an einen gewissen festen Ort gebunden ist, macht ihn still und sittlich, und beschränkt Wünsche und Begierden, welche ihn, einen ungeschickten und ungebildeten Menschen, nur wüst und unglücklich machen würden. Daß er auf der einen Seite seine Kräfte nicht, wie ihm gefällt oder einfällt, für sich gebrauchen und für sich nicht immer die möglich größten Zinsen tragen lassen kann, daß

ein Theil ſeiner Kräfte und ſeines Vermögens ſogar von dem Schirmherrn abhangt, der den freieſten Gebrauch derſelben einſchränken darf, hält ihn auf der andern Seite von vielen thörigten Unternehmungen ab, wobei ſein Wohlſtand und ſeine Sittlichkeit gleich große Gefahr laufen würden. Und laß dieſen Zwang der Abhängigkeit zuweilen ſogar drückend ſeyn, in wie vielen Fällen iſt er des beſchränkten Mannes Glück! Er hat einen politiſchen Halt und Schirm, er hat in Noth und Verlegenheit einen treuen und zuverläſſigen Hort, den lange und liebe Gewohnheit durch viele Geſchlechter mit ihm und ſeinem Schickſal verbindet und deſſen eigener Vortheil ihn auffordert, ſeinen Mann nicht verderben zu laſſen. Auf dieſe Weiſe iſt dieſes Verhältniß zwar ein herrliches und oberherrliches, auf der andern aber mehr ein patriarchaliſches und verwandtſchaftliches Verhältniß. Sie fühlen in ſo vielen Fällen und durch ſo viele Erinnerungen und innige Verflechtungen, welche ſie verbinden, durch gemeinſchaftliche Nöthen, die ihre Vorfahren mit einander beſtanden, durch gegenſeitige Dienſte und Wohlthaten, die ſie einander gethan, häufig etwas, was weit über das Gefühl des Herrn und des Knechts hinaus liegt: ſie fühlen etwas Menſchliches und Höheres, das man gleichſam eine edlere Blutsfreundſchaft nennen mögte. Und wenn gleich einige Lehnherren und Schirmherren gegen ihre Unterworfenen und Hörigen hie und da härter und ſtrenger als recht geweſen ſind und das natürlichſte und freundlichſte Verhältniß in ein unmenſchliches und deſpotiſches verwandelt haben, ſo ſoll man einzelne Frevel und Gräuel, welche von der menſchlichen Gebrechlichkeit überhaupt unzertrennlich ſind, nicht als eine nothwendige Folge des Lehnsverhältniſſes hinſtellen. Kurz, dieſes Verhältniß hat für die Sitten und den Wohlſtand der niedrigeren Klaſſen und für die Ruhe und das Wohlſeyn des Staats die wohlthätigſten Folgen ge-

habt. — Nun aber die beliebte und belobte französische Freilassung?!

Es klingt so lustig das Wort für den kleinen Besitzer und für den Bauer: „Juchhe! jetzt sind wir des Edelmanns „Gleiche! keine Patrimonialgerichte, keine Leistun„gen, keine Frohnen, keine Zehnden mehr, jeder in „seine ursprünglichen Menschenrechte eingesetzt, alle „künftig mit Einem Maaße gemessen und über Ei„nem Kamm geschoren." Wie sollte eine so lustige, wohllautende und schmeichelhafte Lehre der leicht bethörlichen und verblendlichen Menge nicht gefallen, welcher Advokaten und Schwindler so leicht einbilden können, jede noch so billige Abhängigkeit sey eine Unterdrückung und jedes wohlbegründete Recht auf sie eine hinterlistige Beschleichung und Überdrängung? Und was erfolgt bei der völligen Freilassung der Personen und bei der Befreiung der Güter? Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß Einige dieselbe zur Verbesserung ihres Wohlstandes zu gebrauchen verstehen; aber die Menge geht offenbar in Sittlichkeit und Wohlstand zurück, wie sehr der äußere Schein auch das Gegentheil zu bezeugen scheint. Wir haben es ja an mehr als Einem Orte gesehen, wo alle höhere Aufsicht über diese unmündigen Menschen, alle Beschränkung ihrer sogenannten Freiheit von ihnen genommen ist, wohin es sie getrieben hat. Zwar mehr Thätigkeit und Gerührigkeit hat sich bald gezeigt, auch wohl mehr Gewandtheit und Geschicklichkeit hin und wieder entwickelt, aber wo ist der stille und fromme deutsche Bauersinn, und endlich auch, wo ist der alte Wohlstand geblieben? die alte unstörbare Sicherheit des Besitzes? Denn hat das unruhig und gescheidt gemachte Geschlecht durch größere Gerührigkeit und Umsicht auch in manchen Gegenden gegen das Frühere das Doppelte hervorbringen und gewinnen ge-

lernt, so hat es noch häufiger das Dreifache verthun gelernt, und der gepriesene erhöhete Wohlstand, der aus dem neuen glücklicheren Zustand hervorgegangen seyn soll, ist nur ein baarer blanker Schein und nichts weiter. Denn sehr wenige aus diesen unteren Klassen der Staatsgesellschaft sind so mäßig oder gescheidt, daß sie ihr Glück selbst zu verwalten und zu erhalten verstehen. Das schon ist sehr schlimm für die Sitten und für den Karakter des Landmanns, daß die Güter nun ungekindert von einer Hand in die andere gehen können; schlimmer ist das, daß kein Aufseher, Hüter und Schirmer da ist. Juden und Judengenossen geben Anleihen darauf und setzen sich in den ganzen oder halben Besitz. Stirbt ein Besitzer auch im Wohlstande und hinterläßet mehrere Kinder, so theilen sich diese in das Gütchen oder die Hufe oder sie bleiben auch in Gesamtwirthschaft darauf sitzen, und wirthschaften sich auf einem Grundstücke an den Bettelstab, auf welchem vor zehn oder zwanzig Jahren ein durch Unterthänigkeit und Lehnbeschränkungen gebundener Hufner in sicherer geborgener Mittelmäßigkeit lebte. So verschwindet endlich ganz die alte Einfalt, Frömmigkeit, Treue und Ruhe des deutschen Bauers; er wird klug, schlau, thätig, auf geschwinden Gewinn grübelnd und diesen Gewinn geschwind wieder verthuend, bei der Wandelbarkeit des Besitzes an keinen festen Ort, an keine feste Gewohnheiten und Sitten geknüpft, endlich ein Mensch ohne Heimath, unstät an Trieben, unstät in Gesinnung, leichtfertig und vagabundisch.

Ein solcher ist euer deutscher Bauer vom jüngsten Gepräge, euer französisch erlöster und gelöster Bauer. Das Einzige, was bei dieser ganzen vornehmen Bauerfreiheit, bei dieser sogenannten Wiedereinsetzung der Unterdrückten in die ihnen entrissenen Menschenrechte, bei der Wandelbarkeit der Güter und bei ihrer Zertheilung und Zerstückelung heraus-

kommt, ist vielleicht, daß mehr Menschen gezeugt werden — eine Plusmacherei, welcher verständige Staatsverwalter lange die gebührliche Schätzung gegeben haben. Wer einen Staat nicht gleich einem Taubenschlag oder Hühnerstall schätzt, weiß, daß wenige gute und wohlhabende Menschen ihm mehr werth sind als viele schlechte und bettelische. Ein ordentlicher Staatsrechner sollte bei der Volkszählung die Bettler nicht nur von der ganzen Summe der Volksmenge abziehen, sondern auf jeden Bettler wenigstens noch ein Drittel Seelen deficit rechnen; so daß, wenn ein Staat z. B. eine halbe Million Bettler hätte, diese 500,000 Seelen nicht nur nicht mitgezählt, sondern außer ihnen noch 166,666⅔ Seelen abgezogen werden müßten; welches von dem Ganzen einen Abzug von 666,666⅔ Seelen geben würde. Die Bettlerzahl selbst würde sich ergeben durch Zusammenrechnung der Bettlerbrüche zu ganzen Zahlen oder zu vollen Bettlerseelen, und man würde bei dieser feinen Staatsrechnung die Bettlerwürde nach Sechszehntel-Achtel-Viertel-Drittel-Bettlern bestimmen, so daß der Mensch, der ein Viertel weniger hervorbringt, als er verzehrt, ein Viertelbettler, der aber die Hälfte weniger, ein Halbbettler genannt werden würde. In Staaten, wo ungeheure und unmäßige Reichthümer Einzelner und die Zerstörung der kleinen Grundbesitzer die Menge des Pöbels und der Bettler auf eine erschreckende Weise vermehren, wie z. B. in Großbritannien, wird bei einer Bettlertaxe, welche Summen beträgt, wovon ein ganzes Reich getragen werden könnte*), wohl so gerechnet werden müssen. Darum soll jeder Staat bei allem, was er thut, wohl zusehen. Nichts ist leichter, als ein Volk von Bettlern und Streunern machen, aber nichts ist schwerer, als diese wieder in ordentliche und fleißige Menschen zu verwandeln. Wir könnten uns durch unweise Ein-

*) Damals über 6 Millionen Pfund Sterling.

richtungen gleich den Britten mit Bettlern überladen, aber ſie zu füttern mögte uns ſo leicht nicht werden als ihnen, und todtſchlagen dürfen wir ſie nun einmal doch nicht.

Auf dieſe Gründe, die nicht ganz ohne Grund ſind, und auf dieſe Darſtellungen, die theils ihre gute Wahrheit und auch theils ihren guten Schein haben und die man ungefähr auf dieſe oder doch auf ähnliche Weiſe in Geſprächen und Büchern herumtragen hört, muß ich Einiges zur Antwort ſagen, indem ich mich zuerſt gegen den Lobredner des Lehnweſens überhaupt äußere, dann zweitens mich über die ſogenannte neue oder franzöſiſche Bauernfreiheit erkläre. So zwiſchen zwei entgegengeſetzten einander feindſeligen Punkten geſtellt mögte man vielleicht am erſten eine Mitte finden, die von der Wahrheit nicht zu fern läge.

Natürlich ja der natürlichſte ſoll der Zuſtand und das Verhältniß der Lehnsabhängigkeit ſeyn, allen Frieden, alle Sitte, allen Wohlſtand, alle Treue und Rechtlichkeit in ſich haltend; wie der Weiſe zu dem Unweiſen, der Starke zu dem Schwachen, der Mündige zu dem Unmündigen, ja wie der Vater zu dem Kinde — ſo in Rath, That, Fürſorge, Liebe und Freundlichkeit ſteht der Schirmherr zu dem Vaſallen, der Herr zu ſeinem Hörigen; es iſt das natürlichſte, menſchlichſte, patriarchaliſcheſte Verhältniß, deſſen Zwang und Schranke für den Gezwungenen und Beſchränkten nur wohlthätig iſt. Alſo ſtellt man es uns auf.

Wenn das Verhältniß immer ein ſolches wäre und ſeyn könnte, ſo würden wir es allerdings für das größte Unglück der Geſellſchaft erklären müſſen, wenn es jemals aufgehoben würde. Aber man kann gegen dieſe Schilderung ein Gegenbild halten, wo ſie etwas anders ausfallen muß. Wir wollen zur Ehre der menſchlichen Natur glauben, ja wir wiſſen es zur Ehre der menſchlichen Natur, daß es Lehnherren und Schirmherren, ja Leibherren gege-

den hat, welche wahre Väter ihrer untergebenen und hörigen Leute gewesen sind, tapfere, fromme und gerechte Patriarchen, welche die unter ihrem Schirm Stehenden wie eine Familie Gottes verwalteten und gebrauchten. Aber wenn wir die Geschichte und Erfahrung fragen, so werden uns der Frevel und Gräuel, welche die Willkür sich gegen die hörigen und leibeigenen Leute erlaubt hat, leider zu viele erzählt: Frevel und Gräuel der Gewalt, der Habsucht, Wollust und Grausamkeit, daß uns schaudern würde, wenn ich sie hier aufzählen sollte. Die Urkunden und Kroniken des Mittelalters wimmeln davon, und selbst in jüngeren fehlt es davon an Belegen nicht. Zwar war das Lehnsverhältniß in seinen Arten und Stufen das mannigfaltigste und verschiedenste; von der drückendsten Leibeigenschaft bis zur leidlichen Zinspflichtigkeit und Hörigkeit war ein unendlicher Weg — aber wir wissen aus uns selbst und aus dem täglichen Gefühle unsrer sündlichen Natur, daß die Herrschsucht der süßeste Trieb ist, daß die meisten unsers Geschlechts die Willkür schlimm gebrauchen, wenn sie von der Gewalt des Gesetzes nicht zurückgehalten werden; und wir wissen auch, daß alle unklare und unbestimmte Verhältnisse von der Willkür gemisbraucht werden.

Der Mensch, wenn Leidenschaften und Habsuchten ihn nicht aus der Ruhe der Besonnenheit herausreißen, wenn er still und heiter ist, strahlt in seinen Gefühlen und Gedanken immer noch den Spiegel der Freundlichkeit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit von sich; es ist ihm so natürlich, an das Gute und Gerechte zu glauben, auch wenn er selbst nicht immer gut und gerecht ist. Daher glauben wir so gern mit einer menschlichen Täuschung, der Mensch und die Erde waren nicht bloß in jener frühesten Zeit, sondern auch zu den Zeiten unserer Urgroßväter und Großväter viel glücklicher und besser als jetzt. Wenn wir jetzt auch sehen, wie wilde

Leidenschaften und Gelüste das Recht durchbrechen und das Glück zerstören, so nehmen wir so gern an, daß es vor fünfzig oder hundertfünfzig Jahren so ganz anders war, daß die Menschen einfältiger und frommer und bei geringeren Bedürfnissen und schwächeren Reitzen zum Bösen und Ungerechten, als jetzt da sind, freundlicher und barmherziger waren. O der schöne Glaube! aber leider ist es wahr: von hundert Menschen, welche Willkür haben, werden fünfundneunzig sie immer misbrauchen. So ist es schon zu den Zeiten unserer Väter gewesen, was wir aus Geschichten und Gesetzen jener vergangenen Jahrhunderte darthun können. Freilich ist das Verhältniß unbestimmter Herrschaft und Dienstbarkeit in dem Maaße schlimmer geworden, wie mit der wachsenden Entwickelung der Gesellschaft auch die Bedürfnisse der Menschen vermehrt und ihre Leidenschaften mehr gereitzt und gestachelt sind. — Ich habe früher oft reitzende Schilderungen gelesen von den Verhältnissen der schottischen Schirmherren und ihres Gebietes; sie sind mir wie rechte Patriarchen erschienen und ihre Untergebenen wie eben so viele Kinder und Kindeskinder, die gern unter dem freundlichen Vater und Großvater standen. Der schottische Laird ist der Herr, der Richter, Beschützer und Vater des Klans, er ist das Haupt einer großen Familie, deren Kleinster und Ärmster doch sein Kind ist und nimmer von ihm gemishandelt, verstoßen und verlassen werden kann; denn er führt ja seinen Namen, und niemand entehrt doch gern sein Geschlecht. Wenn der geborne Herr, wie die Vertheidiger des Lehnwesens uns sagen, seine Unterthanen lieben lernt durch eine Verbindung, welche schon seit undenklichen Zeiten zwischen den beiderseitigen Vorfahren bestand, wenn die Gewohnheit dieser Verbindung endlich eine Art Verwandtschaft und Rücksichten dieser Verwandtschaft erzeugt, so muß er, dessen Namen seine Leute und Mannen führen, mit ihnen in ein wahrhaft väterliches

Verhältniß kommen: es muß das Gefühl einer Blutsfreundschaft entstehen, wo der eine sich als Vater und die andern sich als Kinder fühlen. So meinen wir gern, weil wir Gerechtigkeit und Tugend von Natur lieben. Aber gar anders steht auch hier die Wirklichkeit. Die schottischen Lairds waren vor ein paar Jahrhunderten bei roherer und genügsamerer Einfalt der Sitten vielleicht freundlichere und mildere Herren als ihre jetzigen Urenkel. Jetzt muß man die Klagen der edleren Britten und die Berichte der Reisenden hören, welche in dem letzten Halbjahrhundert Nordschottland und die westlichen und nordlichen Inseln besucht und sich um das Schicksal ihrer Bewohner bekümmert haben. Die Herren bringen in London, in den Bädern, bei den Wettrennen, in den schönen Südländern jenseits des Meers ihre Zeit und ihr Vermögen in Üppigkeit durch, und Rentmeister und Verwalter sind die herzlosen Stellvertreter des Patriarchen des Klans; jedes Jahrzehend bringt neue Plackereien und erhöheten Pachtzins der Ländereien, die als des Lairds Eigenthum betrachtet werden; ja die Inhaber werden auch wohl von den kleinen Höfen abgetrieben, um spanischen Schaafheerden, deren Wolle mehr einbringt, Platz zu machen, und dem Druck und der bittern Armuth zu entfliehen segeln jährlich Tausende in einen andern Welttheil, wo sie wenigstens keine solche patriarchalische Schutzherrschaft zu fürchten haben.

So bist du, o Mensch, und so bin ich Mensch, so sind die meisten unsers Geschlechts, daß es im Staate nimmer wohl bestellt steht, wenn das mit Beilen und Ruthen bewaffnete und um das Scepter des Herrschers geflochtene Gesetz das ungeschriebene Gesetz in unsrer Brust, welches uns von selbst alle Pflichten der Menschlichkeit zu üben befiehlt, nicht ergänzt und verstärkt. Ich habe eben gesagt, daß es was Schönes und Erhebendes ist um den poetischen Glauben, der immer unwillkürlich aus unserm Inner-

sten hervorbringt, als sey in den Zeiten vor uns alles glücklicher, besser und gerechter gewesen. Außer diesem poetischen Glauben, der in der Brust des Königs wie des Tagelöhners wohnt und ein mattes Bild des hellen Urbildes der Gottheit ist, giebt es einen andern poetischen Glauben, den poetischen Glauben der Poeten selbst, den Glauben der Dichter, der uns eben so heilig ist als jener erste.

Wir haben das hohe und heilige Bild einer europäischen Ritterschaft, von welcher uns das Mittelalter so schöne Muster zeigt. Die Dichter, deren Leben in der Vergangenheit und in der Zukunft ist, und die sich die Gegenwart, selbst wenn sie schlecht und armselig ist, gern mit einem verhüllenden, ja mit einem verschönernden Schleier bedecken, haben Recht, wenn sie die edelsten und hehrsten Gestalten der Vorzeit vor die Augen der Mit- und Nachwelt stellen, ja sie würden eine Sünde begehen, wenn sie anders thäten. Was Wunder nun, wenn sie uns einen rechten frommen, tapfern, milden und christlichen Ritter malen, wenn sie uns ihn auch in seinem Verhältnisse zu seinen Leuten und Hörigen als einen über das Gewöhnliche und Gemeine weit hinausschreitenden, mit christlichem Ernst und christlicher Liebe alles umfassenden und haltenden Mann zeigen? was Wunder, wenn wir uns daraus ein noch reitzenderes Ideal im Hintergrunde unsers Herzens bilden, und meinen, es könne für das Glück und den Frieden der Gesellschaft und für die Sittlichkeit und das Glück des kleinen Volkes unmöglich eine trefflichere Einrichtung geben als diejenige, welche die Bauern und die kleineren auf dem Lande wohnenden und gewerbenden Menschen unter eine solche beschützende und bewahrende Schirmherrschaft und Obhut stellte? Daß wir uns ein so herrliches und menschliches Bild jener Vergangenheit, wo die Ritter ohne Furcht und Tadel lebten, entwerfen können, ist schön; auch

das ist verzeihlich, daß viele die gedichtete Herrlichkeit in allen ihren Theilen sich zu einer geschichtlichen Herrlichkeit machen und fest überzeugt sind, es sey das Lehnverhältniß im Mittelalter wirklich ein so hoch menschliches und ritterliches Verhältniß gewesen. Aber die Dritten, welche trocken den Beweis führen wollen, es sey wenigstens diesem Bilde ein ähnliches, es sey beinahe ein solches Verhältniß gewesen, müssen wir, weil sie sich den Schein geben, aus der Geschichte zu sprechen, mit der Geschichte selbst widerlegen. Es hat solche Ritter gegeben, wie die hohen Bilder, welche die Dichter uns aufstellen, und ich bekenne mit Freuden, es giebt noch solche; aber sie sind immer selten gewesen, und sind auch heute noch sehr ungewöhnliche Vögel. Frevel gegen die Abhängigkeit und Dienstbarkeit habe ich mehr gesehen als Wohlthaten derselben, obgleich mir auch einzelne solche Schirmherren und Lehnherren begegnet sind, welchen ich ohne alles Gesetz die Seelen und Leiber von Hunderttausenden ganz hörig übergeben würde, mit der festen Zuversicht, sie würden unter solcher Pflege und Hut nur glücklicher und besser werden. Ich nenne Dich hier, ehrwürdiger Greis, General von Dyke*) auf Rügen, Priester, Vater, Patriarch der Deinigen, ohne daß ich weiß, ob diese Worte je zu Dir kommen werden; ich nenne Dich, trefflichsten aller schwedischen Bürger, Freiherr Friedrich Maclean, Vater und Schöpfer von 200 Bauerhöfen und von 2000 glücklichen Menschen. Aber weil die weisen, frommen und christlichen Ritter nimmer die Mehrzahl der Herren ausgemacht haben, so wollen wir lieber das allgemeine Gesetz haben als die einzelne Willkür.

*) Dieser ritterliche fromme Vater seiner Hörigen und Zugehörigen hatte übrigens die Ritterlichkeit seines edelmüthigen menschlichen Herzens nicht von einem durch viele adliche Geschlechtsreihen (wie Manche uns gern einbilden mögten) gereinigten und veredelten Blute, sondern schier von Gottes Gnaden: er war aus Rügenschem Bauerstamm.

ein Theil seiner Kräfte und seines Vermögens sogar von dem Schirmherrn abhangt, der den freiesten Gebrauch derselben einschränken darf, hält ihn auf der andern Seite von vielen thörigten Unternehmungen ab, wobei sein Wohlstand und seine Sittlichkeit gleich große Gefahr laufen würden. Und laß diesen Zwang der Abhängigkeit zuweilen sogar drückend seyn, in wie vielen Fällen ist er des beschränkten Mannes Glück! Er hat einen politischen Halt und Schirm, er hat in Noth und Verlegenheit einen treuen und zuverlässigen Hort, den lange und liebe Gewohnheit durch viele Geschlechter mit ihm und seinem Schicksal verbindet und dessen eigener Vortheil ihn auffordert, seinen Mann nicht verderben zu lassen. Auf diese Weise ist dieses Verhältniß zwar ein herrliches und oberherrliches, auf der andern aber mehr ein patriarchalisches und verwandtschaftliches Verhältniß. Sie fühlen in so vielen Fällen und durch so viele Erinnerungen und innige Verflechtungen, welche sie verbinden, durch gemeinschaftliche Nöthen, die ihre Vorfahren mit einander bestanden, durch gegenseitige Dienste und Wohlthaten, die sie einander gethan, häufig etwas, was weit über das Gefühl des Herrn und des Knechts hinaus liegt: sie fühlen etwas Menschliches und Höheres, das man gleichsam eine edlere Blutsfreundschaft nennen mögte. Und wenn gleich einige Lehnherren und Schirmherren gegen ihre Unterworfenen und Hörigen hie und da härter und strenger als recht gewesen sind und das natürlichste und freundlichste Verhältniß in ein unmenschliches und despotisches verwandelt haben, so soll man einzelne Frevel und Gräuel, welche von der menschlichen Gebrechlichkeit überhaupt unzertrennlich sind, nicht als eine nothwendige Folge des Lehnsverhältnisses hinstellen. Kurz, dieses Verhältniß hat für die Sitten und den Wohlstand der niedrigeren Klassen und für die Ruhe und das Wohlseyn des Staats die wohlthätigsten Folgen ge-

habt. — Nun aber die beliebte und belobte französische Freilassung?!

Es klingt so lustig das Wort für den kleinen Besitzer und für den Bauer: „Juchhe! jetzt sind wir des Edelmanns „Gleiche! keine Patrimonialgerichte, keine Leistun„gen, keine Frohnen, keine Zehnden mehr, jeder in „seine ursprünglichen Menschenrechte eingesetzt, alle „künftig mit Einem Maaße gemessen und über Ei„nem Kamm geschoren." Wie sollte eine so lustige, wohllautende und schmeichelhafte Lehre der leicht bethörlichen und verblendlichen Menge nicht gefallen, welcher Advokaten und Schwindler so leicht einbilden können, jede noch so billige Abhängigkeit sey eine Unterdrückung und jedes wohlbegründete Recht auf sie eine hinterlistige Beschleichung und Überdrängung? Und was erfolgt bei der völligen Freilassung der Personen und bei der Befreiung der Güter? Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß Einige dieselbe zur Verbesserung ihres Wohlstandes zu gebrauchen verstehen; aber die Menge geht offenbar in Sittlichkeit und Wohlstand zurück, wie sehr der äußere Schein auch das Gegentheil zu bezeugen scheint. Wir haben es ja an mehr als Einem Orte gesehen, wo alle höhere Aufsicht über diese unmündigen Menschen, alle Beschränkung ihrer sogenannten Freiheit von ihnen genommen ist, wohin es sie getrieben hat. Zwar mehr Thätigkeit und Gerührigkeit hat sich bald gezeigt, auch wohl mehr Gewandtheit und Geschicklichkeit hin und wieder entwickelt, aber wo ist der stille und fromme deutsche Bauersinn, und endlich auch, wo ist der alte Wohlstand geblieben? die alte unstörbare Sicherheit des Besitzes? Denn hat das unruhig und gescheidt gemachte Geschlecht durch größere Gerührigkeit und Umsicht auch in manchen Gegenden gegen das Frühere das Doppelte hervorbringen und gewinnen ge-

konnte, weit überlegen war. Er machte es wie alle Eroberer, er lud eine Menge Waghälse und Abentheurer auf die Hoffnung der Beute und der Länder ein, die er ihnen auf der schönen Insel zeigte; und solche Abentheurer strömten in Schaaren herbei, und schwellten sein Heer, aus Frankreich, Flandern, Brabant und allen Nachbarlanden, zu welchen der Ruf des großen Zuges gelangen konnte. Wilhelm gewann im Jahr 1066 die Schlacht bei Hastings, und behandelte England wie ein erobertes Land und die Engländer wie seine Sklaven. Er mußte denen, die ihn zu einem so mächtigen Könige gemacht hatten, sein Versprechen halten und Land und Leute unter sie vertheilen. Diese Epoche ist der Anfang einer drückenden Lehnherrschaft in England. Das freigesinnte Volk der Angeln, Sachsen und Friesen verstand wohl, sich in den folgenden Jahrhunderten von dem Druck des königlichen Despotismus zu befreien und auch den aristokratischen Druck der Herren und Ritter etwas zu lüften, aber jener herrliche Zustand der früheren Zeit, wo Dreiviertel aller Grundstücke in England mittelmäßigen Freien gehörten, jener Schweden und Norwegen ähnliche Zustand, ist in England nimmer wiederhergestellt. Der einmal zerstörte freie Bauerstand hat in der Folge seine Zahl und also seine alte Bedeutsamkeit und Wichtigkeit im Staate nie wiedergewonnen. Die Kirche, die Reichen und der hohe Adel besitzen jetzt fast alle Grundstücke in England.

Man könnte hiebei auch an Schottland denken. Der Süden Schottlands bis an das Hochgebirg, so wie ein Theil der nördlichsten gegen Schottlands Gränzen sich streckenden Landschaften Englands ist in den stürmischen Jahrhunderten, wo die nordischen Wikingar, die auch wohl Seeräuber heißen, ihre Züge gegen Westen und Süden machten, nach und nach von Normännern (Männern aus Norwegen, Dänemark und Schweden) besetzt und

bevölkert worden, die freilich mit Nachkommen der Sachsen vielfach gemischt wohnten. Dies wissen wir aus der Geschichte, und wenn wir es nicht aus der Geschichte wüßten, so sind davon bis auf den heutigen Tag noch Spuren und Denkmäler genug in Grabhügeln, Sagen, Sitten, Art und Sprache der Einwohner; und das sprechendste und unzerstörbarste Zeugniß und Denkmal dafür finden wir in der Dichtkunst dieser Gegenden, in den Romanzen und Balladen des Mittelalters, worin ein von dem südbritannischen ganz verschiedener hochnordischer Geist weht. Diese Gegend ward, wie die Normandie von Frankreich, von dem nahen England zur Verähnlichung in Sprache, Sitten und Einrichtungen hingezogen; es entstand hier auch durch die Nachbarschaft und das Beispiel und die Stammverwandtschaft fast ganz dasselbe Lehnwesen, welches die französischen Normannen nach England gebracht hatten. In Nordschottland, besonders in dem nordwestlichen Theil, dessen meiste Bewohner galischen Stammes sind, bestand ein patriarchalisches oberherrliches Wesen der Abhängigkeit, das nicht wie das Lehnwesen durch bestimmte Formen und Gesetze, sondern durch Herkommen und Sitte getragen ward: bei mildem Karakter des Oberherrn vielleicht der Freiheit nah, bei hartem Gemüthe desselben wenig von Knechtschaft verschieden; nur daß der rauhe und strenge Himmel, der die Leiber stählt, die Unterworfenen nicht so elendig und nichtswürdig werden ließ, wie jeder Sklav in weicheren Klimaten nothwendig werden muß. Wir werden dieses Verhältniß weiter unten noch berühren.

Uns däucht es also die höchste selbst durch die Geschichte nachgewiesene Wahrscheinlichkeit, daß das Lehnwesen aus den Resten alter Knechtschaft hervorgegangen ist, welche die Franken, Longobarden, Sveven und Westgothen in den von ihnen eroberten und germanisirten Ländern fanden, in welchen sie allmälig neue Staa-

ten ausbildeten. Und nun wollen wir noch etwas aussprechen, was ganz in das Gebiet dieser unserer politischen Fragen und Untersuchungen fällt: die Römer haben in jene Lande nicht bloß die Knechtschaft gebracht, sie haben sie dort schon gefunden. Bei den Galliern wenigstens bestand eine traurige und drückende Lehnknechtschaft, als sie von den Römern bezwungen wurden. Es gab bei ihnen damals nur Fürsten und Adel und Halbfreie und Sklaven; volle Freie, ein starker und unbezwinglicher Kern des Volks waren nicht mehr da. Auch in Spanien scheint ein ähnlicher Zustand gewesen zu seyn, als nach dem zweiten punischen Kriege die Römer anfingen, diejenigen zu Sklaven zu machen, welche sie vorher Bundsgenossen genannt hatten. Fürsten, Adel und Volk waren durch eine Art trauriges Lehnwesen zerspaltet und konnten keine gemeinsame Kraft bilden. Es fehlte jenen Ländern der Kern eines freien Mittelstandes, ohne welchen kein Land wirkliche Stärke hat; darum wurden sie so leicht die Beute der Römer. Sie waren damals ungefähr in dem Zustande, worin die Franzosen und Deutschen im neunten und zehnten Jahrhundert standen, als sie von Slaven, Normännern und Magyaren überritten und geplündert wurden; ihre Mannskraft, ihre große Wehrmannschaft war zerstört oder zerstückelt. Da mußten die Enkel der Männer, die 80,000, ja 100,000 Mann der kriegsgeübtesten Römerheere aus dem Felde geschlagen hatten, sich von 15,000 und 20,000 Normännern, ihren Stammgenossen, ungestraft verheeren und ausplündern lassen, weil diese noch das waren, was die Ahnherren weiland von jenen, freie und auf ihre Freiheit stolze und zuversichtliche Männer. Wir hören, wie Cäsar dieses gallische Verhältniß zwischen dem Adel und den sogenannten Freien beschreibt, und wir müßten blind seyn, wenn wir darin nicht den Zustand

erblicken wollten, wie er sich im sechsten siebenten Jahrhundert in Frankreich und im achten neunten Jahrhundert in Deutschland von der alten Freiheit zur Lehnsabhängigkeit entwickelt hat. So lautet es bei ihm Buch 6. Kap. 13. und 15.:

„In ganz Gallien sind zwei Menschenklassen, welche einiges „Ansehen und Ehre genießen, nämlich die Druiden und die Rit„ter (Priester und Adel). Denn das Volk (plebs) wird fast wie „Sklaven geachtet; es unternimmt durch sich nichts, und wird zu „keiner Versammlung gezogen. Sehr viele, wann sie von Schul„den oder von der Größe der Auflagen oder von dem Übermuth „der Mächtigen bedrängt werden, geben sich den Adlichen in die „Knechtschaft; diesen stehen gegen sie alle dieselben Rechte zu, wie „den Herren gegen die Sklaven. — Die Ritter, wann Auffor„derung dazu oder irgend ein Krieg eintritt (was vor Cäsars An„kunft fast alljährlich zu geschehen pflegte, daß sie einander in An„griffs- oder Vertheidigungskriegen befehdeten), tummeln sich alle „im Kriege um. Und wie jeglicher durch Geschlecht und Reich„thum der Stattlichste ist, hat er die meisten Ambakten (Dienst„leute) und Schützlinge um sich."

In diesen wenigen Worten liest man die Geschichte der Art und der Entstehung der Lehnsabhängigkeit, man liest, durch welche Umstände freie Männer mehr oder weniger Knechte werden. Das kann man bestimmt sagen, hätte Germanien im ersten Jahrhundert der Geburt unsers Erlösers eine Verfassung gehabt, wie es sie später im neunten und zehnten Jahrhundert hatte, Männer wie Drusus, Tiberius und Germanikus würden es von dem Rhein und der Donau bis an die Ostsee und jenseits der Karpathen leicht besiegt haben; wir würden eine andre europäische Geschichte haben.

Das fällt einem bei diesem Hinundherschweifen auf dem unendlichen und unergründlichen Meere der Völker und Jahrhun-

derte und ihrer Begebenheiten und Schickſale gleichſam von ſelbſt in die Hände, daß von allen germaniſchen Volksſtämmen die Sachſen und die den Sachſen verwandteſten am feſteſten und hartnäckigteſten an der Freiheit gehalten und dieſe Freiheit in verſtändigen und weiſen Einrichtungen entwickelt und ausgebaut haben. Ich nenne nur die Kriege gegen Auguſtus und Tiberius im Anfange unſerer Zeitrechnung, welche größtentheils von den Völkern geführt wurden, die ſich ſpäter Sachſen nannten; ich nenne nur ſolche, die durch wirkliche Abſtammung und durch die Sprachähnlichkeit ſich als ihre Blutsfreunde beurkunden: die Niederländer, die Frieſen, die Engländer, Schweden, Norweger, Ditmarſen, Siebenbürgen — welche alle ſich von jeher durch Streben zu Freiheit und Geſetzlichkeit ausgezeichnet haben. Ich bemerke bei dieſer einfachen Angabe jedoch, daß ich hier ununterſucht laſſen will, wie viel Landesbeſchaffenheit, Örtlichkeit und Himmelſtrich zur Hervorbringung dieſer merkwürdigen und großartigen Erſcheinung bei dieſem Stamme und bei ſeinen verwandten Stämmen mitgewirkt haben können. Auch das muß ich ſchließlich noch andeuten, daß ſich in wenigen Landſchaften des Vaterlandes ſo viele und ſo große Bauerſchaften erhalten haben als in dem rechten Kern des Sachſenlandes, in Weſtfalen, welche zugleich in ihrer Bauart und in ihrem Weſen uns oft jenes älteſte Bild vorzuſtellen ſcheinen, welches Tacitus vor ſiebenzehnhundert Jahren von unſern Vorfahren aufgeſtellt hat.

Wir ſind auf dieſem Gebiete auf manchen Nebenwegen und Fußpfaden bisher hin und her geirrt, ehe wir zu der breiten großen Straße gelangten, wohin wir eigentlich wollten. Jetzt ſind wir darauf, und nun können wir kurz und grade darauf fortgehen.

Ich weiß, es wird nicht an ſolchen fehlen, die mit einer ge-

wissen Erbitterung sagen werden, ich sey ein Feind des Adels und des Lehnwesens insgemein, und habe es durch diese Darstellung von neuem bewiesen. Ich muß mir das gefallen lassen. Ich will klar bekennen, daß mir das Lehnwesen kein erfreulicher Zustand der Menschen däucht, daß ich mir viel bessere Zustände der bürgerlichen Gesellschaft denken kann, daß ich selbst bei unsern Stammverwandten, den Schweden und Normännern, in Epochen der Entwickelung, die den unsrigen ähnlich waren, mit Freuden diesen Zustand nicht gefunden habe. Aber persönliche Erbitterung spricht hierin gar nicht, sondern bloß das natürliche Menschengefühl, daß ein Zustand, der durch Gesetze vertheidigt wird, glücklicher ist als derjenige, den fremde Willkür verschlimmern oder verbessern darf. Wie könnte ich auch ergrimmen über etwas, das sich in der Geschichte der meisten Völker findet, vorzüglich in den Zeiten, wo die politische Gesellschaft und die verschiedenen Klassen des Volks zwischen alter Roheit und neuer Bildung und Entwickelung hin und her schwanken? Aber wie sollte ich loben, was tausend Misbräuche und Frevel in sich getragen hat und in sich trägt, und was in einer Zeit, wo jeder von dem Gesetze sein billiges und gleiches Recht verlangt, nicht mehr bestehen kann? Wir dürfen nie behaupten, daß dieses wunderliche Staatsverhältniß an sich je ein gutes und gerechtes Verhältniß gewesen sey — die Geschichte stellt gegen solche Behauptung zu viele Zeugen auf — wir können nur sagen, daß es bei gutmüthigen und rechtlichen Völkern, wie z. B. die Deutschen sind, die Hülflosigkeit und Rechtlosigkeit der Abhängigen und Unterdrückten nie so schreiend gezeigt hat, als bei vielen andern; und doch oft schreiend genug.

Wenn ich mich so erkläre gegen einen Zustand, der zur Zeit seiner Entstehung vielleicht unvermeidlich und nothwendig war, der alle Klassen und alle Stände des Volks, die Hohen wie die Nie-

drigen, umfaßte und band, der aber am schwersten auf die Untersten drückte und sie in den meisten Ländern bis zu leibeigenen und hörigen Knechten erniedrigte, so will ich ehrlich gestehen, daß mir das neue und neueste Wesen auch nicht gefällt, wo man nicht allein die Personen frei läßt und von ungebührlichen Zwängen und Banden löset — was recht ist — sondern wo man Land und Häuser und Güter und Gewerbe, gleichsam als wäre die ganze Welt ein liederliches Spielhaus, dem Würfelspiele des Zufalls preisgiebt; was dumm ist. Dieses neue Wesen, weil die Franzosen mit ihrer großen Umwälzung die Anfänger und fast die Urheber desselben sind, könnte man das französische Wesen oder Unwesen nennen. Es däucht mir ein Unwesen, und ich will es denn ein Unwesen nennen, weil es durch die Leichtigkeit des Wechsels der Besitze den größten irdischen Schwerpunkt im Staate aufhebt, der ihm als Ballast so nothwendig ist, damit er in Gefahren nicht von jedem kleinsten Winde umgeworfen werde, und weil es eben durch diese ewigen Wechsel den Menschen nichts Festes und Bleibendes zeigt, ihre Liebe und Treue an nichts Festes bindet, und sie selbst auf diese Weise leichtfertig und wankelmüthig macht. Also, daß mir diese neue Freiheit, wie sie Einigen däucht, eben nicht besser gefällt als die alte Gebundenheit.

Wir hören einmal, wie Einige, welche das Alte preisen, das Neue, was wir eben mit dem Namen das französische Neue getauft haben, tadeln, und das Alte loben. Sie sagen:

Gott selbst, der Weise und Fromme trägt die Natur nur durch ein Gesetz der Abhängigkeit; die höchsten Zwecke und Ziele derselben werden nur dadurch erreicht, daß Eines dem Andern untergestellt ist. Nur durch Dienst wird das All erhalten, der Gehorsam ist die höchste Idee der Freiheit, d. h. der Gottähnlichkeit und der Gottgefälligkeit. Dieses Gesetz der ganzen Natur geht

auch auf die menschliche Gesellschaft über; denn der Mensch ist gleichsam der geistige Abdruck, das geistige Bild der Natur: er stellt in sich alle Triebe, Neigungen, Verschiedenheiten, Ähnlichkeiten und Ordnungen derselben mit Bewußtseyn dar, er macht das große und allgemeine Naturgesetz gleichsam zu einem sich selbst erkennenden und wissenden Gesetze. Daher die verschiedenen Ordnungen der Gesellschaft, und daher der Staat der naturgemäßeste, sittlichste und vollkommenste Staat, in welchem die verschiedenen Stände nicht neben einander, sondern unter einander gestellt sind. Das Lehnsverhältniß war ein solches von der Natur selbst gegebenes und gebotenes Verhältniß, es war ursprünglich nicht ein Verhältniß der Abhängigkeit, sondern des Schutzes. Auf dem Lande, wo dieses Verhältniß am meisten gefühlt wird, wohnen, wie auch in der Stadt, zwei Arten Menschen: Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Gebildete und Ungebildete, Adel und Bauern — die einen zum Befehlen und Regieren, die andern zum Gehorchen und Dienen bequem. Schon ihr Zustand bildet von selbst, man mögte sagen von Natur, ein wechselseitiges Verhältniß der Herrschaft und der Abhängigkeit. Der Reichere, Vornehmere, Gebildetere ist der geborne Helfer, Schützer und Rather des Ärmeren, Geringeren und Ungebildeteren. Aus Dankbarkeit leistet dieser ihm Dienst für Dienst, gesteht ihm freiwillig gewisse Leistungen, Abgaben und Huldigungen zu, kurz er erkennt seine Abhängigkeit als ein Glück und eine Wohlthat. Daß seine Person an einen gewissen festen Ort gebunden ist, macht ihn still und sittlich, und beschränkt Wünsche und Begierden, welche ihn, einen ungeschickten und ungebildeten Menschen, nur wüst und unglücklich machen würden. Daß er auf der einen Seite seine Kräfte nicht, wie ihm gefällt oder einfällt, für sich gebrauchen und für sich nicht immer die möglich größten Zinsen tragen lassen kann, daß

ein Theil seiner Kräfte und seines Vermögens sogar von dem Schirmherrn abhangt, der den freiesten Gebrauch derselben einschränken darf, hält ihn auf der andern Seite von vielen thörigten Unternehmungen ab, wobei sein Wohlstand und seine Sittlichkeit gleich große Gefahr laufen würden. Und laß diesen Zwang der Abhängigkeit zuweilen sogar drückend seyn, in wie vielen Fällen ist er des beschränkten Mannes Glück! Er hat einen politischen Halt und Schirm, er hat in Noth und Verlegenheit einen treuen und zuverlässigen Hort, den lange und liebe Gewohnheit durch viele Geschlechter mit ihm und seinem Schicksal verbindet und dessen eigener Vortheil ihn auffordert, seinen Mann nicht verderben zu lassen. Auf diese Weise ist dieses Verhältniß zwar ein herrliches und oberherrliches, auf der andern aber mehr ein patriarchalisches und verwandtschaftliches Verhältniß. Sie fühlen in so vielen Fällen und durch so viele Erinnerungen und innige Verflechtungen, welche sie verbinden, durch gemeinschaftliche Nöthen, die ihre Vorfahren mit einander bestanden, durch gegenseitige Dienste und Wohlthaten, die sie einander gethan, häufig etwas, was weit über das Gefühl des Herrn und des Knechts hinaus liegt: sie fühlen etwas Menschliches und Höheres, das man gleichsam eine edlere Blutsfreundschaft nennen mögte. Und wenn gleich einige Lehnherren und Schirmherren gegen ihre Unterworfenen und Hörigen hie und da härter und strenger als recht gewesen sind und das natürlichste und freundlichste Verhältniß in ein unmenschliches und despotisches verwandelt haben, so soll man einzelne Frevel und Gräuel, welche von der menschlichen Gebrechlichkeit überhaupt unzertrennlich sind, nicht als eine nothwendige Folge des Lehnsverhältnisses hinstellen. Kurz, dieses Verhältniß hat für die Sitten und den Wohlstand der niedrigeren Klassen und für die Ruhe und das Wohlseyn des Staats die wohlthätigsten Folgen ge-

habt. — Nun aber die beliebte und belobte französische Freilassung?!

Es klingt so lustig das Wort für den kleinen Besitzer und für den Bauer: „Juchhe! jetzt sind wir des Edelmanns „Gleiche! keine Patrimonialgerichte, keine Leistun„gen, keine Frohnen, keine Zehnden mehr, jeder in „seine ursprünglichen Menschenrechte eingesetzt, alle „künftig mit Einem Maaße gemessen und über Ei„nem Kamm geschoren." Wie sollte eine so lustige, wohllautende und schmeichelhafte Lehre der leicht bethörlichen und verblendlichen Menge nicht gefallen, welcher Advokaten und Schwindler so leicht einbilden können, jede noch so billige Abhängigkeit sey eine Unterdrückung und jedes wohlbegründete Recht auf sie eine hinterlistige Beschleichung und Überdrängung? Und was erfolgt bei der völligen Freilassung der Personen und bei der Befreiung der Güter? Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß Einige dieselbe zur Verbesserung ihres Wohlstandes zu gebrauchen verstehen; aber die Menge geht offenbar in Sittlichkeit und Wohlstand zurück, wie sehr der äußere Schein auch das Gegentheil zu bezeugen scheint. Wir haben es ja an mehr als Einem Orte gesehen, wo alle höhere Aufsicht über diese unmündigen Menschen, alle Beschränkung ihrer sogenannten Freiheit von ihnen genommen ist, wohin es sie getrieben hat. Zwar mehr Thätigkeit und Gerührigkeit hat sich bald gezeigt, auch wohl mehr Gewandtheit und Geschicklichkeit hin und wieder entwickelt, aber wo ist der stille und fromme deutsche Bauersinn, und endlich auch, wo ist der alte Wohlstand geblieben? die alte unstörbare Sicherheit des Besitzes? Denn hat das unruhig und gescheidt gemachte Geschlecht durch größere Gerührigkeit und Umsicht auch in manchen Gegenden gegen das Frühere das Doppelte hervorbringen und gewinnen ge-

lernt, so hat es noch häufiger das Dreifache verthun gelernt, und der gepriesene erhöhete Wohlstand, der aus dem neuen glücklicheren Zustand hervorgegangen seyn soll, ist nur ein baarer blanker Schein und nichts weiter. Denn sehr wenige aus diesen unteren Klassen der Staatsgesellschaft sind so mäßig oder gescheidt, daß sie ihr Glück selbst zu verwalten und zu erhalten verstehen. Das schon ist sehr schlimm für die Sitten und für den Karakter des Landmanns, daß die Güter nun ungehindert von einer Hand in die andere gehen können; schlimmer ist das, daß kein Aufseher, Hüter und Schirmer da ist. Juden und Judengenossen geben Anleihen darauf und setzen sich in den ganzen oder halben Besitz. Stirbt ein Besitzer auch im Wohlstande und hinterlässet mehrere Kinder, so theilen sich diese in das Gütchen oder die Hufe oder sie bleiben auch in Gesamtwirthschaft darauf sitzen, und wirthschaften sich auf einem Grundstücke an den Bettelstab, auf welchem vor zehn oder zwanzig Jahren ein durch Unterthänigkeit und Lehnbeschränkungen gebundener Hufner in sicherer geborgener Mittelmäßigkeit lebte. So verschwindet endlich ganz die alte Einfalt, Frömmigkeit, Treue und Ruhe des deutschen Bauers; er wird klug, schlau, thätig, auf geschwinden Gewinn grübelnd und diesen Gewinn geschwind wieder verthuend, bei der Wandelbarkeit des Besitzes an keinen festen Ort, an keine feste Gewohnheiten und Sitten geknüpft, endlich ein Mensch ohne Heimath, unstät an Trieben, unstät in Gesinnung, leichtfertig und vagabundisch.

Ein solcher ist euer deutscher Bauer vom jüngsten Gepräge, euer französisch erlöster und gelöster Bauer. Das Einzige, was bei dieser ganzen vornehmen Bauerfreiheit, bei dieser sogenannten Wiedereinsetzung der Unterdrückten in die ihnen entrissenen Menschenrechte, bei der Wandelbarkeit der Güter und bei ihrer Zertheilung und Zerstückelung heraus-

kommt, ist vielleicht, daß mehr Menschen gezeugt werden — eine Plusmacherei, welcher verständige Staatsverwalter lange die gebührliche Schätzung gegeben haben. Wer einen Staat nicht gleich einem Taubenschlag oder Hühnerstall schätzt, weiß, daß wenige gute und wohlhabende Menschen ihm mehr werth sind als viele schlechte und bettelische. Ein ordentlicher Staatsrechner sollte bei der Volkszählung die Bettler nicht nur von der ganzen Summe der Volksmenge abziehen, sondern auf jeden Bettler wenigstens noch ein Drittel Seelen deficit rechnen; so daß, wenn ein Staat z. B. eine halbe Million Bettler hätte, diese 500,000 Seelen nicht nur nicht mitgezählt, sondern außer ihnen noch 166,666⅔ Seelen abgezogen werden müßten; welches von dem Ganzen einen Abzug von 666,666⅔ Seelen geben würde. Die Bettlerzahl selbst würde sich ergeben durch Zusammenrechnung der Bettlerbrüche zu ganzen Zahlen oder zu vollen Bettlerseelen, und man würde bei dieser feinen Staatsrechnung die Bettlerwürde nach Sechszehntel-Achtel-Viertel-Drittel-Bettlern bestimmen, so daß der Mensch, der ein Viertel weniger hervorbringt, als er verzehrt, ein Viertelbettler, der aber die Hälfte weniger, ein Halbbettler genannt werden würde. In Staaten, wo ungeheure und unmäßige Reichthümer Einzelner und die Zerstörung der kleinen Grundbesitzer die Menge des Pöbels und der Bettler auf eine erschreckende Weise vermehren, wie z. B. in Großbritannien, wird bei einer Bettlertaxe, welche Summen beträgt, wovon ein ganzes Reich getragen werden könnte*), wohl so gerechnet werden müssen. Darum soll jeder Staat bei allem, was er thut, wohl zusehen. Nichts ist leichter, als ein Volk von Bettlern und Streunern machen, aber nichts ist schwerer, als diese wieder in ordentliche und fleißige Menschen zu verwandeln. Wir könnten uns durch unweise Ein-

*) Damals über 6 Millionen Pfund Sterling.

richtungen gleich den Briten mit Bettlern überladen, aber sie zu füttern mögte uns so leicht nicht werden als ihnen, und todtschlagen dürfen wir sie nun einmal doch nicht.

Auf diese Gründe, die nicht ganz ohne Grund sind, und auf diese Darstellungen, die theils ihre gute Wahrheit und auch theils ihren guten Schein haben und die man ungefähr auf diese oder doch auf ähnliche Weise in Gesprächen und Büchern herumtragen hört, muß ich Einiges zur Antwort sagen, indem ich mich zuerst gegen den Lobredner des Lehnwesens überhaupt äußere, dann zweitens mich über die sogenannte neue oder französische Bauernfreiheit erkläre. So zwischen zwei entgegengesetzten einander feindseligen Punkten gestellt mögte man vielleicht am ersten eine Mitte finden, die von der Wahrheit nicht zu fern läge.

Natürlich ja der natürlichste soll der Zustand und das Verhältniß der Lehnsabhängigkeit seyn, allen Frieden, alle Sitte, allen Wohlstand, alle Treue und Rechtlichkeit in sich haltend; wie der Weise zu dem Unweisen, der Starke zu dem Schwachen, der Mündige zu dem Unmündigen, ja wie der Vater zu dem Kinde — so in Rath, That, Fürsorge, Liebe und Freundlichkeit steht der Schirmherr zu dem Vasallen, der Herr zu seinem Hörigen; es ist das natürlichste, menschlichste, patriarchalischeste Verhältniß, dessen Zwang und Schranke für den Gezwungenen und Beschränkten nur wohlthätig ist. Also stellt man es uns auf.

Wenn das Verhältniß immer ein solches wäre und seyn könnte, so würden wir es allerdings für das größte Unglück der Gesellschaft erklären müssen, wenn es jemals aufgehoben würde. Aber man kann gegen diese Schilderung ein Gegenbild halten, wo sie etwas anders ausfallen muß. Wir wollen zur Ehre der menschlichen Natur glauben, ja wir wissen es zur Ehre der menschlichen Natur, daß es Lehnherren und Schirmherren, ja Leibherren gege-

ben hat, welche wahre Väter ihrer untergebenen und hörigen Leute gewesen sind, tapfere, fromme und gerechte Patriarchen, welche die unter ihrem Schirm Stehenden wie eine Familie Gottes verwalteten und gebrauchten. Aber wenn wir die Geschichte und Erfahrung fragen, so werden uns der Frevel und Gräuel, welche die Willkür sich gegen die hörigen und leibeigenen Leute erlaubt hat, leider zu viele erzählt: Frevel und Gräuel der Gewalt, der Habsucht, Wollust und Grausamkeit, daß uns schaudern würde, wenn ich sie hier aufzählen sollte. Die Urkunden und Kroniken des Mittelalters wimmeln davon, und selbst in jüngeren fehlt es davon an Belegen nicht. Zwar war das Lehnsverhältniß in seinen Arten und Stufen das mannigfaltigste und verschiedenste; von der drückendsten Leibeigenschaft bis zur leidlichen Zinspflichtigkeit und Hörigkeit war ein unendlicher Weg — aber wir wissen aus uns selbst und aus dem täglichen Gefühle unsrer sündlichen Natur, daß die Herrschsucht der süßeste Trieb ist, daß die meisten unsers Geschlechts die Willkür schlimm gebrauchen, wenn sie von der Gewalt des Gesetzes nicht zurückgehalten werden; und wir wissen auch, daß alle unklare und unbestimmte Verhältnisse von der Willkür gemisbraucht werden.

Der Mensch, wenn Leidenschaften und Habsuchten ihn nicht aus der Ruhe der Besonnenheit herausreißen, wenn er still und heiter ist, strahlt in seinen Gefühlen und Gedanken immer noch den Spiegel der Freundlichkeit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit von sich; es ist ihm so natürlich, an das Gute und Gerechte zu glauben, auch wenn er selbst nicht immer gut und gerecht ist. Daher glauben wir so gern mit einer menschlichen Täuschung, der Mensch und die Erde waren nicht bloß in jener frühesten Zeit, sondern auch zu den Zeiten unserer Urgroßväter und Großväter viel glücklicher und besser als jetzt. Wenn wir jetzt auch sehen, wie wilde

Leidenschaften und Gelüste das Recht durchbrechen und das Glück zerstören, so nehmen wir so gern an, daß es vor fünfzig oder hundertfünfzig Jahren so ganz anders war, daß die Menschen einfältiger und frommer und bei geringeren Bedürfnissen und schwächeren Reitzen zum Bösen und Ungerechten, als jetzt da sind, freundlicher und barmherziger waren. O der schöne Glaube! aber leider ist es wahr: von hundert Menschen, welche Willkür haben, werden fünfundneunzig sie immer misbrauchen. So ist es schon zu den Zeiten unserer Väter gewesen, was wir aus Geschichten und Gesetzen jener vergangenen Jahrhunderte darthun können. Freilich ist das Verhältniß unbestimmter Herrschaft und Dienstbarkeit in dem Maaße schlimmer geworden, wie mit der wachsenden Entwickelung der Gesellschaft auch die Bedürfnisse der Menschen vermehrt und ihre Leidenschaften mehr gereitzt und gestachelt sind. — Ich habe früher oft reitzende Schilderungen gelesen von den Verhältnissen der schottischen Schirmherren und ihres Gebietes; sie sind mir wie rechte Patriarchen erschienen und ihre Untergebenen wie eben so viele Kinder und Kindeskinder, die gern unter dem freundlichen Vater und Großvater standen. Der schottische Laird ist der Herr, der Richter, Beschützer und Vater des Klans, er ist das Haupt einer großen Familie, deren Kleinster und Ärmster doch sein Kind ist und nimmer von ihm gemishandelt, verstoßen und verlassen werden kann; denn er führt ja seinen Namen, und niemand entehrt doch gern sein Geschlecht. Wenn der geborne Herr, wie die Vertheidiger des Lehnwesens uns sagen, seine Unterthanen lieben lernt durch eine Verbindung, welche schon seit undenklichen Zeiten zwischen den beiderseitigen Vorfahren bestand, wenn die Gewohnheit dieser Verbindung endlich eine Art Verwandtschaft und Rücksichten dieser Verwandtschaft erzeugt, so muß er, dessen Namen seine Leute und Mannen führen, mit ihnen in ein wahrhaft väterliches

Verhältniß kommen: es muß das Gefühl einer Blutsfreundschaft entstehen, wo der eine sich als Vater und die andern sich als Kinder fühlen. So meinen wir gern, weil wir Gerechtigkeit und Tugend von Natur lieben. Aber gar anders steht auch hier die Wirklichkeit. Die schottischen Lairds waren vor ein paar Jahrhunderten bei roherer und genügsamerer Einfalt der Sitten vielleicht freundlichere und mildere Herren als ihre jetzigen Urenkel. Jetzt muß man die Klagen der edleren Britten und die Berichte der Reisenden hören, welche in dem letzten Halbjahrhundert Nordschottland und die westlichen und nordlichen Inseln besucht und sich um das Schicksal ihrer Bewohner bekümmert haben. Die Herren bringen in London, in den Bädern, bei den Wettrennen, in den schönen Südländern jenseits des Meers ihre Zeit und ihr Vermögen in Üppigkeit durch, und Rentmeister und Verwalter sind die herzlosen Stellvertreter des Patriarchen des Klans; jedes Jahrzehend bringt neue Plackereien und erhöheten Pachtzins der Ländereien, die als des Lairds Eigenthum betrachtet werden; ja die Inhaber werden auch wohl von den kleinen Höfen abgetrieben, um spanischen Schaafheerden, deren Wolle mehr einbringt, Platz zu machen, und dem Druck und der bittern Armuth zu entfliehen segeln jährlich Tausende in einen andern Welttheil, wo sie wenigstens keine solche patriarchalische Schutzherrschaft zu fürchten haben.

So bist du, o Mensch, und so bin ich Mensch, so sind die meisten unsers Geschlechts, daß es im Staate nimmer wohl bestellt steht, wenn das mit Beilen und Ruthen bewaffnete und um das Scepter des Herrschers geflochtene Gesetz das ungeschriebene Gesetz in unsrer Brust, welches uns von selbst alle Pflichten der Menschlichkeit zu üben befiehlt, nicht ergänzt und verstärkt. Ich habe eben gesagt, daß es was Schönes und Erhebendes ist um den poetischen Glauben, der immer unwillkürlich aus unserm Inner-

sten hervorbringt, als sey in den Zeiten vor uns alles glücklicher, besser und gerechter gewesen. Außer diesem poetischen Glauben, der in der Brust des Königs wie des Tagelöhners wohnt und ein mattes Bild des hellen Urbildes der Gottheit ist, giebt es einen andern poetischen Glauben, den poetischen Glauben der Poeten selbst, den Glauben der Dichter, der uns eben so heilig ist als jener erste.

Wir haben das hohe und heilige Bild einer europäischen Ritterschaft, von welcher uns das Mittelalter so schöne Muster zeigt. Die Dichter, deren Leben in der Vergangenheit und in der Zukunft ist, und die sich die Gegenwart, selbst wenn sie schlecht und armselig ist, gern mit einem verhüllenden, ja mit einem verschönernden Schleier bedecken, haben Recht, wenn sie die edelsten und hehrsten Gestalten der Vorzeit vor die Augen der Mit- und Nachwelt stellen, ja sie würden eine Sünde begehen, wenn sie anders thäten. Was Wunder nun, wenn sie uns einen rechten frommen, tapfern, milden und christlichen Ritter malen, wenn sie uns ihn auch in seinem Verhältnisse zu seinen Leuten und Hörigen als einen über das Gewöhnliche und Gemeine weit hinausschreitenden, mit christlichem Ernst und christlicher Liebe alles umfassenden und haltenden Mann zeigen? was Wunder, wenn wir uns daraus ein noch reitzenderes Ideal im Hintergrunde unsers Herzens bilden, und meinen, es könne für das Glück und den Frieden der Gesellschaft und für die Sittlichkeit und das Glück des kleinen Volkes unmöglich eine trefflichere Einrichtung geben als diejenige, welche die Bauern und die kleineren auf dem Lande wohnenden und gewerbenden Menschen unter eine solche beschützende und bewahrende Schirmherrschaft und Obhut stellte? Daß wir uns ein so herrliches und menschliches Bild jener Vergangenheit, wo die Ritter ohne Furcht und Tadel lebten, entwerfen können, ist schön; auch

das ist verzeihlich, daß viele die gedichtete Herrlichkeit in allen ihren Theilen sich zu einer geschichtlichen Herrlichkeit machen und fest überzeugt sind, es sey das Lehnverhältniß im Mittelalter wirklich ein so hoch menschliches und ritterliches Verhältniß gewesen. Aber die Dritten, welche trocken den Beweis führen wollen, es sey wenigstens diesem Bilde ein ähnliches, es sey beinahe ein solches Verhältniß gewesen, müssen wir, weil sie sich den Schein geben, aus der Geschichte zu sprechen, mit der Geschichte selbst widerlegen. Es hat solche Ritter gegeben, wie die hohen Bilder, welche die Dichter uns aufstellen, und ich bekenne mit Freuden, es giebt noch solche; aber sie sind immer selten gewesen, und sind auch heute noch sehr ungewöhnliche Vögel. Frevel gegen die Abhängigkeit und Dienstbarkeit habe ich mehr gesehen als Wohlthaten derselben, obgleich mir auch einzelne solche Schirmherren und Lehnherren begegnet sind, welchen ich ohne alles Gesetz die Seelen und Leiber von Hunderttausenden ganz hörig übergeben würde, mit der festen Zuversicht, sie würden unter solcher Pflege und Hut nur glücklicher und besser werden. Ich nenne Dich hier, ehrwürdiger Greis, General von Dyke*) auf Rügen, Priester, Vater, Patriarch der Deinigen, ohne daß ich weiß, ob diese Worte je zu Dir kommen werden; ich nenne Dich, trefflichsten aller schwedischen Bürger, Freiherr Friedrich Maclean, Vater und Schöpfer von 200 Bauerhöfen und von 2000 glücklichen Menschen. Aber weil die weisen, frommen und christlichen Ritter nimmer die Mehrzahl der Herren ausgemacht haben, so wollen wir lieber das allgemeine Gesetz haben als die einzelne Willkür.

*) Dieser ritterliche fromme Vater seiner Hörigen und Zugehörigen hatte übrigens die Ritterlichkeit seines edelmüthigen menschlichen Herzens nicht von einem durch viele adliche Geschlechtsreihen (wie Manche uns gern einbilden mögten) gereinigten und veredelten Blute, sondern schier von Gottes Gnaden: er war aus Rügenschem Bauerstamm.

Die Art, wie die neue Baurenfreiheit, die Einige auch die französische Baurenfreiheit zu nennen belieben, sich in vielen Gegenden, wo man Frankreichs Beispiele vielleicht zu nah gefolgt ist, gemacht hat, kann demjenigen unmöglich gefallen, der einen Begriff vom Recht hat und der den geschichtlichen Weg kennt, auf welchem viele Rechte und Verbindlichkeiten entstanden sind. Mogten immerhin manche Verhältnisse der Herrschaft und des Dienstes entweder der Idee des Staates überhaupt oder der Entwickelung der Staatsgesellschaft, wie sie nun ist, widersprechend und nicht mehr angemessen seyn, immer mußte eine Ausgleichung der Rechte, eine billige Ablösung und Abfindung Statt finden; man durfte den Knoten nicht so zerhauen, der doch nicht allenthalben ein gordischer Knoten war und der sich meistens sanfter hätte lösen lassen. Man hat bei der Heftigkeit und Geschwindigkeit, womit man zugegriffen hat, dem einen Theile wahrlich nicht immer gegeben, was man dem andern Theile genommen hat: oft haben beide Theile dabei verloren. Und das ist der größte und schlimmste Verlust, wenn man das Volk gewöhnt, daß ohne Form Rechtens Recht gestiftet werden kann. Welche Folgen für Sittlichkeit und Glück der kleinen Landbesitzer und des Staates überhaupt die Leichtigkeit des Wechsels des Besitzes, die Veräußerlichkeit und Wandelbarkeit aller Grundstücke und die Erlaubniß, mit ihnen zu schalten und zu walten, wie jedem gefällt, haben müssen, ist oben angedeutet, und wahrlich nicht mit Übertreibung; so daß wir darin ganz der Meinung der Vertheidiger des alten Lehnsystems, ja selbst einer drückenden Hörigkeit seyn müssen, und mit ihnen bekennen, daß es das Gefährlichste ist, wenn der Staat den Landbesitz und seinen Wechsel so ganz dem Zufall und der Willkür überläßt. Die Personen müssen frei seyn, aber wenn Stöcke und Steine und Wälder und Berge aus einer Hand in die andere hin und her fliegen wie Fe-

dern im Winde, wenn selbst das Festeste beweglich und flüchtig wird, dann bleibt bei dem Menschen auch in dem nichts mehr fest, was die Gesetze unerschütterlich machen sollten, wie die ewigen alten Berge Gottes, in der Gesinnung und in der Liebe. Die beiden Stände aber, welche diese Kernkraft eines Volkes am einfältigsten und innigsten bewahren, sind auf dem Lande die Bauern und in der Stadt die Handwerker. Diese aber verlieren alle festhaltende Gediegenheit und alle sittliche Haltung, wenn man auf dem Lande die Hufen und Höfe des Bauers leicht veräußerlich, wechslich und theilbar macht und wenn man durch die Auflösung der Zünfte und die Einführung der belobten allgemeinen Gewerbfreiheit die letzte alte Strenge und Zucht der Handwerke durchbricht. Man kann einem im verblendeten Freiheitsschwindel hintaumelnden Zeitalter nicht genug sagen, daß nicht alles Freiheit ist, was den Schein und Namen davon hat.

Aber um das Rechte einzurichten und zu erschaffen, dazu bedarf es weder Hörigkeit noch Leibeigenschaft, welche der Willkür und Ungerechtigkeit häufig Thür und Thor geöffnet und einen Theil der Landbewohner in Spartaner, den andern in Heloten verwandelt haben, sondern der Staat kann einen Weg gehen, den die Zeit ihm sehr gebahnt hat, er kann durch ihr angemessene Einrichtungen den Zufall und die Willkür einschränken, welche, wenn man sie frei schalten läßt, zuletzt Natur, Land und Menschen verderben — er kann sich zum Oberlehnsherrn und ein festes Gesetz zum Lehnrichter machen; denn dem Gesetze sollen alle hörig und leibeigen seyn. Ich sage mit vielen Andern, die es mit dem Vaterlande redlich meinen: Gott gebe uns bald die Männer, welche diesen höchstwichtigen Gegenstand einmal mosaisch und lykurgisch in's Aug fassen, und dann festhalten!

Wir haben oben ungefähr gesehen, was die Gesetzgeber des

Alterthums mit ihren Ackergesetzen wollten. Sie wollten die zu große Wandelbarkeit des Landbesitzes hemmen; sie wollten auch hindern, daß nicht zu große und zu kleine Güter und Höfe entstünden; sie wollten die zu große Zerstückelung und Zerschlagung der Grundstücke hindern: weil in beiden für die unteren Volksklassen das Verderben der Armuth und Sittenlosigkeit liegt, welche der besitzlosen und heimathlosen Armuth immer auf dem Fuße folgen. Das bezweckten sie damit, daß sie durch ihre Gesetzgebung viele Landbewohner mit mittelmäßigem Vermögen schüfen und daß Tugend und Wehrhaftigkeit bei dem Volke nicht ausstürben. Solche Einrichtungen, als diese durch Gesetze befestigten, machen sich in den Anfängen der Gesellschaft bei freien Völkern oft von selbst, gleichsam durch einen Instinkt der Vernunft und der Tugend, welcher Instinkt ein Instinkt angeborner Billigkeit und Gerechtigkeit ist. Auch unsere Altvordern hatten das Land so unter sich getheilt, wie oben erwähnt ist, und hatten dabei recht sehr an die Wehrlichkeit der Menschen gedacht und an die Vertheidigung des Vaterlandes. Die Hufe eines freien Mannes und der Mann selbst trugen deswegen mit der Waffe einerlei Namen; die hieß die Wehr, weil ein bewehrter Mann von ihr ausziehen sollte. Dieses Wort ist in den westlichen und nordwestlichen Landschaften Deutschlands bis auf den heutigen Tag geblieben. Man fragt nach dem Tode eines Bauers: Wer von den Kindern hat die Wehr bekommen? man fragt: Ist das Gut wohl in der Wehr? d. h. ist Vieh, Saat, Feldgeräth, Feldbestellung, wie sie seyn sollen? Und wer weiß nicht aus Erfahrung, ja wer fühlt nicht, wenn er an seine eigne Brust klopft, daß in Nöthen und Gefahren das Vaterland am sichersten auf diejenigen rechnet, welche Besitz haben, seyen sie Edelleute, Bauern oder Bürger? Wen aber Häuser und Äcker nicht festhalten, der mag seine leichte Habe und sein leich-

tes Herz wohl anderswohin tragen, und sich bald einbilden, es sey auch da ein Vaterland. Vor allen aber sind viele freie Bauern die rechte Stütze ja der rechte Eckpfeiler eines Staats, nicht nur, weil sie auf das innigste an die Erhaltung des Vaterlandes geknüpft sind, sondern auch, weil ihre Arbeiten und Geschäfte Leibesstärke und frischen Naturmuth nähren, wodurch der rechte tüchtige Kriegsmann wird.

Ich habe Länder gelobt und werde sie je und je loben, wo über die Hälfte, ja wo oft Zweidrittel aller Grundstücke unter mittelmäßige Besitzer vertheilt sind, wo viele freie Bauern wohnen. Wer Schweden, Norwegen, Ditmarsen, Ostfriesland, die Grafschaft Mark, das Havelland und das Herzogthum Magdeburg gesehen hat, fühlt und weiß, warum ich sie lobe. Der Mensch, welcher weiß, was die Herrlichkeit eines Staates ist, fährt mit einem unbehaglichen Gefühle durch die schimmernden adlichen Herrensitze hin, die aus zerstörten Bauerdörfern*) aufgeführt sind und auf welchen Haufen wandernde Tagelöhner und Lohnknechte in kümmerlichen Katen zusammengepreßt wohnen. Auch wird er nicht geblendet durch den vergänglichen Glanz und Reichthum, welchen Fabriken geben, die auf gewisse Weise immer einen Theil des Menschengeschlechts leiblich und geistig verderben. Ihn kann allein das Bleibende freuen, das durch die Zeiten dauert: die bleibende Tugend und das bleibende Glück. Diese sieht er nirgends so befestigt als bei dem freien Bauer, der mit mittelmäßigem Vermögen seinen eignen Acker pflügt. Die Länder, wo wenige Menschen im Besitz ungeheurer Reichthümer endlich fast alle Grundstücke ihr Eigenthum und fast alle Landbewohner ihre Pächter,

*) Ich kann aus diesem Gefühle sprechen. O schönes Land meiner Heimath, wer wird die zerstörten Bauern in dir wieder erschaffen? woher soll dir ein Wiederhersteller kommen?

Tagelöhner und Knechte nennen, und auch die, wo eine übertriebene Vertheilung und Zerstückelung der Hufen herrscht, mangeln des tapfern gediegenen Kerns eines Volks, und werden auf die Länge nicht würdig und glorreich bestehen können.

Wir wollen einmal England betrachten. Dieses große Land schimmert durch seine Macht, seine Freiheit und seine Reichthümer über ganz Europa ja über die ganze weite Erde hin als eine bewunderte Erscheinung, aber wahrlich es steht drinnen nicht so glücklich, als sein Glanz nach außen fällt. Fast aller kleine und mittlere Landbesitz (die Yeomanry) ist in den meisten Landschaften verschwunden, und die Großen und Reichen besitzen das Land und ihre Pächter bebauen es. Auch offenbart sich hier, welche Folgen die zu große Ungleichheit des Vermögens, besonders in so fern sie die kleinen Besitzer verschlingt, und ein die Welt umfassendes Fabrikwesen hat. Wie viele Strecken Land in England, worauf glückliche Bauern wohnen und wovon reiche Ärndten in die Scheunen gebracht werden könnten, hat die durch kein Gesetz eingeschränkte Laune der Großen in Wildbahnen und Thiergärten verwandelt! welch eine Überschwemmung von Bettlern aus dieser Verdrängung der geringen Leute vom Grundbesitz, aus diesem mächtigen Fabrikwesen! Jetzt trägt sich dies alles noch einigermaaßen, weil England über den Handel und über die Schätze der Welt gebietet; aber Weltumwälzungen und vorzüglich Handelsumwälzungen können kommen — und sie sind vielleicht nicht so fern, als Manche glauben — wodurch die Engländer mehr auf sich selbst zurückgeworfen und zurückgewiesen werden: dann werden sie die Verwirrung und Regellosigkeit der Verhältnisse und die Furchtbarkeit des Übels, das sie jetzt verkleistern und versalben, aber nicht heilen können*), in ihrer ganzen Häßlichkeit erblicken.

*) Bald ist es ein Vierteljahrhundert, als dies geschrieben ward. Nun

In unserm Vaterlande, in Deutschland, sind wir so weit noch nicht, am wenigsten ist uns jetzt der Reichthum gefährlich. Doch sind Landschaften, wo das alte Verhältniß der Hörigkeit und Leibeigenschaft, über dem und über dessen Misbräuchen die Regenten nicht immer die gehörige Hut und Wache hielten, die Bauern zu sehr zerstört hat. In andern Landschaften mögte sie durch die sogenannte französische Freiheit untergehen, kraft welcher sie — was früher durch mancherlei Bande gebunden war — verkaufen, vertauschen, verpfänden, versetzen, ja zerfetzen und zerstückeln dürfen, wie ihnen beliebt; so daß jetzt Krämer und Juden und Judengenossen zum Besitz von Hufen und Höfen gelangen oder diese Höfe auch unter drei oder sechs Theilhaber und Erben zertheilt und zerstückelt werden können. Also, daß durch eine übel verstandene Freiheit das Verhältniß des Grundbesitzes, welches ein festes und ehrbares Verhältniß seyn sollte, ein krämerliches und jüdisches und fast vagabundisches Verhältniß wird.

Solche Übel nun, welche die Staatsgesellschaft in ihren edelsten Theilen angreifen und verletzen, müssen abgewendet werden und können abgewendet werden durch eine weise Gesetzgebung, welche den Staat nicht wie ein kolleriges Pferd von dem lieben Ungefähr und Zufall, die oft auch den Koller haben, zu Tode reiten läßt, sondern welche ohne Rücksichten auf die Bedürfnisse und Vortheile des Augenblicks allem das Bleibende und Nothwendige sucht.

Das Land und der Landbesitz dürfen nicht freigelassen werden wie die Personen. Das haben alle Gesetzgeber gefühlt, die sich auf ihr großes Werk verstanden. Der Mensch, der in sehr entwickelten und verwickelten Zuständen der politischen Gesellschaft die Ordnung der Natur und also

frage ich, wie viele sind, welche Englands gegenwärtige politische Stellung, vorzüglich in Hinsicht auf die unteren Volksklassen, glücklich preisen?

auch die Ordnung der Gesellschaft verkehrt, muß der zu großen Willkür, die endlich einem baaren Zufall gleich wird, ein Maaß und ein Ziel setzen. Er muß Ackergesetze geben; der Bauer und kleine Grundbesitzer muß ein unmittelbarer Lehnmann, er muß der Hörige des Staats werden.

Das haben wir genug angedeutet und bewiesen, daß es auf die Länge nur in solchen Ländern wohl stehen kann, in welchen die Hälfte, wo nicht Zweidrittel, der Grundstücke von Bauern oder kleinen bauernähnlichen Besitzern besessen und bewohnt werden. Wo dieses Verhältniß ungefähr noch besteht, da hat der Staat nichts weiter zu thun, als es durch verständige Gesetze zu befestigen und zu erhalten; wo es aber durch Sorglosigkeit der Regierungen oder durch Misbräuche einer zügellosen Freiheit verrückt oder gar zerstört ist, da muß man es wiederherstellen. Zu dieser Wiederherstellung könnten in den Ländern, wo das ordentliche Verhältniß aufgehoben ist, die öffentlichen Staatsgüter angewandt werden, die man Krongüter oder Domänen nennt. Ich will sagen, wie. Ich kann die Sache durch ein wirkliches Beispiel erklären.

In dem ehemaligen Schwedischen Pommern und Rügen, welches jetzt mit dem preußischen Staat verbunden ist, waren durch einen Misbrauch der adlichen oder städtischen Herrenrechte die meisten Bauerdörfer zerstört, und in große Güter von 600 bis 2000 Scheffel (Berliner Maaß) jährlicher Aussaat verwandelt. Gustav der Vierte Adolf König von Schweden, damals Oberherr jenes Landes, ein Herr, dessen wechselvollen und verhängnißvollen Schicksalen meine Augen immer mit Mitleid folgen werden, weil er die Gerechtigkeit und das kleine Volk liebte, hatte in seinem Vaterlande zu viel Baurenglück und Baurenfreiheit gesehen, als daß

er den Unterschied zwischen diesseits und jenseits des Wassers nicht hätte fühlen sollen. Diese Landschaft, vorzüglich Pommern, hatte viele und große Krongüter, zum Theil von dem eben angegebenen Maaße Aussaat. Diese beschloß der König, welcher sah, wie wenig Bauern hier noch übrig waren, nach und nach in mehrere kleine Theile zu zerschneiden und auf längern Jahrespacht oder auf Erbpacht an einzelne Landbauern auszuthun. Dieser Entwurf war nun freilich unvollkommen, weil er keine vollkommenen Landbesitzer, sondern nur Landgenießer machte, aber es war doch ein Entwurf, der aus dem Gefühle entsprang, daß neben den großen Besitzern auch kleine und mittelmäßige Landbesitzer wohnen sollten.

Auf eine ähnliche Art würde ich, wenn ich die Macht hätte ein Macher zu seyn, es mit den Krongütern machen, wo solche noch sind. Ich würde sie nämlich nach den Örtlichkeiten und nach ihrer verschiedenen Lage und Fruchtbarkeit zu Gütchen von einer, zwei bis drei Hufen Land eintheilen; aber ich würde sie nicht auf Zeitpacht oder Erbpacht weggeben, sondern sie ordentlich verkaufen, aber unter folgenden Bedingungen:

1) Diese Güter würden gleichsam Lehen des Staats. Sie gehörten freilich dem Käufer und seinen Erben eigenthümlich, aber folgende Bedingungen und Verpflichtungen hafteten darauf:

2) Sie gingen für alle künftige Zeiten zu Bauernrecht. Bauern und Bauerngenossen könnten sie nur besitzen und bewohnen, kein Edelmann, kein Kaufmann, kein Fabrikant u. s. w.; auch könnte kein Pächter oder Zinsgeber darauf wohnen oder gehalten werden (es sey denn während einer Minderjährigkeit), sondern der Eigner müßte selbst darauf sitzen, oder sonst, wann er ein anderes Geschäft ergreifen wollte, sie an seine Verwandten oder Bauerngenossen überlassen.

3) In der Nachfolge gingen die Söhne den Töchtern vor. Damit das Gut in Wehr bliebe und der Besitzer nicht durch Schulden an tüchtiger Wirthschaft gehindert würde, hätte der Antreter, wenn das Gut schuldenfrei wäre, seine Geschwister und Miterben nur mit einem Sechstel des Werthes der Grundstücke abzufinden; die bewegliche Habe aber, außer dem durch das Gesetz bestimmten nothwendigen Geräth und Vieh, würde unter alle gleich getheilt. — Ein einziger Sohn wäre immer der Erbe; unter mehreren Söhnen bestimmte vielleicht das Loos über die Nachfolge; hinterließe der Lehnbauer nur Töchter, looseten diese ebenfalls. Unmündige Geschwister hätte der Nachfolger bis zum achtzehnten Jahre zu verpflegen und zu erziehen, Mütter und Großmütter ehrlich zu erhalten und zu verpflegen bis an ihren Tod. Die Art und das Maaß würde das Gesetz bestimmen.

4) Die bewegliche Habe, welche Ehegatten zusammenbrächten, würde, wenn Kinder geboren würden, gemeinschaftliches Vermögen. Wären keine Kinder da, und der Lehnbauer stürbe vor der Frau, so nähme sie ihr Eingebrachtes wieder, und räumte dem Erben das Gut. Hätte sie Kinder gehabt, die vor ihr gestorben wären, so erbte der überlebende Theil die ganze bewegliche Habe des verstorbenen.

5) Solche Güter mögten auch, z. B. wenn eine Familie durch schlechte Wirthschaft oder Unglück sie so heruntergewohnt oder verschuldet hätte, daß sie sie nicht behaupten könnte, auf andre Art immer veräußert werden, aber nur mit Einstimmung der Berechtigten, und mit der Bedingung, daß sie wieder an Bauerngenossen kämen. Ein Besitzer ohne Kinder und Lehnsverwandte, die da Ansprüche auf ein solches Gut hätten, mögte es veräußern bei seinem Leben und

darüber verfügen nach seinem Tode, versteht sich innerhalb der Genossenschaft.

6) Wie Ein Bauer nicht mehrere solcher Güter besitzen dürfte, so dürften auch die Felder mehrerer solcher Güter nicht zu Einem Gute zusammengezogen werden. Eben so wenig wäre ein solches Bauergut in mehrere kleinere theilbar.

Unter eben dieses Gesetz, das ich über meine gemachten Bauerlehne walten lasse, stelle ich die Bauergüter, die sich in meinem Staate noch finden, damit sie dem Bauerstande in ordentlicher Wehr bewahrt werden und damit der so wichtige Bauerstand dem Vaterlande erhalten werde.

Wie groß ein Bauergut seyn müsse, damit eine Familie in bescheidener Mittelmäßigkeit des Daseyns davon leben könne, läßt sich nicht von vorn her bestimmen. Das hängt von dem Himmelstriche, von der Fruchtbarkeit des Bodens und von den Gewerben der Gegend ab, wo die Güter liegen. Aber da die zu kleine Ackerwirthschaft durchaus nichts taugt, da die zu große Zerstückelung der Grundstücke den Bauerstand in allerlei treibendes, luftiges und vagabundisches Gesindel verwandelt, so muß ein Kleinstes gesetzt werden, bis zu welchem man hinabsteigen darf. Dies hat man auch in Ländern gethan, wo man die wahren Begriffe von Freiheit hat, z. B. in Schweden, wo die zu sehr verkleinernde Zerstückelung der Höfe in mehreren Landschaften durch Gesetze verboten ist.

Diese meine Bauerordnung würde vorzüglich für das eigentliche Bauerland, für die Ebenen, gelten. Wo Waldbau, Weinbau, Obstbau, Bergbau das Hauptgeschäft der Menschen sind, da sind die Verhältnisse anders und die Geschäfte beschränken sie selbst auf einen kleineren Raum. Auf den weiten Feldern und Ebenen aber, wo das Sichabrunden so bequem ist, werden, wenn der Staat gar

keine Beschränkung setzt, die einzelnen Höfe und Hufen entweder von den Reichen verschlungen, welche sie in große Hauptgüter und Herrensitze verwandeln, wie wir dies in vielen Gegenden des Vaterlandes sehen, oder der Bauerstand verarmt und verdirbt auch durch die zu große Zersplitterung der Ländereien. Und überdies benutzt der Reiche diese Zersplitterung, um die einzelnen verarmten zersplitterten Besitzer allmälig auszukaufen und ihre kleinen Loose zu großen Gütern abzuründen; wie z. B. in England und Italien täglich der Fall ist, was man aber auch schon bei uns sehen kann.

Wenn der Staat auf diese Weise den Bauerstand an seiner Erdscholle befestigt hat, bleibt, je nachdem jedes Land eingerichtet und gelegen ist, noch die Hälfte oder wenigstens ein Drittel aller Ländereien für jeden anderen beliebigen Besitz frei. Ich sage beliebig, obgleich ich wünschte, daß der Adel eben so wie der Bauer allein auf Landbesitz gegründet und an seinem Lande festgebunden würde, daß es allein einen Majoratsadel gäbe nach dem Erstgeburtsrecht.

Ich weiß, sowohl gegen die angedeutete Art Nachfolge in meinen Bauerlehen als auch gegen diese adlichen Majorate werden sich Viele entrüsten, die einen, weil es ihnen eine Unfreiheit, die andern, weil es ihnen eine Grausamkeit däucht. Diese letzten sprechen aus einem einzelnen Familiengefühl; der Staat aber muß aus einem allgemeinen Familiengefühle handeln. Er hat Millionen Kinder; er hat sie nicht bloß heut und morgen, oder dreißig Jahre und fünfzig Jahre, sondern auf dreißig und fünfzig Jahrhunderte muß er seine Rechnung machen, ja auf alle Zeiten ohne Gränze und Ziel, wie der Gedanke, wenn er wahr und richtig ist, als Kind der Ewigkeit geboren wird. Wenigstens müssen die Gesetze des Staats die allgemeine Liebe und Gerechtigkeit in sich tragen, daß sie durch ihre Gesinnung und Weisheit würdig wären, ewig zu dauern. Das einzelne Familiengefühl spricht: „Es ist doch unrecht, daß des

„Bauern und des Edelmanns Kinder bei seinem Tode sich in die hin„terlassene feste und liegende Habe nicht gleich theilen; warum soll „einer allein so viel haben und alle die andern so wenig?“ Der Staat antwortet ihm: „Ich handle aus einem höheren Rechte und „einer höheren Pflicht: ich muß das bessern, was eure unzeitige „Thorheit ja eure thörigte Liebe zu eurer eignen Zerstörung immer „thun will. Ihr mit euren Gefühlen würdet aus dem Bauer und „Edelmann Bettler und Streuner machen; ich muß sorgen, daß „die beiden Stände in Wohlhabenheit, Rechtlichkeit und Ehre er„halten werden; ich muß auch durch meine Gesetze und Ordnungen „vor allen Dingen den Grundsatz zu dem lebendigsten machen, daß „Silber und Gold und was ihr Vermögen nennt, von mir nicht als „das Erste hingestellt und gesucht werde, sondern festes Glück und „bleibende Tugend.“

Ja es ist meine feste Überzeugung, daß, wenn der Adel in alter Ehre, Würde und Unabhängigkeit und ohne den Neid der andern Stände bestehen soll, er auf festem bleibenden Besitz und auf Majoraten gegründet seyn muß. Es müßte auch überhaupt kein Edelmann gemacht werden, der nicht entweder schon durch Reichthum bedeutend wäre oder die Würdigkeit hätte, daß der Herrscher oder das Volk ihn so mit liegenden Gründen begabten, daß die Unabhängigkeit seiner Familie nach ihm gesichert wäre. Arme Familien adeln, wie leider täglich in Deutschland geschieht, däucht mir ein großes Unwesen. Wenn ich gesagt habe, daß arme hungrige Bauern ein Unglück und Verderben des Staats sind, so meine ich dies noch weit mehr von einem armen hungrigen Adel. Ein Land kann viel zu vielen Adel haben; und es ließe sich nach der Volksmenge und den Verhältnissen und Hülfsmitteln eines jeden Landes wohl die Zahl bestimmen, die es tragen könnte. Es ließe sich für jedes Land ein goldenes Buch machen,

wie weiland in Venedig, und zwar ein geschlossenes Buch, und es sollte gemacht werden — auf die Weise, daß nur bei'm Erlöschen eines Stammes ein neuer adlicher Stamm gepflanzt werden könnte, und daß selbst die Kinder und Enkel der größten Helden der That, Wissenschaft, Kunst und Erfindung (welchen allein so Hohes vorbehalten seyn müßte: denn wenn man den Adel hoch hielte, wäre er etwas Hohes), die eines Blücher, Leibnitz, Goethe, Dürer, auf der Warte stehen bleiben müßten, bis Gott eine leere Stelle gemacht hätte. Doch werden diese seltensten großen Männer nicht so dicht ausgesäet, daß es bei solchem gewissenhaften Verfahren jemals viele Wartende geben würde. Daß den Kindern solcher Sehrmänner von dem Volke, das von ihnen mit Glück, Macht und Ruhm bekränzt worden, für die würdige Tragung und Erhaltung ihres Adels nach englischer Sitte eine angemessene Begabung und Begründung gemacht werden müßte, folgt durchaus aus unserm Bilde vom Adel. Wir kennen Polens Geschichte und kennen seinen wimmelnden hungrigen Adel; auch Schweden ist mit zu vielem und armem Adel überschwemmt; und in manchen deutschen Landschaften ist es nicht viel besser, und immer fährt man fort, auf die alte traurige Weise leicht und leichtsinnig durch Adelsbriefe alljährlich arme Junkerfamilien zu stiften. Es ist lange ein trauriger Haß gewesen zwischen dem Mittelstande und dem Adel, und er ist leider noch nicht ausgestorben, und hat seine bösen Folgen auf das Ganze, da durch diesen unseligen Neid so manches Gute gehindert und durchkreuzt wird. Dieser Haß und Neid stammt zum Theil aus dem alten Soldatenwesen, wie es vor zwanzig, dreißig Jahren noch bestand; er stammt wohl mehr aus der Herabwürdigung und wirklich unanständigen und fast schimpflichen Vermehrung des Adels durch die Reichskanzleien, wodurch der alte Adel, worunter diese Neugestämpelten sich allmälig doch

mischten, sein glänzendes Gepräge verlor. Krämer, Roßtauscher, Lieferanten u. s. w., ohne ein anderes Verdienst als das einer gefüllten Tasche, kauften des heiligen Römischen Reichs adliche Wappenehre oft um 80 und 100 Dukaten in der Kanzlei zu Wien; ja während der Ledigkeit des Kaiserstuhls wie wohlfeil und wie schmutzig verschacherten die Beamten in den Kanzleien der Reichsverweser oft die Würden von Freiherren und Grafen!

Soll also Adel seyn, so muß er reich und unabhängig seyn, damit er in freier Ehre und Würde im Staate stehen und durch seine selbstständige Haltung wohlthätig auf das Ganze wirken könne. Ein armer Adel löscht bei dem Volke die Idee des ganzen Standes aus. Er hat durch seine Geburt Ansprüche, die er ohne Vermögen schwerlich erfüllen kann. Er muß also dienstbar, glücksuchend, ja oft glückjagend seyn wie Menschen aus den untersten Klassen; er muß für sein Fortkommen Künste gebrauchen, die wenigstens solche nicht zieren. Darum lobe ich mir die englische Art, wo der Älteste des Hauses das Haupt und der Vertreter aller Mitglieder desselben und der Besitzer der Güter ist, wo aber die Jüngeren und die Seitenverwandten meistens zum ganzen übrigen Volke gerechnet werden und ohne Erniedrigung und Befleckung ihres edlen Bluts meistens allen Gewerben und Geschäften der andern Klassen ihre Thätigkeit zuwenden mögen. Und darum ist der Adel auch nirgends so wirklich vornehm und geachtet als in England. Auch in Schweden hat man in den letzten Jahrzehenden die Einsicht gewonnen, daß zu zahlreicher Adel den Stand verkleinert und dem Staate schadet. Auf dem Reichstage zu Stockholm im Sommer 1809 ist ein Gesetz gegeben, daß bei neugeadelten oder um eine Stufe erhöheten Familien der Älteste dem Vater oder Erblasser immer in Besitz und Rang folgen soll, die jüngeren Brüder aber zu der unter dem Range des Erblassers stehenden Klasse gerechnet werden sollen.

Wir leben in einer Zeit des Streites der Gefühle, Ansichten und Meinungen, und auch der Redlichste wird durch die allgemeine Bewegung, welcher er sich nicht wohl entziehen mag, oft wider Willen von dem ruhigen Standpunkte der Betrachtung weggetrieben. Auf der Höhe des wilden Meers gründen die Anker nicht, und am Strande braust die Wellenbrandung zu gewaltig, als daß die Gedanken sich vor Anker legen könnten. So viel indessen haben wir alle begriffen, daß der Ruf nach Freiheit und Gesetzlichkeit dieser Zeit sehr natürlich war und ist, daß aber von Vielen eine Freiheit begehrt worden, welche auf Erden nimmer seyn kann noch seyn darf. Das haben Wenige bedacht, daß, wenn man alles frei läßt, nichts frei bleibt, sondern die verschiedenen Lebenskreise sich in einander verlaufen und verwirren, wodurch nothwendig ein Zustand der Auflösung und Ausschweifung entstehen muß, der die Freiheit in ihren Keimen tödtet. Denn das ist das Geheimniß der wahren Freiheit, daß der Mensch durch viele sächliche Bande, durch Einrichtungen, die sich zunächst auf Dinge außer ihm und erst in der dritten vierten Instanz auf ihn beziehen, gehalten, getragen und zur Zucht und Ordnung und zu dem heiligen Gefühle des Stätigen und Bleibenden, ohne welches keine guten Bürger seyn können, angehalten werde. In dieser Hinsicht wünsche ich meine vorgeschlagene Bauerordnung oder wenigstens eine ähnliche, ich wünsche den Adel auf Majoraten gegründet, und bei den Handwerken die Erhaltung oder Wiederherstellung der Zünfte und Innungen, von welchen man die Misbräuche wegthun und welchen man eine der Zeit angemessene weniger sklavische Einrichtung geben muß.

Unser Zeitalter ist ein Saturnus, der seine eignen Kinder auffrißt und sich dann im Taumel seines blutigen Rausches an den dicken Bauch schlägt und den Leuten zuruft: Seht hier die

Folgen der Freiheit! seht hier das von Wahn und Knechtschaft erlöste Menschengeschlecht! Die Franzosen haben damit angefangen, sie haben das Kapital von Jahrhunderten in einem Vierteljahrhundert aufgefressen; andere Regierungen haben es ihnen in manchen Ländern aus Noth nachmachen müssen; hie und da haben sie es ihnen in verblendeter Thorheit nachgemacht. Alle Verhältnisse wurden aufgehoben, alle Bande zersprengt, gute und böse, nützliche und schädliche; die Sachen wurden so freigegeben wie die Personen, und die Stürme und Vulkane der Zeit weheten und sprützten beide wie Funken und Aschen umher. Und das ist noch das Schlimmste — was freilich vor fünfzig und sechszig Jahren schon in einigen Ländern galt, daß diese ungebührliche Freilassung die verwünschte Fabrikflüchtigkeit und Fabrikflüchtigkeit in die Menschen und in ihre Einrichtungen gebracht hat, und daß die ganze Erde und der Staat selbst von vielen Staatsverwaltern und Staatseinrichtern fast nur wie eine Fabrikanstalt gewürdigt und verwaltet wird. Was man heute bedarf, was ein Mensch und ein Ding morgen einträgt, das fragt man mit hungriger Gier, und deswegen kann man mit den kurzen Augen nicht sehen, was die künftige Zeit bedürfen wird und was die künftigen Menschen seyn und tragen werden, ja was sie in aller ewigen Zeit seyn und tragen sollen. Es giebt gewisse natürliche Verhältnisse in der Verwaltung und Einrichtung der Erde und des Staates und unter den verschiedenen Klassen der Staatsgesellschaft, welche nimmer hätten gestört und gebrochen werden sollen, und für deren Erhaltung und Wiederbelebung der Staat sorgen muß, wenn er selbst sicher und lebendig bleiben will. Wir wollen die Fertigkeit und Geschicklichkeit der Menschen immer loben, welche durch künstliche Geräthe und Maschinen Einem Menschenarm die Kraft von hundert Armen und Einer Hand die Ver-

richtung von fünfzig Händen geben können; aber wir sagen es gradezu: lieber wollen wir keine einzige Maschine als die Gefahr, daß dieses Maschinenwesen uns die ganze gesunde Ansicht vom Staate und die alle Tugend, Kraft und Redlichkeit erhaltenden einfachen und natürlichen Klassen und Geschäfte der Gesellschaft zerrütte. Wenn alle Handwerker Fabrikanten werden, wenn der Ackerbau selbst endlich wie eine Fabrik angesehen und betrieben wird, kurz wenn das Einfältige, Stätige und Feste aus den menschlichen Einrichtungen weicht, dann steht es schlecht um das Glück und die Herrlichkeit unsers Geschlechts. Wenn wir dahin kämen, daß Axt, Säge und Senkblei von selbst Häuser zuschnitten und aufrichteten, daß der Pflug und die Sense von selbst den Acker pflügten und abärndteten, wenn wir endlich auf Dampfmaschinen über Berg und Thal fahren und auf Luftbällen in die Schlacht reiten könnten, kurz wenn wir neben unsern künstlichen Maschinen, die alle Arbeit für uns thäten, nur so hinzuschlendern brauchten — dann würden wir ein so entartetes, nichtiges und elendiges Geschlecht werden, daß die Geschichte ihre Bücher auf ewig von uns schließen würde.

Ende.

Diese Betrachtungen und Ansichten aus den Jahren 1815 und 1820 wie sind sie bestätigt worden und wie werden sie jeden Tag mehr und mehr bestätigt durch die Begebenheiten und Entwickelungen der letzten zwanzig Jahre! Es wälzen sich, ja es dampfen die ungeheuersten und unberechnenbarsten neuen Kräfte und Lebensreitze und Lebenstriebe über die Welt hin. Und dies ist nur der Anfang des Neuen; denn da der menschliche Geist sich selbst und die Entdeckungen und Erfindungen der Wissenschaft mit dem größten Ernst und Eifer auf das Praktische gewendet und gerichtet hat, so werden nach dieser Seite hin durch Chemie, Physik

und Statik in den nächsten Menschenaltern noch ganz andere Veränderungen und Umwälzungen erfolgen. Der Dampf und das Feuer, die leichten und flüchtigen, beflügeln und verflüchtigen das Menschengeschlecht schon jetzt beinahe zu sehr, so daß es mit seinen Solen immer mehr von dem Boden der alten mütterlichen Erde in die Region der Wolken und Nebel hinaufgeschnellt wird. Um so nothwendiger also wird es werden, einen guten Theil der Bürger wenigstens durch verständige und haltende Bande in einer gewissen bleibenden Stätigkeit an den Boden der Erde zu binden.

Fichte, dessen ganzes Wesen ethische Strenge, ja ethische Begeisterung war und der eben dadurch auf so viele Tausende von Männern und Jünglingen den mächtigsten und schönsten Einfluß hatte, sieht in seinem geschlossenen Handelsstaat, dessen Idee er in sein sogenanntes Staatsrecht aufgenommen und etwas anders verarbeitet hat, Fichte sieht den Ackerbau vorzüglich von der sittlichen Seite an. Wer wollte und wer könnte sich dieser Ansicht abkehren, auch wenn er ihn mehr von der politischen Seite ansieht? Denn wenn der Staat als solcher freilich fast immer nur mit der Errichtung und Schirmung des Rechtszustandes zu thun hat, so muß die sittliche Idee doch von oben herab seine Einrichtungen und Gesetze beleuchten und durchleuchten. Wir können und dürfen ja nicht schlechter seyn als die Heiden, deren weisere Gesetzgeber immer unumwunden aussprechen, daß alle Staatseinrichtungen dahin streben sollen, daß die besten, rechtschaffensten und sittlichsten Bürger dadurch geschaffen werden. Fichte, indem er einen strenge geschlossenen Rechtsstaat stiften wollte, war doch immer von der Idee begeistert, jedem seiner Bürger, eben durch die genau geschlossenen Gränzen und bestimmten Kreise seiner verschiedenen Stände, nach vollendetem Tagewerk den Genuß einer

höheren geistigen zur Veredelung und Versittlichung hinstrebenden Muße zu verschaffen. Es entging ihm nicht, daß die Idealität seines Staatsbaues für die gegenwärtige Weltlage und für den Stand des gegenwärtigen europäischen Staatssystems in den meisten Punkten wohl nicht passe, ja daß er allenthalben scharfe Stöße und Gegenstöße veranlassen werde. Seine Gesellschaft wäre, wie er sie dachte, höchstens kaum in dem engen Umfange von fünf bis zehn Meilen möglich gewesen; aber woher die Ungestörtheit seiner Anstalten und den Frieden nehmen, daß die andern mächtigen Umgeber ein solches wundersames Werk nicht alsbald umstießen? Er verhehlt sich selbst in vielen aufgeworfenen Fragen die Zweifel nicht, ob und wie sein Entwurf ein Werk werden könne; aber der Philosoph kann der Folgerichtigkeit seiner Ideeen nichts abdingen lassen. Das war überhaupt das Tragische dieses edlen Menschen, daß er selbst in die gemeinsten und gewöhnlichsten Verhältnisse und Entwickelungen des Lebens und Staates immer mit den Sonnenstrahlen seines Olymps hineinschauen und sie nach dieser Beleuchtung nicht allein beurtheilen, sondern auch ordnen wollte. So stand er zum Erstaunen der Alltäglichen und Undenkenden nicht nur, sondern auch zum Erstaunen und Erschrecken seiner Schüler oft wie vor einem Berge still, wo ein Strohhalm im Wege lag, worüber er mit seinem philosophischen Rosse nicht meinte hinsetzen zu können. Bei jedem aus der guten gewöhnlichen Ansicht, wornach auch gar nicht verkehrt noch unsittlich gelebt und gehandelt wird, ausgesprochenen Darum hatte er sein gewaltiges Warum? bereit mit dem Ausspruche: „Was soll ich mit allen „Euren Darum, ich muß ein bestimmtes Warum haben.“ Doch ist es wahr, sein überfliegender Geist, welcher anfangs das Nichtich der irdischen Dinge mit zu dicken und häßlichen Nebeln verschleiert gefunden hatte, fand sich durch das religiöse Gefühl der Liebe und

Freundschaft und vorzüglich des Vaterlandes in seinen spätern Jahren so mächtig in die untere Welt und ihr Treiben hinabgezogen, daß er auch eben durch die religiöse Vermittelung sich darin viel sicherer und behaglicher als früher empfand und wiederfand.

Wir müssen nun aber eben mit diesem Großmeister der sittlichen Ansicht und Würdigung aller Dinge vor allem auf dem sittlichen Boden stehen bleiben und alle jene Gründe, welche man solcher Würdigung der Staatseinrichtungen entgegenzustellen pflegt, ohne Umstände todtzuschlagen suchen. Die Liberalen des Tages, welche der Welt den weiten fliegenden von allen Winden und Lüften durchwehten Freiheitsmantel umwerfen, sagen: Lasset nur frei, hemmet nur keine Kräfte! Wenn ihr sie frei walten lasset, wird sich nach den Bedürfnissen und Entwickelungen jedes Zeitalters alles von selbst in Ordnung und in's Gleichgewicht setzen. Deine Ansichten sind im Grunde doch nur mittelalterige Ansichten der Unfreiheit. Der Finanzminister vollends wird sagen: Ei! ei! wie soll der Staat sich tragen, wenn wir wieder Zünfte haben, wenn wir den Acker und Besitz fesseln? wenn wir die Vermehrung der Menschen und der Kräfte hemmen? Auch wäre es höchst verkehrt, auf die Hälfte oder gar auf Zweidrittel der Oberfläche eines Landes kleine Bauergüter hinzusäen. Die großen Güter geben mehr Ertrag und können, da der Ackerbau sich immer mehr an die Fabriken lehnen ja fabrikartig betrieben werden muß, allein zweckmäßig und so eingerichtet und bewirthschaftet werden, daß man alle Vorbereitungen und Vorarbeiten gehörig benutzt, alle Kräfte und Geschäfte nach fest bestimmter Regel in einander eingreifen läßt. Spanische Schaafzucht, Brauerei, Brennerei u. s. w., welche den Staat so mächtig tragen helfen, wo willst du damit bei deinen Bauren hin?

Solche und ähnliche Gründe und Ansichten, die gegen jeg-

liche sittliche Einsicht und Erkenntniß sprechen, hört man alle Tage. Ich muß aber auch den politischen Punkt berühren, und der däucht mir so gewaltig, daß selbst der Herr Finanzminister sich vor ihm wird neigen müssen. Wir sehen die Proben von der allgemeinen Fabrikation der Dinge und von der Schätzung des Staats bloß nach blind fortschießenden und blind wirkenden Kräften und Massen, welchen gar kein politischer Zügel angelegt wird. Daß bei Fabriken, daß in den großen Städten und Hauptstädten eine Menge elender, unruhiger, hungriger Menschen, daß diese gefährliche Brut, die Pöbel heißen muß da entsteht, läßt sich nicht wenden. Das sind die unvermeidlichen Krebsschäden und Auswüchse der wachsenden Bildung und Verfeinerung des Menschengeschlechts, welche selbst ein Fichte auf einem Königstuhl nicht würde wegschaffen können. Aber, aber — wenn wir auch auf dem Lande mit der allgemeinen zerstückelnden Freiheit so fortgehen, wie es sich jetzt anläßt, so wird bei der durch die Zerstückelung in Gütchen und Höfchen bis auf zwei, ja bis auf einen Morgen Land und noch tiefer vermehrten Zeugung und bei der Unmöglichkeit, den Menschen Arbeit und Gewinn zu verschaffen, in einigen Menschenaltern auch der Landpöbel vollendet da stehen: ein hungriges, unruhiges, sittenloses Gesindel. Wann wir auf solche Weise den gedoppelten und verdoppelten Pöbel fertig haben werden, wird von einem Rechtsstaate kaum noch die Rede seyn können: China wird fertig seyn, Despotismus und Knechtschaft an den beiden Spitzen der Gesellschaft, der Schrecken drohende Stock des Schergen für das Milde und Gnade winkende Scepter des Königs. Solche Menschen können nicht mehr durch die Liebe und die Gerechtigkeit regiert werden, sondern Furcht und Schrecken allein können die reißenden Thiere bändigen. Seht euch einmal um, ihr Posaunenblaser einer tollen Freiheit, seht euch einmal um nach dem Pöbel

von Paris, Mancheſter, Birmingham und Irland. Muß nicht König Ludwig Philipp, obgleich Paris eine Beſatzung von 40,000 bis 50,000 Mann hat, täglich vor einzelnen Schaaren ſolcher reißenden Wölfe zittern? Und Irland? ich ſage noch einmal Irland?

Das irländiſche Elend kann kaum ein Gott mehr beſſern, auch nicht einmal eine Auswanderung. Das Geſchrei, Irland ſey ſo elend durch fanatiſche Unterdrückung der Katholiken durch die Engliſche Hochkirche gilt nur für einzelne Zweige der Verwaltung und für einzelne Stände. Das Hauptübel ſind ein paar Millionen Menſchen zu viel. Wie iſt dieſes Plus oder vielmehr Nimium entſtanden? Grade auf demſelben Wege, worauf wir in Deutſchland auch immer weiter vorwärts ſchreiten, nämlich durch die Zerſtückelung größerer Landgüter in viele zu kleine. Dieſe Zerſtückelung, in der letzten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts vollbracht, hatte einen örtlichen politiſchen Grund, der in den Erfolgen, die heute zu Tage liegen, für alle Staaten warnend ſeyn ſollte. Es ging dieſe Zerſtückelung nämlich von den großen Landherren aus, welche aus großen Gütern von tauſend und fünftauſend Morgen Land eine Unendlichkeit kleiner Gütchen von fünf, zehn bis funfzehn Morgen ſchnitten. Und warum? Um in ihren kleinen Pächtern abhängige Wähler zu gewinnen, die ihnen bei der Bewerbung um eine irländiſche Parlamentsſtelle ihre Stimmen geben mußten. Dies Unglück hat die Einwohnerzahl Irlands in ſechszig ſiebenzig Jahren mit unglaublicher Geſchwindigkeit über alles Maaß vermehrt, und zeigt ſich nicht bloß als ein irländiſcher Jammer, ſondern drückt durch die nach England und Schottland überwandernden irländiſchen Arbeiter an vielen Stellen auch die engliſchen bis zur verzweifelnden Hülfloſigkeit herab.

Dies iſt in Irland die tiefe Krankheit der Zeit; dies wächſt

von Tage zu Tage immer mehr in der Schweitz und in Frankreich. In dem unglücklichen durch Gott so paradiesisch gestalteten und geschaffenen Italien ist es schon lange gewesen; dort giebt es fast gar keine kleinen Grundbesitzer und Bauern mehr, sondern nur große Herren und Pächter und Tagelöhner: daher die Kraft und Tugend des einst so großen und kühnen Volkes längst gebrochen und erloschen.

Also was meine ich zum Schluß? Ich meine die Nothwendigkeit der Erhaltung und, wo sie nicht erhalten sondern zerstört sind, der Wiederherstellung der ordentlichen Bauerschaften so gewaltig, daß ich behaupte, die Regierungen müssen ihre letzten Kräfte anwenden, um wieder welche zu schaffen. In Mecklenburg z. B. und in meiner Heimath müßten, wenn die Staats- oder Kron-Güter nicht hinreichen, um Bauern zu schaffen, die Regierungen einen Geldstock stiften — wie sie ja oft für andere viel kleinere Zwecke thun — um gelegentlich große Güter zu kaufen, und diese Güter in angemessene Größen zerlegen und Bauerlehen daraus machen, und auf diese Weise allmälig ein Gegengewicht und ein Gegenmittel gegen die allgemein drohende Pöbelei zu erschaffen, deren Getümmel an dieser im Staate stehenden Felsenfeste sich zerschellen würden. Beiläufig gesagt, würde durch die mäßig großen Bauergüter auch die übertriebene Zeugung von Hungerleidern gehemmt; so daß diese dem Anscheine nach rein politische Anordnung und Wiederherstellung auch die tiefste sittliche Grundlegung würde.

Ich habe auch des Adels und seiner Majorate erwähnt, obgleich ich nur für die Bauern zu sprechen hatte; denn die Edelleute und Großherren werden sich schon wehren und in der Welt nicht vergehen, wenn auch alle freie Bauern in Europa verschwinden sollten. Aber auch die Edelleute werden in demselben Maaße

schlechter, verdorbener, übermüthiger werden, als alle Landbewohner neben ihnen mehr und mehr zu Tagelöhnern und Knechten erniedrigt werden. Man schaue nur in den Spiegel des italiänischen Adels. Ich habe aber bei dem Wörtlein Adel nach meiner Ansicht ungefähr nur dasselbe in demselben Sinn denken können, wie bei dem Wörtlein Bauer. Ich würde es vielleicht für hart halten, so vielen guten Häusern, die vor ihren Namen das Von und das Zu führen, mit diesen Wörtchen Erinnerungen zu rauben, die ihnen von dem höchsten Werth sind, aber, indem ich von Majoraten geredet habe, hat mir doch etwas der englischen Nobility Ähnliches vorgeschwebt. Des unbegüterten kleinen Adels, dessen nach den gegenwärtigen Weltverhältnissen und Weltansichten bei uns schon viel zu viel ist, sollte kein König und Fürst künftig mehr stämpeln. Bei meinem Adel nun, oder was ich eigentlich allein als Adel von Gewicht im Staate ansehe, bei dem reichen hohen Adel würde ich die englische Weise nun auch nicht loben, nach welcher der König deren schaffen kann, wie viele ihm gefällt; nur daß er stillschweigend an die Bedingung des Reichthums gebunden ist: denn einen armen Mann zum Pär machen, würde in England beide unrecht und lächerlich dünken. Es wäre nämlich wohl eine Berechnung möglich, wornach sich die Zahl großbegüterten Adels, welche jeglichem Lande angemessen wäre, ungefähr bestimmen ließe. Auch müßte nach den Verhältnissen eines jeden Landes das Minimum und das Maximum von dem Güterumschluß eines Majorats gesetzt werden. Denn es ist wohl kein Zweifel, daß zu große und mächtige Majorate selbst der Regierung als etwas Mißliches und Gefährliches da stehen könnten, zu geschweigen, daß bei großem Reichthum auf der einen und großer Armuth auf der andern Seite die Großgüterei die schlimmsten Misverhältnisse und Übelstände mit sich führen könnte.

Wenn ich hier darauf hinzuweisen scheine, daß mir nur der hohe Adel ein wirklicher Adel däucht, und daß ich die leichten Schöpfungen des kleinen güterlosen Adels nicht billige, so bin ich doch weit entfernt in das Gedankengebiet derjenigen hinüberzuschweifen, welche den Adel gleichsam als die einzige sicherste Stütze der Monarchie, ja als theilweise Mitträger und Mitinhaber der Majestät, darstellen und ihn also in hohe sonnenscheinige Regionen mit hinaufrücken, wo den Blicken und den Begriffen zu schwindeln anfängt. Denn wie groß, glänzend und mächtig der Adel auch sey, er bleibt nur ein Stand im Staate, und der Kreis seiner Wirksamkeit und Unterthanschaft muß so genau und leicht abzugränzen und zu bestimmen seyn, als die Kreise, innerhalb deren der Bauer und Bürger steht. Die Majestät des Regierers und Herrschers ist ein so hoher und unermeßlicher Glanz, daß der ärmste Bauer und der erste Baron des Reichs als gleich tief unter ihrem Himmel stehend gedacht werden müssen. Denn wenn auch einige Gebiete und Verhältnisse des Herrschers in Beziehung auf die Unterthanen abgegränzt seyn mögen, so reicht diese Hoheit und Größe in tausend andern Beziehungen, wo Welt- und Lebens-Bildungs- und Staaten-Verhältnisse frei wie Luft und Licht schweben und innerhalb keiner Rechtsgränzen eingepfählt werden können, vorzüglich aber in Beziehung auf fremde Nationen, gleichsam in ein ewig fluthendes, schwebendes und werdendes Planeten- und Sonnen-Leben hinauf, wo das gewöhnliche Maaß und Richtscheid fehlt und wo nur mit ungefähren und bildlichen Zahlen und Größen gerechnet werden kann. Dieses Bild der Majestät deute ich hier nur an.

Von diesem meinem so wichtigen Staatslehnbauern komme ich nun endlich einmal wieder auf meine eigne bäuerliche Wenigkeit zurück. Ich habe den ganzen Sommer und Herbst 1815 und

den Winter 1816 in Köln gelebt, die politischen Schmerzen und Wehen abgerechnet wohl gelebt. Ich fand die alte Reichsstadt und ihre Bewohner ganz anders, als sie mir in früherer Jugend, vor beinahe zwanzig Jahren gedäucht hatte, wo sie (nämlich im Sommer 1799) freilich durchaus ein todtes und wüstes Ansehen hatte und finstere und trübselige Eindrücke machte. Köln war weiland die erste Reichsstadt am Rhein und lebte das ganze Mittelalter hindurch, fast in sich geschlossen, ja verschlossen und versperrt, im eigentlichen Sinn fast ganz innerhalb ihrer Thürme und Mauern beschränkt, häufig im Kriege, immer im Argwohn und auf der Warte gegen den Geistlichen Kurfürsten, der sich nach ihr nannte, und ringsum von kriegerischen und mächtigen Fürsten umgeben, die ihr nur die Herrschaft und Schiffahrt auf dem Rhein lassen mußten. Dies hat in ihr eine Erscheinung hervorgebracht, wie ich oben schon bei Stralsund erwähnt habe, nämlich eine Eigenthümlichkeit in Sitte, Karakter und Sprache, welche die Stadt auch von der nächsten Umgegend unterscheidet. Der Karakter hat im Ganzen das Niederdeutsche, Ruhigkeit und satirisch-ironische Selbstbespiegelung, und in dieser Spiegelung ein gar heiterer und lustiger Wiederschein der Personen und Sachen, jedoch viel lebendiger als bei dem westlicheren Holländer; eine große Gutmüthigkeit bei tüchtiger Derbheit und Gradheit; Vieles, was in den Menschen von dem alten freien Reichsbürger noch übrig ist, ein gewisses sicheres Selbstgefühl bürgerlicher Ehre und Gleichheit, das ja selbst der Bürger von Strasburg unter dem leichten und spielenden Franzosen nicht verloren hat: alles dies mit einem eigenthümlichen Witz und Humor übergossen, den man nicht beschreiben kann, sondern der schlechtweg der kölnische heißen muß. Hier ging es mir denn in Mitten deutscher Gastlichkeit und Freundlichkeit sehr wohl, und ich konnte mir auch die kölnischen Witze

und Späße über mich schon gefallen lassen. Denn im Karneval bekam ich meinen Theil ab. Es war von einer andern Seite her schon ziemlich ernsthaft gegen mich geplänkelt. Ein zurückwehender Sturm, welchen der Geheime Rath Schmalz und der Geheime Staatsrath von Bülow in Berlin, ein Vetter des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, gegen die Verderber und Verführer der Zeit brausen ließen, blies mit rücktreibender Kraft auch in meine Federn. Indessen es kam mir als nichts Neues; ich war darauf vorbereitet und ließ es mich also nicht anfechten; nur daß ich es aus diesem Quartier nicht erwartet hatte. Doch als ich mich im Winter 1816 mit meinem Freunde Schenkendorf einige Tage in der Kölner Karnevalslust umhertummelte, wurden mir meine demagogischen Konterfeie, wie jene Herren die Farben dazu gemischt hatten, lustig parodisch in allerlei Gestalten vorgeführt.

Im Frühling des traurigen Hungerjahrs 1816 brachte ich meinen Sohn auf das Gymnasium nach Düsseldorf, und wanderte dann den Rhein hinauf über Koblenz, Mainz, Frankfurt und Kassel nach Berlin, und von da in die Heimath. Ein Theil des Sommers ward in Dänemark verlebt, um einige nothwendige nordische Anschauungen zu ergänzen. Darauf ordnete ich im Herbst und Winter meine Sachen in der Heimath und packte für den Rhein ein, für welchen ich bestimmtere Versprechungen hatte. Im Frühling des Jahrs 1817 ward in Berlin, im Sommer am Rhein gelebt, an dessen Gestaden ich mich im Herbst 1817 in Bonn ansiedelte, der künftigen Universität wartend, an welcher ich lehren sollte.

Ich stand nun nur noch einige Jahre vor dem fünfzigsten Lebensjahre und sollte in mir den alten Spruch der Weisen bestätigen, welcher aussagt, daß das Glück mit der Jugend ist und daß das Alter auf sein Geleit nicht mehr zählen darf. Bis hieher

hatte mich das Glück auch durch misliche Lagen und Verhältniſſe meiſtens leidlich durchgeleitet und mich ohne mein Zuthun in Verhältniſſe hineingeſtellt, die ich ſehr glückliche nennen durfte. Hier erwies es mir nun, eben in dieſem Jahre 1817 noch eine letzte große Gunſt und nahm dann gleichſam Abſchied, oder lief höchſtens zuweilen noch ein wenig nebenher, da es ſonſt vorangelaufen und Bahn und Quartier gemacht hatte. Dieſe Gunſt war ein tapferes treues Weib, das ich gewann, und die mich bis hieher, mich ſelbſt und meine Geſchicke, redlich hat durchtragen geholfen: Nanna Maria Schleiermacher aus Oberſchleſien, Schweſter des Profeſſors Doktor Friedrich Schleiermacher in Berlin, deren Vater an den Geſtaden des Rheins geboren war, wohin ſie als zu ihrem Urſprunge zurückkehrte. Hierauf ſchlug mich der erſte Schlag:

Ich verlor gute Zweidrittel meiner Bücherſammlung, welche von Stralſund zur See auf Köln geſchickt waren. Ich hatte mir eine hübſche Auswahl der alten Klaſſiker und eine nordiſche Sammlung zugelegt. Dieſe waren von Seewaſſer durchnäßt faſt alle unterwegs verfault, nebſt Manchem, was ich in den letzten zwanzig Jahren für mich geſammelt und auf's Papier gebracht hatte. Durch einen Zufall, indem bei der Verſicherung dieſer Bücher ein Verſehen begangen war, bekam ich für dieſen ſchweren guten Theils nicht einmal durch Geld erſetzlichen Verluſt auch nicht die geringſte Entſchädigung; ja, da man ſonſt wohl mit Abgebrannten und Schiffbrüchigen Mitleid zu haben pflegt, mir iſt bei dieſer Gelegenheit auch nicht ein einziges Buch zur Wiederherſtellung geſchenkt worden. Auch ein Zeichen des beginnenden Alters, welches, mit meinem lieben Doktor Martin Luther zu reden, kein Wohlgefallen mehr bei den Leuten hat. Doch war ein Glück bei dieſem Unglück, nämlich, daß mit manchem werthvollen Pa-

pieren auch dicke Stöße von abentheuerlichen Schnurrigkeiten verloren gingen, die ich mir zur Ergötzung gesammelt und aufgehoben hatte von jenen oben erwähnten Entwürfen, Rathschlägen und Vorschlägen von Vaterlandsrettern, welche bei dem Minister vom Stein einzulaufen und dann oft in meine Hände zu gelangen pflegten. Wären diese erhalten worden, sie hätten bei den später erfolgenden Untersuchungen mich in manche schwere Noth stellen und um noch manche gute Stunde bringen können. Denn natürlich das tollste und abentheuerlichste Zeug hatte ich aufbewahrt, und da hätte es allerdings den Schein geben können — zumal da ich bei manchen Papieren Zeit, Ort und Verfasser nicht mehr anzugeben gewußt, — als sey ich mit düstersten Abentheurern und Tollhäuslern jeweilig verbunden gewesen.

Im Jahr 1818 ward Bonn zur künftigen Rheinischen Universitätsstadt erklärt, und ich an dieser Anstalt zum Professor der Neueren Geschichte ernannt.

Im Frühling 1819 hatte Sand den Herrn von Kotzebue ermordet. Dies hätte hier in Bonn oder in der Nähe geschehen können; was für die neugeborne Universität wohl ein schlimmstes Zeichen gewesen wäre. Er hatte nämlich nicht übel Lust gehabt, sich in Mannheim, in Bonn oder Godesberg anzusiedeln, und hatte mit einem nahmhaften Gelehrten für diesen Zweck hieher gebriefwechselt. Ich wie guter Dinge getrost baute mir eben ein Haus am heiligen Rhein, welches die Schönheit des herrlichen Siebengebirgs grade auf's Korn nahm. Meine Frau hatte mir an dem großen deutschen Siegestage, den 18. Junius, meinen ersten Sohn geboren; der Tag war hier von Lehrern und Schülern noch mit großer öffentlicher Lust gefeiert worden, wie denn in jener noch warmen Zeit auch die Feuer des 18. Oktobers noch hell und mächtig auf den deutschen Bergen zu lodern pflegten. Wenige Tage

ſpäter erſchienen die Männer, welche Hausſuchung bei mir hielten und meine Papiere zuſammenpackten und verſiegelten. Im Herbſte des folgenden Jahrs 1820 bin ich in meiner amtlichen Wirkſamkeit ſtill geſtellt und einer langen gerichtlichen Unterſuchung unterworfen worden. Ich habe durch ſie und ihre Folgen mehrere ſchöne Jahre verloren, wohl die letzten, wo mir noch einige Kraft übrig blieb. In meiner Wirkſamkeit gehemmt bin ich geblieben, Wiederherſtellung in meine Amtsthätigkeit habe ich nicht erlangen können, bin endlich mit Beibehaltung meines vollen Gehalts in den Ruheſtand geſetzt worden. In dieſer ſchweren und jeden menſchlichen Stolz demüthigenden Prüfungszeit habe ich Gott und meine Freunde kennen gelernt; und das war freilich eine große Freude im Leide. Aber es ſind auch geweſen, die mich unter dem Titel, ich ſey in dieſen Gegenden ein gefährlicher Mann, wohl gern irgendwohin wie in's Elend geſchickt hätten. Doch habe ich die Gnade und Gerechtigkeit meines Königs dafür zu preiſen, daß ich in meinem Gärtchen am Rhein habe wohnen bleiben dürfen.

Die Geſchichte dieſer Unterſuchung darf und kann ich, wie der Tag ſteht, nicht ſchreiben. Die allgemeine Anklage lautete auf Theilnahme an Geheimen Geſellſchaften und böſen Umtrieben, die dem deutſchen Vaterlande gefährlich werden könnten. Ich bin davon freigeſprochen. Aber meine trotzige und harte Natur durch wie viele Demüthigungen hat ſie lernen müſſen, daß ich für das liebe Vaterland auch noch meinen Marterweg von Leiden zu laufen, daß ich auch noch meine Wunden zu holen hatte, da ich mich auf Schlachtfeldern nicht unter Kugeln und Schwerdtern umgetummelt hatte. Ich habe es, nachdem ich mich über die erſten Plagen beſonnen und gefaßt hatte, wirklich ſo hingenommen als ein Verhängniß des ausgleichenden und gerechten Gottes, der mich für manche trotzige und kühne Worte hat bezahlen laſſen wollen;

und dies hat mich — wofür ich Gott noch mehr danke — vor jener Erbitterung und Verfinsterung behütet, wodurch die meisten in solche Geschichten verflochtene Männer traurig untergehen. Doch habe ich in den langen in Ungewißheit und Schweben zwischen Furcht und Hoffnung hingeschleppten und verlornen Jahren den Vers sprechen und singen können:

Wem vom Kanonenmund sein letztes Schicksal blitzt,
Den nimmt ein sel'ger Tod im frischen Muth der Stunden;
Doch auf wem Lilliput mit tausend Nadeln sitzt,
Stirbt Millionentod mit Millionen Wunden.

Zwar schien ich während dieser Untersuchung und während der Folgen und Nachfolgen derselben mich nach dem Urtheile meiner Freunde mit leidlicher Gleichmüthigkeit und Besonnenheit zu benehmen; aber doch habe ich die langsame Zerreibung und Zermürsung meiner besten Kräfte bis in's Mark hinein nur zu tief gefühlt. Man sieht dem Thurm, so lange er steht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen seine Fugen und Bänder allmälig gelockert und gelöst haben. Das Schlimmste aber ist gewesen, daß ich schöne Jahre, welche ich tapferer und besser hätte anwenden können und sollen, in einer Art von nebelndem und spielendem Traum unter Kindern, Bäumen und Blumen verloren habe. Ich erkenne und bereue es jetzt wohl, aber es ist zu spät; diese Zeit, und überhaupt meine Zeit, ist vergangen und verloren. Ja, ich bin ein geborner Träumer, ein Fortschweber und Fortspieler, wenn nicht irgend ein festes Ziel, irgend eine Arbeit oder Gefahr, die plötzlich kommt und plötzlich reitzt und treibt, mich aus der nebelnden Träumerei herausreißt. Ich kann auch nach dieser meiner Natur, wenn ich mich als Gelehrten*) oder Schriftsteller betrachte,

*) Verzeihung! Wir führen einmal alle in Bausch und Bogen diesen Namen, wie wenige ihn auch verdienen.

zu fast gar nichts kommen, wenn mir nicht gegeben wird, durch irgend ein bestimmtes Handeln, Reden und Vortragen einige helle und klare Funken des Erkenntnisses und Verständnisses hervorzulocken. Ich bin so geboren, daß ich sprechen und reden muß, damit meine Gefühle und Gedanken sich ordnen; ich bedarf der umrollenden und gegen einander Funken schlagenden Kieselsteine des Gesprächs und der Rede, damit mein bischen Geist aus mir herauskomme. Die Sperrung meines Katheders war für die Universität wohl kein Verlust, aber für mich ein Unglück: für mich, für einen Menschen, der in persönlicher Eigenthümlichkeit stecken blieb und es nimmer bis zur vollen Gegenständlichkeit brachte; d. h. zu dem ruhigen sicheren bewußten Stande den Sachen gegenüber und zur immer heiteren und sonnenhellen Beschauung des Allgemeinen, sondern der nur in dem Besonderen, Eigenen seine einseitige Stärke hat.

Ich muß hier nun doch einige Worte sagen über die Beschuldigungen, die damals gegen mich und manche andere deutsche Männer gemacht worden sind: Geheime Gesellschaft und Bündelei, Verführung der Jünglinge, Träume von republikanischer Aufbauung und Wiederherstellung des Vaterlandes — diese Überschriften hat man auch über mein kleines Haupt gesetzt.

Geheime Gesellschaften und Bündeleien. Napoleon, damals von Gottes Gnaden — ich habe immer gesagt von Gottes Zorn — war gleichsam Kaiser Europas. Auch Deutschland war nicht mehr da, es war von 1806 bis 1813 völlig dienstbar und zinsbar. Alles war gelöst und aufgelöst, auch die Strebungen und Gedanken der meisten Menschen; alle Gefühle und Gedanken der Sterblichen flogen unstät wie Vögel umher, welchen die Wälder abgehauen und die Nester zerstört sind,

und die neue Sitze ſuchen, wo ſie ſich niederlaſſen können. Die Zeit war losgelaſſen, die Menſchen ließen ſich los, und vor allen Dingen auch Narren und Abentheurer genug glaubten ihren Wind zu haben und ſetzten ihrem Narrenſchiffe alle Segel bei. Wie ſollte es wohl gefehlt haben, daß ſolche leichte Windvögel mit ihren Albernheiten, Gaukeleien und Tollheiten, beſonders mit ihrer Geheimnißkrämerei, in dem damaligen Gewirr und Strudel der Dinge nicht auch mich zuweilen angeflogen hätten? Aber doch haben ſie mich wenig geplagt. Vielleicht mogte der Inſtinkt, der als ein feiner geiſtiger Athem zwiſchen den Menſchen hinweht, ihnen ſagen, daß ihre Irrlichtfeuerchen an meinem Eiſe erlöſchen würden. Ich kann und darf hier ſagen, daß auch kein einziger ſolcher Thoren oder Gauche mich nur eine Stunde getäuſcht hätte. Denn wie neblicht und träumeriſch es auch oft in meiner inneren Welt ausſah, für die äußeren Dinge hat mir Gott den klaren Blick und leichten Verſtand verliehen, und ich habe nimmer ſchwer gehabt, Schwarz und Weiß und ſchwarze und weiße Menſchen zu unterſcheiden. Der Geheimniſſe und Geheimen Geſellſchaften aber bin ich ſelbſt in der Jugend nicht lüſtern geweſen, wo doch die Geelſchnäbel ſo leicht von blanken Dünſten und Schimmern gelockt werden, und habe ſie in den männlichen Jahren aus Überzeugung und Gewiſſenhaftigkeit fern von mir gehalten. In Orden bin ich freilich geweſen: zuerſt als Knabe in dem oben erzählten Grobbrodeſſerorden; zweitens als Student in Greifswald in einer Verbindung, welche auch bloß auf Tugend lautete und wirklich keine andere Myſterien haben wollte als ſittliche Reinheit und unbeſcholtene Tapferkeit. Es war eine Geſellſchaft von zehn bis zwölf Jünglingen, zu welchen ich, mein Bruder Fritz, der Dichter Karl Lappe u. ſ. w. uns geſellten; ſie nannten ſich die Verbündeten Brüder, Fratres Conjuncti. Leider kühlte ſich bei mir

die Begeiſterung für dieſe Verbrüderung bald ab, indem ich bald bemerkte, daß ein paar Jünglinge, welche darin faſt obenan ſtanden, ſchon in andern geheimen Verbindungen mit verbuhlten Dirnen ſtanden. Doch deklamirte ich ihnen bei meinem Abgange zur Univerſität Jena über einer Bole Punſch noch ein bombaſtiſches Abſchiedslied vor, aus welchem folgender Vers noch in mir haftet:

Brüder, feſter als der Brocken
Sollt ihr ſtehen und beſtehen,
Bis des Alters weiße Flocken
Schnee euch in die Locken wehen.

Dies war auch meines Ordensweſens Ende; denn dieſer Tugendbund war in Jahr und Tag in ihm ſelbſt erloſchen. Von allen andern landsmannſchaftlichen und Ordens-Verbindungen, wie ſie genug auf den Univerſitäten lebten, habe ich mich frei erhalten, ſogar mit Gefahr, dieſe meine Freiheit gelegentlich verfechten zu müſſen. Späterhin, als in Deutſchland der Tugendbund, der ja edelſte vaterländiſche Zwecke gehabt haben ſoll, als ein gefürchtetes Geſpenſt vor Napoleon und den Franzoſen ſtand, iſt auch mir, wie wohl vielen andern Biedermännern, die Ehre angethan worden, daß man mich für ein Mitglied deſſelben gehalten hat. Ich erinnere mich noch meines herrlichen Grafen Geßler, wie er einmal des Morgens, gleichſam wie mich überraſchen wollend, mit freundlich ſchelmiſcher Miene mich auf's Korn faßte, ſprechend: „Und „Sie ſitzen hier, und ſind nicht nach Schweidnitz? Der Stein iſt „ja heut früh dahin gefahren; der Tugendbund wählt ſich einen „Obermeiſter für den verſtorbenen Scharnhorſt.“ So war die Meinung und der Glaube der Menſchen davon verbreitet. Ich aber habe ſo wenig um dieſen Tugendbund gewußt und mich ſo wenig um ihn gekümmert, daß ich nicht einmal ſeine ſpäterhin gedruckten Geſetze geleſen habe. Aber freilich das kann und will ich

nicht leugnen, in einem sogenannten formlosen Männerbund — denn so hat die Anklage später gelautet, als man keinen wirklichen Männerbund entdecken konnte — in einem formlosen Männerbund bin ich gewesen, und bin wohl, wie mir däucht, noch darin. Solcher Bund schloß sich damals in der schweren, gefährlichen Zeit ohne alles Zuthun der Einzelnen von selbst; ein solcher Bund ist in allen Zeiten da gewesen, schließt sich aber in böser Zeit durch einen Instinkt der wirklichen Tugend enger und wärmer an einander; solcher Bund wird ja gottlob, auch wann ich und meine Kurzlebigkeit lange vergessen seyn wird, noch unter den Menschen bestehen. Was edel, wahr und tapfer ist und mit Knechtschaft, Weichlichkeit und Lüge keinen Vertrag eingehen will, was die Kraft hat aus sich und andern Funken herauszuschlagen, findet sich im sicheren aber unbeschwornen Bunde zusammen. Dieser Bund hat damals lebendiger bestanden, weil alle Geister durch ungeheure Sorgen und Hoffnungen erweckt waren. Man hat damals grade das Gemeinsame, das Tapfre und Vaterländische in Art und Gesinnung, was einer für seinen Theil vielleicht haben mogte, durch jenen Instinkt leicht herausgefühlt. Diese Gemeinsamkeit hat damals die allerverschiedensten, in Meinungen nämlich und Ansichten verschiedensten, Männer, mit einander verbunden. Durch solche Gemeinsamkeit der Gesinnung, welche damals die einzige Tugend war, welche man verlangte, bin auch ich mit vielen würdigsten Männern, denen ich nicht werth bin die Schuhriemen aufzulösen, in Verbindung gekommen; sie haben mich redlich und tapfer für das Gute geglaubt. Drei dieser mich weit überragenden Männer muß ich mit Dankbarkeit hier als solche nennen, welche durch Bezeugung und Bekennung, daß sie mich einen redlichen Mann glaubten, mein Schicksal, das mich sonst vielleicht tiefer hinabgestürzt hätte, im bösen Laufe gehemmt und

an höherer und höchster Stelle eine bessere Meinung von meiner Persönlichkeit gestärkt haben. Sie waren: der Freiherr vom Stein, Niebuhr, und Friedrich Albert Eichhorn.

Ich habe hier nicht zu untersuchen, wann und ob es erlaubt ist sich zu verschwören und zu verbündeln; ich spreche nur meine ehrliche Meinung aus, daß ich nach meiner Kenntniß von dem deutschen Karakter selbst in der bösesten Zeit, wo wir von dem schändlichen wälschen Joche unter allen verschiedensten Titeln der Knechtschaft belastet waren, von geheimen Verbindungen nichts Großes erwartet habe, sondern allein von der allgemeinen in alles Volk durchdringenden Gesinnung. Ja, ich bin aus Grundsätzen so sehr ein Feind alles Geheimen, daß ich in der Zeit meiner Jugend zwischen den Zwanzigen und Dreißigen, wo die Freimaurer in meiner Heimath alles für sich mauerten und zumauerten und oft über Würden und Stellen verfügen konnten, wo nahe Verwandte, die in diesem geheimen Orden mächtig waren, viel in mich drangen, allen Lockungen und Zumuthungen der Art tapfer widerstanden bin. Ich weiß nicht, was ich thun würde, wenn ich König oder Fürst wäre: ich glaube, ich würde gegen die armen Freimaurer nicht mit Feuer und Schwerdt wüthen, wie die Jesuiten in Spanien und Portugal, weil sie fühlten, daß jene in ihren verbotenen, verborgenen Kram hineinpfuschen könnten, mit blutiger Grausamkeit gethan haben; aber das weiß ich, daß eine Gesellschaft, die auf Geheimlehren und Geheimweihen beruht, der Idee des Staates und vollends der Idee des protestantisch christlichen Staates widerspricht, welche auch im Christenthum alle geheimen Gesellschaften und vornehm geheimen Lehren verabscheuen muß: denn nach unsrer heiligen aus der Bibel geschöpften Lehre gehört alles Überschwängliche und Geheimste des Göttlichen und Himmlischen dem Schuster eben so wie dem Bischofe; wir dürfen nichts

Esoterisches dulden, das einzelne Geweihte und Geheimnißträger vor den kleinen gemeinen Leuten gleichsam vornehm voraus oder für sich haben wollen.

Aber Dein Gedächtniß ist hier zu kurz, wird mir einer einwenden, Du hast ja oben erzählt, wie Du mit fremden Namen sogar auf Pässen gereist bist, unter fremden Namen in Berlin und Breslau gelebt hast — und das wäre nicht Geheimnißkrämerei? Freilich. Aber ich frage jeden Billigen und Verständigen, ob Solches in Zeit der Unterjochung und Gefahr oder des Kriegs nicht eine ganz natürliche und unschuldige und deswegen auch bei Großen und Kleinen gewöhnliche Noth ist, versteht sich, wenn diese Noth nicht für Verbrechen, sondern gegen Erbrechen und Verbrechen gebraucht wird. Denn den Mann will ich noch sehen, der sein Leben so um Nichts hinwirft. Ich wäre bei all meiner deutschen Unschuld und Redlichkeit, welcher ich mir heute im Jahre des Heils 1840 bewußt bin, wie ich mich ihrer in den Jahren 1809 und 1812 und 1819 bewußt war, wohl ein prächtiger Gimpel gewesen, wenn ich gemeint hätte mit meinen auf E. M. Arndt lautenden Pässen durch Franzosen und Franzosengenossen und ihre an allen Orten laurenden Späher reisen und neben ihnen weilen zu können. So habe ich mehrere Namen mit A geführt (denn in diesem Buchstaben bin ich stets geblieben), als da sind Allmann, Amsberg, vielleicht andere, deren es mich nicht mehr erinnert. Auch in der Zeit des Kriegs habe ich in Briefen, welche mit der Post liefen, nur die alleralltäglichsten Dinge mit meinem wirklichen Namen unterschrieben. Da man weiß, daß unter solchen Verhältnissen Freund und Feind die Briefe erbricht, daß viele derselben nimmer an die rechte Stelle, sondern in wildfremde Hände kommen, hütet man sich, auch selbst durch ganz unschuldige und gleichgültige Nachrichten, die doch einer falschen oder bösen Ausdeutung unterliegen können,

ſich ſelbſt oder ſeine Freunde und Briefwechsler bloßzuſtellen. Auch wenn man aus dem Herzen oder Hauſe ganz unſchuldige Dinge zu melden hat, wozu man keine Fremde als Beiſtänder und Mithorcher wünſcht, iſt es wohl begreiflich, daß man durch ächte Namensunterſchrift ſie nicht in Perſönlichkeiten, die ſie nichts angehen, einführen will. Ich meine, hierhinter ſtecke kein dolus malus, ſondern es ſey ein erzwungener dolus bonus, der dem fremden dolus malus, der verbotenen böſen Luſt der Neugierigen oder Späher, ausweichen will.

Und Jünglinge hätte ich verführt? Ich will vor Gott und vor allen Redlichen verloren ſeyn, wenn man mir einen Einzigen nennt, den ich zu böſer Bündelei oder nur zu dummer Narrheit verleitet hätte. Habe ich in ungeſtümer wilder Zeit, wo alles aus ſeinen gewohnten Ufern trat und daraus treten mußte, auch mitunter ungeſtüme und wildhinfliegende Worte gebraucht, wie ſie der ordentliche oder matte Friedenszuſtand nicht hören mag, ſo waren ſie an Männer gerichtet und nicht an unbärtige Jünglinge, auf das Ziel der Abſchüttelung und Zerbrechung fremder Tyrannei gerichtet. Jünglinge, wo ſie in meinen Kreis gerathen ſind, habe ich immer in ihre gebührlichen Gränzen des Wartens und Hoffens gewieſen und auf eine Zukunft hin, wo ihnen der Bart der Kraft und des Verſtandes gewachſen ſeyn würde. Keiner iſt auch weniger gemacht als ich, breite Kreiſe um ſich herum zu ziehen oder ſich in ſolche Kreiſe hinein ziehen zu laſſen, vollends Genoſſenſchaften oder große Verbündungen und Verbrüderungen zu ſtiften. Ich bin nimmer ein Menſch der öffentlichen großen Geſellſchaften und Gelage, des Schaugepränges und der Schaurednerei noch irgend einer Prangerei, Schauerei und Rednerei geweſen, wie viele tauſend Namen ihre Arten tragen mögen und wie viele unbeſcholtene Männer an ſolchen Lärm- und Schau-Ge-

richten auch ihr Behagen ſtillen mögen. Ich bin von Natur ein einſamer Vogel, eine fringilla caelebs, dem am liebſten in der Einſamkeit iſt oder dem in Geſellſchaft von Zweien oder Dreien zu fliegen und ſein kurzes eintöniges Finkenlied zu pfeifen immer am fröhlichſten gedäucht hat; bin nimmer ein Menſch der rauſchenden und ſchimmernden Geſellſchaften, der Klubs, Kaſinos und Ballhäuſer geweſen, ſondern lieber die ſtillen Fußpfade des verborgenen Lebens gewandelt, wo das bischen kurze Menſchenglück ſich am ſicherſten und fröhlichſten ergehen mag.

Doch es bedarf hier keiner breiten Erörterungen. Wie ſehr ich die Achtung und Ehrfurcht, welche jeder Gewiſſenhafte der Jugend ſchuldig iſt, immer anerkannt habe, wie fern ich von der Narrheit geweſen bin, ſie vor der Zeit aus ihrem dunkeln und ſchönen Blüthentraumdaſeyn auf die gewöhnliche kalte und oft kahle Landſtraße des Lebens hinauszutreiben, ja gar für ein politiſches Streben und Wirken, wofür ſie noch keine Reife haben, ſie zu fanatiſiren, darüber habe ich mich ſchon vor fünfunddreißig Jahren unverhohlen ausgeſprochen, und die Anſichten, welche ich im Jahr 1805 darüber hatte, hatten die Jahre 1813 und 1815 nicht verändern können, und ſind noch jetzt, im laufenden Jahre 1840, die meinigen. Ich rücke darüber folgende Stelle hier ein, die ſich in einem damals von mir ausgegebenen Buche findet*):

„Aber die Staatsverfaſſung — ſollte ſie nicht ein wich„tiger Theil der Muſik (der Herzens- und Geiſtes-Bildung) ſeyn? „und nicht einmal haſt du ſie genannt. Welche ſonderbare Ver„nachläſſigung! — Das iſt es keineswegs. Sie gehört noch gar „nicht hieher, und wird künftig für jeden, dem ſie etwas Ernſtes „dünkt, ein eignes ernſtes Studium ausmachen müſſen. Was „ein Staat iſt und nicht iſt, was er war und ſeyn kann, das

*) Fragmente über Menſchenbildung. 2. Thl. S. 200—202.

„haben meine Jünglinge durch die Kunde der alten Sprachen, Ge-
„schichte und Erdkunde, kurz durch die vollständigste Archäologie,
„schon gewissermaaßen abgesehen. Wer sich damals durch diese
„allerdings großen menschlichen Gegenstände angezogen fühlte, der
„ward, ohne daß ich es hindern konnte, ein Politiker, und hatte
„den reichsten Stoff zu verarbeiten. Übrigens will ich nicht gern,
„daß meine Jünglinge Politiker seyn sollen, zufrieden, daß sie die
„höchsten Begriffe von menschlicher Kraft, von kosmischer und po-
„litischer Größe, vom poetischen und heroischen Leben mit allem
„Größten und Schönsten des Alterthums empfangen. Sie sollen
„die Blüthe noch nicht verlieren, die Wahrheit der Dichtung und
„des Mythus soll ihnen noch die höchste bleiben. Wer politisch
„wird, nimmt eine bestimmte Richtung wie der Falke, der auf
„den Raub schießt, und bindet sich irdisch an die Erde fest, um
„so unseliger, je weniger das Leben ihn noch bindet. Ich breche
„damit nicht den Stab über die politischen Männer; sie wissen,
„wo sie stehen und was sie sollen; auch kann ihr Wollen überirdisch
„oft über alle Formeln und Schranken fliegen, selbst in der gebun-
„denen aber edlen Wirksamkeit kann ihr Leben frei bleiben. Was
„soll aber aus dem Jünglinge werden, dessen Leben noch nirgends
„eingreift, und der seinen Geist fesselt, ehe der Leib es ist? Ich
„sage daher grabeaus: Alle politische Erziehungen taugen nichts,
„und machen halbe Barbaren. Die Sparter, die Kreter, die
„Römer hatten eine solche. Wann und wo haben sie liebenswür-
„dige und menschliche Tugenden gezeigt? wann und wo sind sie
„über die Gerechtigkeit des Gesetzes in Milde hinausgegangen?
„Waren sie glücklich und machten sie Glückliche? Wie kann dies
„ein Volk, das nur Disciplin hat?“

(Nun folgt ein nicht ganz unrichtiges, doch zu hartes Urtheil über England und die Engländer; dann heißt es weiter:)

„Es ist schön, sein Vaterland lieben und alles für dasselbe „thun, aber schöner doch, unendlich schöner, ein Mensch seyn und „alles Menschliche höher achten als das Vaterländische. Der edelste „Bürger kann auch der edelste und unbefangenste Mensch seyn; „aber um dies seyn zu können, muß man keinen zum Bürger „machen, ehe denn er Mann ist. Wohl aber werden meine Jüng„linge so gebildet in das politische Leben eintreten, daß sie des be„sten Staates und der einfachsten Gesetze am würdigsten sind; daß „sie nicht gern etwas thun noch dulden an sich und andern, was „eines freien Mannes unwürdig ist; daß ihnen als Beamten und „Bürgern keiner mit unreinen Absichten und Händen nahen darf, „ohne sie blutig zu erzürnen. Sie werden den Muth haben, lieber „edel zu entbehren, als schändlich zu haben, und ihr kühner und „unschuldiger Sinn wird sie immer mit den besten Bürgern und „Herrschern verbinden, das Beste zu thun."

Und republikanische, demagogische Aufbauung und Wiederherstellung des Vaterlandes? Es war, als alles niedergerissen und zertreten lag, als alle die blutigen aber losen und schlechtverbundenen Arbeiten und Anstrengungen der Jahre 1805, 1806 und 1809 uns nur noch tiefer in Schmach und Jammer hinabgedrückt hatten, wohl jedem deutschen Herzen erlaubt, indem es aus dem bittern Elend flehend zum Himmel empor blickte, in weite unbestimmte Fernen der Hoffnung zu schauen, ob sie nicht irgendwo den Schimmer einer Rettung durchblicken ließe. Wie die Hoffnung selbst ja eben dadurch nur Hoffnung ist, daß sie uns ungewisse und schwebende Bilder, Gestalten und Güter vormalt, die wir kaum mit den Augen, geschweige mit den Händen, ergreifen können, so war es in jenen Tagen des Jammers und der Schmach wohl natürlich, daß auch die Besonnensten und Verständigsten viel mit Fantasieen spielten. Ich habe auch die

meinigen gehabt, auch meine schimmernden Flatterbilder der das arme Leben vergoldenden Hoffnungen; doch glaube ich nicht, daß sie zu den närrischesten und abentheuerlichsten gehört haben, blutdürstig und mordsüchtig, wie man manche der späteren Jünglingsverbrüderungen gescholten hat, sind sie nicht gewesen. — Aber ich habe eine gefährliche Einheit des deutschen Volks gepredigt. Ich bin da aber nur ein kümmerlicher Spätling, ein armseliger Nachprediger, wenn ich an so viele berühmte Vorprediger denke, die aus ganz anderem Herzen und Munde geredet haben; ich meine, diese Predigt ist so alt, als die Geschichte unsers Volks. Bei der Zerspaltung der Stämme und Herrlichkeiten desselben ist sie auch fast immer nöthig gewesen; und wie sollte sie selbst heute noch nicht nöthig seyn? heute, wenn wir der Evangelisten gedenken, welche die Russen und Franzosen uns immer ungebeten über die Weichsel und den Rhein zuzusenden belieben? Ich habe allerdings, indem ich nur im Herzen und im Auge hatte, wie die Mächtigsten in Deutschland, damit sie den fürchterlich hinterlistigen und habsüchtigen Nachbarn besser widerstehen und unsern deutschen Namen beschirmen und erhalten könnten, noch mächtiger und stärker gemacht werden müßten, den Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen, es mögten bei der Zerbrechung der fremden Bande und der Wiederherstellung der deutschen Freiheit, wie es ja bei den letzten Friedensschlüssen genug geschehen war, noch mehrere kleine Fürstenthümer in den mächtigsten deutschen Staaten verschwinden. Da habe ich ungefähr so empfunden und gedacht, wie der Reichsfreiherr vom Stein, als seine Reichsherrlichkeit zerbrochen und dem Fürstenthum Nassau unterworfen ward, welcher damals, sich gegen solche Gewalt sträubend, öffentlich erklärte: er sehe weder Noth noch Nutzen für das liebe deutsche Vaterland darin, daß der Fürst von Nassau durch Verschlingung seiner Reichsherrlichkeit um ein

paar Quadratmeilen wachſe, habe aber nichts einzuwenden, ſondern werde es mit Freuden erleben, wenn ſein Ländchen nebſt Naſſau und vielen andern kleinen Fürſtenthümern zur Mehrung deutſcher Stärke und Wehrhaftigkeit in den mächtigen Staaten des Vaterlandes untergehe. Es iſt des Breiteren und Weiteren in meinen Büchern zu leſen, wie ich es empfunden und gemeint habe. Wir hatten die Beiſpiele und Vorgänge ſchon vor zwei Jahrhunderten in und nach dem dreißigjährigen Kriege, wir hatten ſie in den Jahren, wo unſre Schmach begann, in den Jahren 1802 und 1803 zu Luneville und Regensburg und von 1805 bis 1812, wo Napoleon und ſeine Länderſchneider und Ehrenverkäufer Talleyrand und Baſſano die Einziehung und Unterſtellung und Unterſchiebung — denn man ſtellte nicht, ſondern man ſchob — der kleineren deutſchen Reichsherren oft mit der verhöhnendſten und ausgerechnetſten Hinterliſt und Grauſamkeit machten. So waren Erzfürſtenthümer, Fürſtenthümer, Reichsſtädte, und wie viele Grafſchaften und Ritterſchaften, wie viele prächtige und reiche Abteien und Stifter plötzlich durch einige Federſtriche wie durch einen alles wegfegenden böſen Wetterſturm weggeblaſen. Ich hatte dieſe Beiſpiele ganz jung vor mir, ſie waren ja endlich ſogar durch deutſche und europäiſche Verträge beſtätigt und beſiegelt — wehe meinem deutſchen Herzen und meiner deutſchen Ehre, wenn ich auch mitten in der Aufregung der ſchlimmſten Stunden jener Jammerzeit, mitten in der Erbitterung und Empörung über manches Gelittene und Gethane ſo Ungerechtes und Grauſames hätte denken und entwerfen können, als jene Fremden, die über die uralten Herrlichkeiten des verwitterten deutſchen Reichs die ſchrecklichen Looſe warfen! Ich meinte keine Ehren zu ſchänden und keine Höhen zu erniedrigen, ſondern hoffte, indem ich ſie mit größerer Ehre und Hoheit auf das innigſte zuſammenband, mit dem alſo geſtärkten und ver-

größerten Deutschland alle vergrößern und erheben zu können. Mögen ihnen nur künftig keine schwerern und gefährlichern Vereiniger kommen! Denn nach den europäischen Entwickelungen wird ihr Tag einmal kommen, wie der Tag für die stille Hinlegung des Scepters und Schwerdts Karls des Großen gekommen ist.

Und endlich mein demagogischer Republikanismus für das wiederherzustellende Deutschland? Wahrlich solche Tollheit als der Gedanke einer deutschen Republik oder gar mehrerer deutscher Republiken ist auch nicht einen Augenblick in meinem Leben nur über mein Gehirn hin, geschweige in mein Gehirn hinein gelaufen. Ich hatte mich von Kindauf (ich glaube, durch meine historische Leserei, auch wohl durch den politischen Sinn und Glauben meiner Familie) an das Königthum und die Monarchie so gewöhnt, ja in dasselbe hineingelebt, daß ich auch der besten Republik in ihrer besten Zeit kaum mit Gerechtigkeit gewogen war, und daß ich namentlich für die Engländer gegen die Amerikaner, für die Könige und Fürsten gegen die französische Republik schon in frühester Jugend immer Parthie nahm. Später, als ich über die Dinge und Einrichtungen dieser Welt auch denken lernte, war mein Facit: daß große Freistaaten ein Unding sind, das von Erschütterungen zu Erschütterungen fortzitternd bald seinen glücklichen und listigen Einfänger und Vogelsteller finden wird, der damit durchgeht wie Cäsar mit Rom und Napoleon mit Frankreich; daß kleine Republiken jetzt zwischen den großen Monarchieen sich kaum selbstständig behaupten können; daß aber ein wohl geordnetes, gesetzliches und in der Majestät seines Herrscherstammes verehrtes Königthum alle möglichen Vortheile eines Freistaates darbietet und aller seiner Erschütterungen und Gefahren durch einzelne ungeheure Männer oder wilde Rotten glücklicher und stiller entnommen. Ich bete in dem Bilde meines Königs vorzüglich die schöne Vorstellung

der altnordischen Sprache an, worin er der Stiller heißt. Es ist in der Monarchie, die allerdings oft in zu tiefen Schlaf und Schlummer fallen kann, doch leichter die nöthige Lebensbewegung hervorzubringen, als es in der Republik ist, die zu stürmische Bewegung zu hemmen.

Ich habe denn, wie ich bekannt habe, nach jenem Unglück, das mich aus meiner akademischen Wirksamkeit setzte, Jahre durch mehr geträumt und gespielt, als recht ist, habe auch bei einer zahlreichen Familie und bei manchen andern Verlusten, welche die Zeit mit sich gebracht hatte, da mir nun jährlich eine Einnahme von Vorlesungsgeldern von 500 bis 700 Thalern abgeschnitten war, mich nach meiner Decke strecken und zusammenziehen lernen müssen; wodurch auch wohl eine gewisse Bäuerlichkeit und bäuerliche Einfalt und Einfachheit, welche gewisse Gönner allein meiner Lust und meinem Geschmack daran beigelegt haben, noch mehr in mein äußeres Leben gekommen seyn mag. Das hat manche Klemmen gegeben und giebt es ja noch; aber ein braves Weib, gesunde wohl geborne Kinder und viele herzige treue Freunde haben mich aufrecht erhalten und meine Schwächen und Gebrechen durch Freundlichkeit und Liebe getragen und übergetragen. An den großen oder fürchterlichen Erscheinungen und Entwickelungen der Zeit, dem Griechischen und Spanischen Aufruhr, dem Deutschen Zollverein, den drei großen Pariser Tagen, wie die Franzosen sie nennen, dem Belgischen Aufstand, den traurigen Hannöverschen Händeln, den Preußischen Zerwürfnissen mit seinen katholischen Erzbischöfen und mit Rom habe ich mit doch noch nicht ganz stumpfen Sinnen Theil nehmen und über Einzelnes auch meine Papierschnitzel ausstreuen müssen. Aber mitten unter diesen großen Weltbegebenheiten hat auch mich in jenen Jahren aus heitrer Luft ein Schlag getroffen, wie ich noch keinen auf Erden gefühlt hatte. In dem schönsten

Sommer 1834 an einem schönen hellen Nachmittage, den 26. Junius, nahm der Rhein mir meinen jüngsten sechsten Sohn, ein Kind von neun Jahren, unter so grausen Umständen und Zeichen, daß sie nicht erzählt werden können. O wir arme Sterbliche! Gott hatte gewinkt und gewarnt; aber was hilft uns Blinden Warnung und Wink? Wir müssen seine Verhängnisse erfüllen. O es war ein so schöner und feuergeistiger Knabe, auf welchem ich große Hoffnungen gebaut, über welchem ich am meisten gedankt und gebetet hatte! Warum dieses Opfer dem Rhein, und dieses Opfer grade von mir? War meine Wonne über die Wiedergewinnung desselben zu irdisch, mein Dank zu wenig himmlisch gewesen? hatte ich das süße Kind zu sehr geliebt? Kindische Fragen! Gott weiß es allein, der uns liebt und uns richtet. Ich aber muß diese Wunde nun fühlen, so lange ich hier unter den Schatten umherwandle; der alte Stamm, der bis dahin noch ziemlich grad in allen Stürmen gestanden war, fühlt sich erschüttert und neigt seine gesenkten Äste und Zweige dem Grabe zu; der Geist aber, der noch unter seiner Rinde zuckt, muß für die irdischen Freuden immer tiefer in das Spiel mit den Geistern der oberen und der unteren Welt hinein. Ich kann mir nun das alte Liedchen des alten Äsopus, das ich mir vor vierzig Jahren übersetzte, zum Morgen- und Abendroth der untergehenden Tage vorsingen:

Ohne den Tod wie entflöh' einer dir, o Leben? Zehntausend
Sind deiner Plagen, nicht leicht weder zu tragen noch fliehn:
Süß und hold ist, was die Natur trägt, Land und Gewässer
Und die Gestirne, die Lichtkreise der Sonn' und des Monds;
Alles Andere aber sind Schrecken und Schmerzen, vergeltend
Schreitet dem Glück, was du hast, eilend die Nemesis nach.

Doch verleiht der gnädige Gott zwischen diesen Tönen und Gesichten des alten frommen Heiden dem Greise zuweilen auch christliche Klänge und Gesichte.

Hier iſt eigentlich ſchon das Ende des Endes. Denn über alle die großen Erſcheinungen und Entwickelungen der letzten zwanzig Jahre hier auch noch meinen Senf auszuſchütten wäre an dieſer Stelle theils etwas ganz Unangemeſſenes, theils auch nach meiner Weiſe etwas Unmögliches. Auch das Verſchwiegene hat ſeine Anmuth*) (oder ſeine Gunſt) ſingt ſchon Pindar. Wer mag auch immer auf Dornen ſpazieren oder Dornſpitzen auf die Köpfe der Leute ſäen? Doch dringt mich mein Herz, hier zu guter Letzte in wenigen kurzen Strichen anzudeuten, wie die Zukunft und die Noth meines deutſchen Vaterlandes den andern großen Mächten Europas gegenüber zu ſtehen ſcheint, und welche Ergebniſſe, Entwickelungen und Bereitungen der Dinge in den nächſten Menſchenaltern wahrſcheinlich eintreten werden oder eintreten ſollten.

Schon oben habe ich an vielen Stellen geklagt, daß man auf den Kongreſſen zu Wien und Paris und bei den Verhandlungen über die Einrichtung, Wiederherſtellung und Befriedigung Europas auf das Herz des Welttheils, auf Deutſchland, zu wenig Rückſicht genommen habe; daß ihm mehrere ſeiner nothwendigſten und natürlichen Vortheile damals nicht bloß verweigert, ſondern wieder aus den Händen gewunden ſeyen; und daß man dieſen Bundesſtaat mit mehr als dreißig verſchiedenen Herrſchaften recht abſichtlich (wenigſtens die drei fremden Hauptmithändler und Mitentſcheider, wie es ſcheint, abſichtlich) ohne ſeine ihm von Gottes und Rechts wegen gebührenden Gränzen und gebührende Macht habe ſo liegen laſſen, damit er bei nächſt ausbrechenden Kriegen für alle Völker wieder der blutige Tummelplatz werden könne. Denn o je! wie tüchtig, fleißig, tapfer unſer Volk auch ſey, wie vieles fehlt uns,

*) Και το σιγωμενον χαριν εχει.

als ein Ganzes betrachtet, um ein ordentlicher, wehrhafter Staat zu seyn? Ich winke nur auf Einiges hin:

1) Unsre ganze Westküste ist flankirt oder abgeschnitten und in fremder Gewalt, und im Fall eines Krieges sind wir an jener Seite sehr gelähmt. Belgien und Holland haben unsre Küsten besetzt und können unsern Hauptfluß, den Rhein, mit allen seinen größeren und kleineren Zweigen sperren. Eben so steht es auf der Nordwestküste: Elbe, Weser, Ems sperrt uns der Engländer, wann er will, zu jeder Stunde. Sein Leopard hat sich in Helgoland auf die Lauer hingelegt, und kann von dort leicht von dem einen Fluß zu dem andern hinspringen. Es ist in Wien, während man mit unzeitiger Gelindigkeit und Sorglosigkeit den Engländern für sich und für Hannover alles, was sie begehrten, nur zu leicht hingab, von der Zurückgabe Helgolands an Deutschland nicht einmal die Rede gewesen. Helgoland aber hat die Elbe und Weser unter ihren Augen liegen.

2) Unsre lange Nordküste längs der Ostsee ist leider in jedem Kriege eben so bloßgestellt: denn wir haben auch nicht ein einziges Orlogschiff. O du altes kriegerisches Germanien, dem einst die Völker sich verneigten! wohin? — —

3) Und doch wenn wir die erste beste Landkarte auflegen und betrachten, finden wir, daß Deutschland so viel Küsten hat als Frankreich, wenn wir längs der Nordsee von Dünkerken bis zur Eider und an der Ostsee von Kiel bis Tilsit messen. Die Bucht der Adria, die wir in unserm Südwesten berühren, will ich gar nicht einmal mit einrechnen. Was fällt uns dabei ein? Vieles fällt uns ein, woran diejenigen nicht gedacht haben, die vor einem Vierteljahrhundert das Loos über die Länder warfen, woran aber unsre Enkel und Urenkel denken

müſſen, damit wir nicht wieder in welthiſtoriſche Jämmerlichkeit und Ohnmacht und in die Verachtung der Völker zurückſinken. Denn:

4) erſchrecken wir nicht und ſchämen wir uns nicht im Angeſichte Europas, ſelbſt im Angeſichte des kleineren Skandinaviens und Neapels, daß wir nicht ein einziges deutſches Kriegsſchiff haben? Wie ſtand es vor vierhundert Jahren? Damals beherrſchten die Oſtſeeſtädte mit ihren Kriegsſchiffen die ganze Oſtſee, die Städte des Niederlands und der Nordküſte die ganze Nordſee. An ſkandinaviſche und ruſſiſche Kriegsflotten war damals kaum gedacht; die damalige franzöſiſche und engliſche Seemacht hätte ſich mit der Hälfte der deutſchen nicht meſſen können. Iſt alſo das Gegenwärtige nicht ein tiefes Weh? Wir haben noch die kühnſten und beſten Schiffer und Matroſen von der Welt — jeder Germane iſt auch ein geborner Seemann — welche die engliſchen und amerikaniſchen Flotten für alle ihre Siege ſtärken helfen; wir haben die beſten, reichſten Eichenwälder — und wir haben kein Kriegsſchiff.

5) Will ich denn etwa, daß Preußen auch eine Kriegsflotte bauen ſoll? — denn es beherrſcht ja die längſte Strecke der deutſchen Oſtſee — daß Preußen, welches ſchon ſeiner Lage nach für ſo viele andre deutſche Fürſtenthümer ſtehen und einſtehen ſoll, ſeine Kräfte durch einen Flottenbau noch mehr zerſplittern ſoll? Nein, das will ich nicht — denn was ſollte uns ſelbſt eine Flotte von zehn bis funfzehn Orlogſchiffen und zwanzig dreißig Fregatten dort Großes frommen, ſchon den ſkandinaviſchen und ruſſiſchen Flotten gegenüber, geſchweige den Flotten der weſtlichen Mächte? — ſondern ich drücke auf dieſe unſre Blöße nur ſo ſehr, um auch den Einfältigſten klar

zu machen, was Deutschland seit Jahrhunderten und in unsern Tagen alles verloren, versäumt und vergessen hat, und was von den Fremden mit wohl berechneter listiger Absichtlichkeit für Deutschland alles versäumt und vergessen worden ist.

6) Fichte in seinen Grundzügen des Staatsrechts hat idealisch wundersame Ansichten von dem Handel und Verkehr der Völker. Auf der einen Seite fürchtet er das Gefährliche und Verderbliche, was in zu großer Ausdehnung und in zu großem Reitz des Handels liegen kann; auf der andern Seite aber begegnet ihm auch die Nothwendigkeit, daß ein Volk, welches nicht ganz in Barbarei und in erstarrender und verstockender Absonderung stecken bleiben will, durchaus Handel und Verkehr mit Fremden, und also auch die Macht haben muß, diese zu behaupten und zu vertheidigen. Er trifft da auf seltsame Resultate, da er allen Verkehr mit Fremden und alle Vertheilung der überflüssigen Luxusartikel, ja gleichsam die ganze Führung und Leitung des Handels, unmittelbar in die Hände von Staatsbeamten überliefern will; aber er winkt bei allem dem doch, zum Theil im Widerspruch mit seinem System, auf jene eben angedeutete Nothwendigkeit hin.

7) Es entsteht denn das nothwendige unvermeidliche Unglück für unsre mächtigen deutschen Staaten und für ganz Deutschland bei dem Ausbruche eines Krieges:

a) daß unsre Küsten und unser Handel schutzlos und von Freund und Feind verletzlich und angreiflich sind;

b) daß, wann wir selbst in Krieg verwickelt werden, wir der Gunst von Seemächten bedürfen, deren Mitwirkung wir, wann wir selbst seemächtig wären, aus andern Gründen nimmer suchen noch annehmen würden; und daß wir

c) bei Beendigung solcher unserer Kriege bei den sogenannten Friedensschlüssen die Bundsgenossenschaft solcher Seemächte meistens sehr theuer bezahlen müssen: Bedenkt nur ein bischen die Friedenshandlungen und Friedensschlüsse von Ryswik, Utrecht, Luneville, Paris ꝛc. ꝛc.

Was soll man hieraus lernen?

8) Das soll man daraus lernen, und soll es immer und ewig in unsre Geschichtstafeln, ja in die zu leicht verlöschlichen Erinnerungstafeln unserer Herzen schreiben, wenn das Gedächtniß unserer besseren Vorzeit, als Deutschland wirklich noch glücklich, glorreich und mächtig war, jemals wieder in dumpfe gefühllose Dämmerung versinken will, daß die Küsten Hollands und Belgiens, und der Wachposten, den England sich auf Helgoland angelegt hat, einst so wahrhaftig unser seyn müssen, als ihre Ströme das Herzblut unseres Fleißes und unserer Bildung, Kunst und Macht dem Ocean und den Welttheilen zuführen. Wir hatten Holland und Belgien mit unserm besten Blute wieder befreit und erobert. Niemand erinnerte sich der Vergangenheit; kaum Einzelne bedachten die Nothwendigkeiten der Gegenwart. Für einen kleinen deutschen Fürsten blieb ein Stückchen Land im Ardennerwald und an der Maas mit dem deutschen Bunde verknüpft; das Übrige ließen wir uns durch den Neid und die Dummheit der Engländer zur Freude der Wälschen alles wieder wegnehmen. Was mußte damals geschehen?

9) Ganz Belgien und der ganze Inhalt der hinzugethanen deutschen Lande mußten den früheren Bünden gemäß als Anschluß unserer Küsten (keine wälsche alluvion oder allusion, wie Napoleon anspielte, sondern eine deutsche) deutsches Bundesland bleiben und Bundespflicht leisten. Ferner mußte

10) durch den natürlichen Nothzwang der Dinge Schritt vor Schritt auch Holland von Jahrzehend zu Jahrzehend auch näher an uns heran. Es wird doch einmal wieder zu Deutschland heran müssen; es kann sich zwischen den mächtigen Westreichen England, Frankreich und Spanien, wie jetzt die Weltlage ist und besonders wie die Welthandels- und Kolonieen-Verhältnisse sind, ohne Deutschland, wenn wir gegen dasselbe nicht immer die Uneigennützigen und Dienstfertigen spielen, auf die Länge nicht behaupten. Hatten wir nun

11) auf diese Weise durch das Gewicht von Belgien und durch andre Züge und Gewichte, welche politische Weisheit gegen Holland anwenden konnte, dieses Holland, eine alte deutsche, von friesischen und sächsischen Stämmen bewohnte, jetzt noch die sächsische leider wunderlich latinisirte Mundart sprechende Landschaft zu uns herangezogen, bis zu dem Gefühl der Gemeinsamkeit herangezogen, daß Sieg oder Niederlage am Rhein oder auf dem Meere Deutschland und Holland gleiche Macht und gleiche Gefahr bedeute, dann konnten wir an unserer West-Nordwest-Küste, die Kräfte der Küsten von der Ems bis zur Eider mit eingerechnet, eine Flotte von 40 Linienschiffen und eben so vielen Fregatten halten. Und dann erst verlohnte es sich der Mühe und verlangte es die Politik, daß wir auch unsre Ostsee mit der gleichen Zahl von Orlogschiffen und Fregatten bewehrten. Holstein, Mecklenburg, Pommern, Preußen, bauten diese Schiffe aus deutschen Eichen. Unsre Ostseematrosen und die von Norwegen sind anerkannt die ersten europäischen Seeleute. Was diese deutsche Ostseeflotte an Bau, Unterhaltung und Rüstung kostete, ward jenen benannten Staaten der Ostseeküste in den Bundesleistungen an Mannschaft und Geld angerechnet und vergütet.

Aber wie? wenn du nun auch endlich eine Ostseeflotte hast, woher nimmst du die Häfen für Orlogschiffe? die südliche Ostseeküste hat deren bekanntlich eben nicht sehr gute. Ei! ich will mir in dem Kieler Busen schon etwas zurecht machen, und einen vortrefflichsten Kriegshafen bei Wismar hinter seiner Insel Pöl, der mir hunderte von Schiffen halten soll, — aber freilich Arbeit, Kunst und Geld wird zu solchen Bereitungen und Bauten gehören. — Auch sind Stellen an der Rügenschen Küste zwischen Rügen und Pommern, Greifswald und Wolgast gegenüber, wo sich ein Schiffshalt machen läßt.

Mit diesen beiden Flotten stünden wir ganz auf gleicher Höhe mit Frankreich, in Hinsicht des Bauholzes und der Schiffsmannschaft wären wir den Franzosen vielfach überlegen, noch mehr überlegen wären wir ihnen in Hinsicht der Winde und geographischen Lage: denn das ist Frankreichs Mislichkeit in Hinsicht seiner beiden Flottenstationen zu Brest und Rochefort am großen Ocean und zu Toulon am Mittelmeer, daß die pyrenäische Halbinsel mit einem gewaltigen Buckel zwischen jene beiden Stationen in's Westmeer ausläuft. Es bedarf seiner weiten Umsegelung wegen beinahe zweimal so viel Zeit zur Vereinigung seiner beiden Flotten, als wir im Falle eines Kriegs für die unsrigen bedürfen würden.

12) Die Einrichtungen und Bestimmungen für unsre Heers- und Kriegs-Ordnung bedürfen nothwendig bis in alles Kleinste hinein einer größeren Gleichmachung. Aus mancherlei kleinlichen Rücksichten und einer übel angebrachten Zartheit gegen einander scheint man in so vielen Friedensjahren manche hieher gehörige Fragen gar noch nicht einmal berührt oder ab-

sichtlich umgangen zu haben. Im Frieden muß aber alles bereitet und geordnet werden, was der Krieg auf den ersten Glockenschlag der Noth erfordert. Wir könnten uns dabei in Napoleon spiegeln, der das Kriegshandwerk verstand. Darin duldete dieser gewaltige Uniformist keine Mannigfaltigkeit. Wie geschwind hatte er in dem Heere des Rheinbundes Bewaffnung, Rüstung, Kleidung — alles, alles seinen Wälschen ähnlich gemacht! Solche Gleichmachung ist um so nothwendiger, weil Bundesheere im Fall eines Kriegsausbruchs doch nimmer so geschwind auf den ersten Wink der Noth beisammen sind als Heere, welche der Gebieter und Lenker einer vollständigen Einheit der Herrschaft mit einem einzigen Wink zusammenschnellen kann.

13) Ein anderes großes Gebrechen, das man wohl ein großes Unglück nennen kann, darf hier durchaus nicht verschwiegen werden. Wir haben es die verflossenen Jahrhunderte mehrmals blutig und mordbrennerisch fühlen müssen, und könnten es in dem gegenwärtigen und in den künftigen nur zu bald wieder fühlen. Wir deutsches Volk entbehren jeglichen pragmatischen Staatsgesetzes, welches die Einheit der deutschen Länder im Zusammenhalt und Zusammenband deutscher Fürsten, namentlich bei Vermälungen deutscher Fürsten und Fürstinnen in mächtige fremde Herrscherhäuser sicherte und böse und verderbliche Ansprüche der fremden Herrscher oder der fremdgewordenen Fürsten aus unsern Stämmen zurückwiese. Fast alle europäische Reiche sind durch dergleichen Grundgesetze gegen Zersplitterung ihrer Lande und gegen verderbliche Einmischung fremder Mächte geschützt. Ein solches Gesetz müßte auch für Deutschland da seyn, ein Gesetz, welches besagte, daß in dem Falle, wo dem

Fürsten eines fremden Staates durch Vermälung mit einer deutschen Prinzessin das Erbe eines deutschen Landes zufiele, oder wo ein deutscher Fürst durch Vermälung oder Wahl auf einen fremden Thron erhoben würde, deutsche Lande durch solche Verbindungen und Ergebnisse nimmer als Provinzen oder als von fremden Thronen her regierte Landschaften an fremde Herrschaften fallen könnten, sondern daß sie dann dem nächstgebornen Vetter oder Sohn so vermälter oder entfremdeter Häuser zufallen müßten. Wir wollen hier nicht an den Jammer zurückdenken, welche die Verbürgung der deutschen Freiheit von Frankreich und Schweden über unsere Urgroßväter gebracht hat. Wir wollen nur an die Auguste Könige von Polen, an die George Könige von Großbritannien, und an Kriege und Verheerungen denken, welche dergleichen Verbindungen deutscher Lande mit fremder Herrschaft und fremden uns oft feindseligsten Vortheilen und Strebungen über unser Vaterland zusammengezogen haben. Wahrscheinlich wäre z. B. der siebenjährige Krieg nicht als ein vorzüglich deutscher Krieg in unsere Jahrbücher eingeschrieben, wenn Georg der Zweite, König von Großbritannien nicht auch Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg gewesen wäre. Erinnern wir uns auch an die Ansprüche und Vorwände, welche Ludwig der Vierzehnte weiland in Deutschland gräulichsten Gedächtnisses für die unmenschlichen Gräuel, Scheußlichkeiten und Mordbrennereien in der Rheinpfalz und am Oberrhein vorhielt, weil eine pfälzische Prinzessin mit seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, vermält gewesen war. Wir können bei allem diesem

unſern ungeſchützten Zuſtande immer noch Gottes Glücke danken, daß die Bourbons mit ihren vielen Seitenlinien in früheren Jahrhunderten nicht mehr in unſre Fürſtenhäuſer hinein geheirathet haben; aber ein Hüts eng*)! dürfen wir uns wohl zurufen, zumal wenn von möglichen oder wirklichen Verbindungen mit den treuloſen Wälſchen die Rede iſt. Was würden zum Beiſpiel in der jetzigen Weltſtellung Frankreich und Rußland darum geben, wenn ſie auch unter dem Titel irgend eines deutſchen Fürſtenthums unter den deutſchen Bundesgliedern mitſitzen, ſtimmen und miſchen könnten! Darum rufe ich noch einmal Hütet euch!

14) Obgleich wir als Bundesſtaat ein Friedensſtaat ſind, der keinen Reitz haben kann, aus Kriegsluſt und Eroberungsſucht Krieg anzufangen, ſo können wir uns doch darauf gefaßt machen, daß die unruhigen und eroberungsluſtigen Nachbarn weſtlich und öſtlich uns nimmer als einen Friedensſtaat achten, ſondern mit Liſt und Gewalt an uns bohren und brechen werden. Da iſt die Gefahr denn allerdings eine viel größere und die Arbeit eine viel ſchwerere, als die der beiden Großſtaaten im Weſten und Oſten, welche als eine gewaltige Einheit durch einen Wink in Einer gleichen fortdrückenden Bewegung fortgeſchnellt werden können, die auch durch den Geiſt der volksthümlichen Einheit viel mächtiger erregt und zuſammengehalten werden als wir Vertheilte. Nur in dieſer Beziehung, nur im Hinblick auf unſre Wehrhaftigkeit hat mir die größere politiſche Einigung Deutſchlands in den Jahren 1813 und 1815 ſo wichtig gedäucht. Denn das will ich nicht leugnen, daß die Vielherrſchaft neben

*) Maria Hüts eng, gewöhnlich Maria Hitzing genannt, in Wien. Hüts eng! Hütet euch!

manchen andern Vortheilen, die ich hier verschweige, schon den Vortheil hat, daß sie durch die vielen Mittelpunkte, welche zwanzig dreißig Hauptstädte und Fürstensitze bilden für Bildung, Kunst, Wissenschaft und Mannigfaltigkeit der Entwickelungen und Gestaltungen eines großen Volkes einen glücklichen und belebenden und das Verderbniß zu großer Massenanhäufungen vertheilenden Einfluß übt. Aber vor allen Dingen, daß ein Volk sich wehren und vertheidigen könne, daß es nicht jeden Schimpf und Jammer geduldig auf sich sitzen lassen müsse, das ist und bleibt das erste Gebot. Ich springe von dieser großen Wahrheit, die uns Deutschen endlich wohl genug eingebläut seyn sollte, wieder auf das Wort und den Begriff Friedensstaat zurück.

15) Dieses fromme Wörtlein Friedensstaat und dieser politische Ausspruch Friedensstaat soll der Bundesstaat seyn, und kann er seiner Idee nach nur seyn, macht eine sehr ernste Mahnung an die deutschen Fürsten. Da eben ihre Vielherrschaft allerdings eine große politische Schwäche mit sich führt und die Vertheidigung und Erhaltung der Lande viel schwerer macht als bei koncentrirter Einheit des Befehls, so müssen sie die Ersetzung und Vergütung der Geschwindigkeit und Beweglichkeit der Macht, welche die Einheit des Befehls mit sich führt, durch die alleredelsten und göttlichen Herrschertugenden, durch Mildigkeit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit zu gewinnen und durch solche fürstliche Herrlichkeit und Mächtigkeit die Fremden zu überbieten und zu überwältigen suchen; sie müssen sich bestreben, im wahren Sinn des Wortes Könige der Gerechtigkeit und des Friedens zu seyn, wie Melchisedek von Salem in seinen Ta-

gen, und durch solche erhabene deutsche Fürstlichkeit ein so hehres Bild der Majestät in dem Volke erschaffen, daß dies für jedermänniglich ein Mittelpunkt der Kraft, Stärke und Liebe wird. Denn dadurch allein wird die Erhaltung der Fürstenhäuser möglich seyn bei den Stürmen, die in dem Zeitalter drohen und deren immer näheres dumpfes Heranbrausen allen feineren Ohren vernehmlich genug ist; dadurch allein wird es möglich seyn, daß eine gemeinsame deutsche Liebe, eine gemeinsame, feste und stolze Liebe des Vaterlandes, eine innige Liebe und Achtung der erhabenen Güter unserer Art, Sitte, Kunst und Wissenschaft erzeugt werde, welche dem, was Russen, Franzosen und Engländer in so reichem Maaße besitzen, einen meinethalben dummen und verkehrten, aber doch wirksamsten Nationalstolz, mit einer noch edleren und mächtigeren Kraft begegnen können.

Mit goldenen Buchstaben mögte ich es in alle deutsche Fürstenherzen schreiben, ja mit Gold einbrennen, damit die Farben ewig leuchtend blieben, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, ein offener fröhlicher Muth und Sinn — diese hohen deutschen Tugenden sind bei der gegenwärtigen Weltlage und Weltentwickelung, bei dem ernsten Aufschauen und Auflauschen aller Völker, viel nothwendiger, als in früheren Menschenaltern; in diesen muß ein Fürst dem andern vorleuchten, der eine den andern, wenn Gewalt, Übermuth und Rechtzertretung irgendwo und irgendwie aus der Bahn übergleiten und überschreiten wollten, durch das erhabene Beispiel und die schöne Selbstüberwindung zu warnen suchen. Woher anders sollte uns das tapfre stolze Gesamtgefühl kommen, das die Herrscher und das Volk unverletzt den kommenden Zeiten entgegenführen könnte? Denn auch das muß

ich sagen, durch Erscheinungen aufgeschreckt, die nun schon inige Jahre wie schwarze Donnerwolken durch uns hingrollen dürfen, ohne daß die rechten Blitzleiter gebraucht würden, wir Deutsche können weniger als andre Völker Gewalt und Ungerechtigkeit ertragen, ohne tiefer in unser altes Unheil der Gleichgültigkeit und Zwietracht hinabgerissen zu werden. Die Freudenlächler und Hohnlächler darüber fehlen an der Seine und Neva nicht; gebe Gott, daß sie ewig unter den Eigenen fehlen! Völker aber, die seit vielen Jahrhunderten einer zusammenbindenden, ja zusammentreibenden Einheit gewohnt sind, mögen allenfalls Tyrannen verdauen und viele Erschütterungen, ja selbst schreiende Ungerechtigkeiten und Gräuel überdauern, welche unsern weniger gebundenen Zustand unheilbar zerrütten würden.

16) Und ich spreche hier Mahnungen, Wünsche und Gelübde aus, welche jeder deutsche Mann, der seinem Vaterlande noch bei den Enkeln und Urenkeln einen guten Klang wünscht, gewiß warm im Herzen trägt, für Einigung, Belebung, Begeisterung deutschen Muthes und deutscher Gesinnung — und eben lodert, wie Einige meinen, eine neue Flamme auf, welche nicht bloß mit Dampf und Gestank, sondern mit Brand und Verwüstung das Vaterland bedrohen könnte. Ich meine nicht so, ich fürchte diese Flamme nicht, wenn man sich durch den Dampf, den sie verbreitet, nur die Augen nicht trüben läßt, sondern ihr grad und besonnen in das Funken sprühende Gesicht schaut. Das arme verkommene Volk in Italien und Rom will im neunzehnten Jahrhundert die gutmüthigen Deutschen wieder wie die Dummen und Albernen hänseln, als welche es sie immer ausgelacht hat. Unter dem gleißenden Misbrauch des herrlichen Verses: Man

muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen, fangen selbst einige deutsche Nachtraben und Eulen an mit ihren heiseren Kehlen durch diesen Dampf zu schreien, und hätten gar nicht ungern, daß Aufruhr und Empörung um einiger fanatischen Plattlinge willen, die den alten ultramontanischen Teufel im Leibe haben, unsern vielköpfigen deutschen Leib wieder zerhaderten, und daß die laurenden Wälschen über Alpen und Ardennen herbeiliefen, die Zerspaltenen und Zwieträchtigen nach ihrer Weise zu schützen und mit einander zu befrieden. Ich denke hier nicht sowohl an die Anfänge, als an die Enden solcher Hader; auch frage ich nicht, wo in dem einzelnen Falle eben Recht und Unrecht liegt; im Streite zwischen Staaten wird das Recht auf andere Weise gesucht und gefunden, als zwischen Sonderleuten. Der Pabst und seine Kardinäle bilden einen Staat; der Pabst ist, mit Herrn von Görres Erlaubniß, kein geborner deutscher Papa noch Großpapa, er ist ein fremder Herrscher, und weder ein Kaiser von Östreich noch ein König von Preußen wird diesem fremden Italiäner das deutsche Herz aus der Brust herauszufühlen suchen. Ich meine, die deutschen Herrscher haben die Wärme italiänischer Priesterherzen genug gefühlt. Ich habe hier auch über den Streit des Kirchenfürsten in Rom und des Königs von Preußen nichts zu erörtern — ich will nur auf die Finsterlinge und auf die Haderlumpen hinweisen, welchen der deutschen Ehre und des deutschen Glücks schon wieder zu viel däucht. Wehe ihnen! wehe jedem, der über dem Kleinen, über unauflöslichen Fragen, die den Erdenfrieden nun nicht mehr stören sollten, über einem bischen Pfaffenehre und Pfaffenhoffart das heilige Vaterland vergisset! Ich meine, wir brauchen nur unsre deutsche Reichs-

geſchichte vom Jahre des Heils 1070 bis zum Jahre 1650 ein bischen zu durchblättern, um mit blutigen Thränen zu empfinden, welchen Jammer uns die mit Himmel und Seligkeit, wie es heut wieder am Tage iſt, verzierten Gräuel der Gregore, Innocenze und Urbane und die ſüßen Loyolaiten eingetragen haben. O die ſüßen freundliche Mordliſten lächelnden Jeſuiten, wie ſie ſich wieder mit leiſen Katzenfüßen bei uns einſchleichen mögten! Aber wie? ſollen wir uns von dieſen Mördern der letzten deutſchen Majeſtät und Herrlichkeit zum hundertſten und tauſendſten Male etwas vorlächeln und vorlügen laſſen? Was ſie ſich doch einbilden! wie ſie uns dummen und gutmüthigen Deutſchen doch das allerkürzeſte Gedächtniß zutrauen! Wie? wir ſollten vergeſſen haben, wie ſie uns zuerſt mit den Spaniern in die Burgundiſchen Lande kamen und beinahe ein volles Jahrhundert hindurch mit ihren Hinterliſten und Mordbrennereien in dem alten Francien und Lotharingien von Dünkerken bis Trier deutſche Freiheit, Wiſſenſchaft, Glück und Macht abfingen und erwürgten? wie ſie zu derſelben Zeit im Herzen unſers Reiches die Flammen ſchürten, die von Wien bis Stralſund und vom Neckar bis zur Eider unſer Vaterland in Blut und Schande verzehrten und unter den Säbeln der Fremden unſre letzte Herrlichkeit unter Schutt und Aſche begruben? wie ſie unter Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich — Doch wohin? Ich denke, es iſt der Erinnerungen ſchon zu viel für ein deutſches Herz. Doch, indem ich mir auch den Spruch vorbete: Man ſoll Gott mehr gehorchen als den Menſchen und menſchlichen Rückſichten, ſpreche ich hier vor katholiſchen und evangeliſchen Chriſten meinen Abſcheu kühn aus: Die Jeſuiten ſind der Fluch unſrer

Geschichte, sie mögen mir mit ihrem Pater Lorenz in Lüttich oder ihrem Pater Rothhahn — ein Name böseſter Bedeutung — in Rom kommen. Ich hoffe, wir Deutsche laſſen uns im neunzehnten Jahrhundert den Rothen Hahn nicht wieder auf's Dach ſetzen.

In allem Ernſt von unſerm deutſch-polniſchen neuen Pfaffenrumor geſprochen, iſt es meine volle Überzeugung, daß dieſer böſe Wurm, wenn man ihn nicht für mehr gelten läßt, als was er iſt, wenn man ihm mit dem Licht der deutſchen Ehre, Wiſſenſchaft, Frömmigkeit und Tapferkeit begegnet, endlich in ſeinem eignen Geſtank und Dampf erſticken wird. Doch muß ich hiebei zugleich eine andere Überzeugung ausſprechen, daß ich den Staat noch will geboren werden ſehen, in welchem ein geſetzliches und edelſinniges Königthum und eine in ſich abgeſchloſſene feſt zuſammengekettete und zuſammengeklettete Prieſterſchaft, die ihren engen Weg zum Himmel mit tauſend künſtlichen Hornwerken und Baſteien verſchanzt und geſperrt hat, neben einander beſtehen können. Bis jetzt hat die Erfahrung der Geſchichte dies verneint. Ich glaube, es giebt viele Wege und auch Fußpfade zum Himmel, die aber zuletzt freilich alle in dem Einen engen Weg zuſammenlaufen müſſen, wovon der Heiland geredet hat; aber das Maaß der Enge und Weite deſſelben iſt ein ganz anderes als das des geſperrten engen Weges der Hohenprieſter und Phariſäer. Ich ſpreche nicht von frommen Prieſtern, ſondern von jenen, die ſich fromm gebärden und ſchreien, der Himmel leuchte allein in Rom, und nur von Rom aus könne Deutſchland erleuchtet werden. Es muß ja Streit ſeyn auf Erden, und auch chriſtlicher Streit. Auch ſchütteln wir den Vorwurf wie Federn ab, als ob wir Proteſtanten loſere und

leichtere Christen wären, als die römischen, und schon an unsern Straußenfedern zu schwere Last trügen. Läßt uns Gott nur die einzige Bibel, so werden wir uns, wenn ja mal eine Verirrung und Verdunkelung eintritt, immer wieder zu Licht und Wahrheit durchkämpfen und die flatternden Straußenfedern und die ganze Hoheprieſterſchaft Roms dazu als eine leichte Laſt abſchütteln, indem wir ſingen: Das Wort ſollen ſie uns laſſen ſtehn. Ja das Wort ſollen ſie uns Deutſchen laſſen ſtehn. Das Chriſtenthum und Evangelium wird wohl bleiben in ſeiner unvergänglichen Schönheit und Wahrheit, und wachſen von Ewigkeit zu Ewigkeit; aber eine herrſchſüchtige Prieſterſchaft wird mit der Macht dieſer Welt, die allerdings von dieſer Welt, aber darum noch nicht vom Teufel iſt, d. h. ſie wird mit dem Staate immer zuſammenſtoßen, weil ſie begehrt, was er begehren muß und ſie nicht begehren ſoll. Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt, ſprach der Reinſte und Demüthigſte, aber was ſprechen und wollen die Servi Servorum Dei?

17) Drei große Staaten umlagern uns, und auf dieſe drei, da ſie, wann ſie ſich erheben, die Welt rücken und auch unſre Zuſtände mit rücken und verrücken können, muß ich noch einen letzten flüchtigen Blick werfen. Dies ſind die drei mächtigen Reiche der Ruſſen, Engländer und Franzoſen, den Fremden gegenüber ſo Eines Sinnes und Muthes, als wir oft durch die heilloſeſte Zwietracht zerriſſen geweſen ſind. Komm ihnen nah, und wage an ihrer Einheit dich zu erproben, du wirſt es fühlen, was lange uralte Gewohnheit thut, ſelbſt wenn ſolche einmal von einem Tyrannen mit der Geiſel getrieben würden. Sie haben das jungfräulichſte verletzlichſte noli me tangere.

Rußlands geschwindestes Wachsthum ist etwas über ein Jahrhundert alt; es beginnt mit Peter dem Ersten, und ist seitdem unter schwachen wie unter starken Regierungen instinktartig fortgeschritten, und indem es alle Blößen, die ihm gegeben werden, benutzt, alle Lücken, die vor ihm gebrochen sind, geschwind und listig gefüllt hat, steht es nun seit zehn Jahren an unsern Gränzen. Es hat starke Beine und gute Zähne, und wird nicht freiwillig aufhören weiter gegen Westen vorzugehen und jeden dargebotenen Raub zu fassen. Es könnte, wenn ein Unheil des Nordens fortwucherte, welches das ganze achtzehnte Jahrhundert und das unsrige fast bis diesen Tag schwarz bezeichnete, Herr der Ostsee werden, und dann sähe es auch für Deutschlands Unabhängigkeit sehr schlimm aus. Dieses Unheil ist die Zwietracht unsrer nordischen Stammverwandten, die sich zu Rußlands Vergnügen, welches meisterlich verstanden sie auf einander zu hetzen, vielfältig geschwächt und zerhadert haben, und wahrscheinlich auch jetzt eben noch nicht des freundlichsten Sinnes zu einander sind. Am meisten ist hier jedoch Dänemark anzuklagen, welches im achtzehnten Jahrhundert leider des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts noch nicht vergessen konnte, und sobald von der Neva ein Wink kam, als russischer Bundsgenoß den Schweden in die Ferse biß. Hätten diese der früheren Zeiten zu rechter Zeit vergessen können, so wäre Finnland noch schwedisch, Norwegen noch dänisch und die Russengränze vielleicht noch der Dnepr. Rußland ist sehr mächtig, aber glücklicher Weise sind weder die Russen noch die Polen Seeleute; das vereinigte Skandinavien, ein ächtes Seevolk, hält bei'm Vormarsch der Russen gegen Westen ihre rechte Flanke im Schach. Nach der Lage und Stellung der

Stämme und Völker zu einander ist Rußland im Osten Deutschlands natürlicher Feind, die skandinavischen Völker sind unsre natürlichen Freunde und Bundsgenossen. Preußen müßte also, wenn Europa jetzt in von der Natur gegebenen und gebotenen Verhältnissen und Verbindungen stünde, da wir Deutsche keine Flotten haben, Skandinaviens Bundsgenosse seyn. Durch diese politische Verbindung, welche alle verständige Nothwendigkeiten gebieten, sollte den Russen, die nicht bloß mit leisen Winken nach dem Muster Napoleons auf eine slavonische Weltherrschaft anspielen, die Lust nach Westen vorzudringen wohl theuer zu stehen kommen, ja es könnte gelegentlich recht sehr in seinem äußersten engen Ostseewinkel eingesperrt werden.

Aber, wird man sagen: Haben wir nicht England? können wir, wenn Rußland jemals böse Entwürfe gegen deutsche Lande brütete, nicht auf Englands Flotten rechnen? Gut. Aber England mit seinen Flotten ist zu fern; es hat in der Ostsee keine gegebene Station; es scheut jeden ernsten Zusammenstoß mit Rußland schon seiner Handelsvortheile wegen wie die Pest; es würde uns auch jede Hülfe, wie es bis jetzt gethan, theuer bezahlen lassen; es hat auch mit uns nimmer so sehr einerlei Vortheile gegen die Russen, als die Dänen und Schweden, wenn diese ihre unseligen Zwiste stillen und versöhnen könnten. Sie waren nach dem Tode des Schwedischen Kronprinzen, Herzogs von Holstein Augustenburg im Jahr 1810 auf einem guten Wege dazu, ja sogar zu einer Vereinigung beider Reiche unter demselben Haupte. Wie glücklich, wenn die damals von klugen und weisen Männern bereiteten Entwürfe auf dem Reichstage von Örebro wären ausgeführt worden! Denn durch die

allerlosesten Vorspiegelungen und durch die wunderlichsten Kleinlichkeiten und Persönlichkeiten ist es damals geschehen, daß die Schweden nicht den ersten Fürsten von Holstein, sondern einen französischen Marschall auf den Wasathron erhoben haben.

England, aber England — sollen wir das endlich gar beargwohnen und fürchten? Das will und bedarf ja nichts von unsern Landen; es ist ja auch unser natürlicher Bundsgenoß, besonders gegen Frankreich, und ist es in den letzten Kriegen wieder gewesen. Allerdings war es das: denn Noth und Gefahr war für uns beide eine gemeinsame. Aber wir müssen es sagen, es ist ein ungroßmüthiger Bundsgenoß gewesen, und hat uns ungefähr behandelt wie nach Pitts Sturz das elende Ministerium Bute weiland den großen König; auf unsere Kosten, um unser edelstes Blut, hat es Frankreich, den gemeinsamen Feind, nachdem es ihm sein Beliebiges abgenommen, gegen unsre gerechtesten Ansprüche und Rückforderungen geschützt, in unsern inneren deutschen Verhältnissen aber auf das ämsigste für die Schwächung, Theilung und Spaltung gearbeitet. Welche unwürdige Eifersucht und Neid gegen Preußen, weil das schien etwas Großes werden zu können! welche dreifache Eifersucht würde es sogleich offenbaren, wenn Deutschland je in die würdige Stellung kommen könnte, nur den Anfang einer Seemacht zu bilden?

Aber wir wollen auf diesen großen freilich oft kleinlich neidischen Kaufmann, der nach Sinn und Art doch in Vielem so nah mit uns verwandt ist, nicht zu scheel hinsehen. Wir werden ihn noch lange nöthig haben für unsre politischen Lehrjahre. England ist und bleibt doch ein Land europäischen Beispiels, doch groß durch seinen ächten Freiheits- und Bürger-

Sinn, und wird dadurch die Gefahren und Erschütterungen überwinden, welche es bedrohen. Ja wenn die Irländer nicht gleich den Polen bloß die Feldliebe hätten, wenn sie einen Seemannstrieb im Leibe hätten, dann könnte von ihnen eine Zersprengung des großbritannischen Kaiserthums kommen — denn Kaiserthum (Empire) nennen die stolzen Briten ihr Reich, während ihr Herrscher sich König nennt. — Die Flotten beherrschen Irlands Schicksale.

Anders stehen wir zu den Franzosen. Das waren die alten deutschen Reichsfeinde, sie sind jetzt die Bundesfeinde. Sie haben es kein Hehl, daß sie unter uns und lieber noch über uns mitsprechen und herrschen wollen. Für sie giebt es uns gegenüber keine Heiligkeit der Verträge, keine politische Schonung, keine Wohlanständigkeit, welche in Zeit des Friedens wenigstens in öffentlichen Verhandlungen die Völker einander schuldig sind. Denn von der Rednerbühne ihrer beiden Parlamentshäuser sprechen sie jeden Tag gegen uns nur Treulosigkeit und Verachtung und die Hoffnung aus, von uns gelegentlich wieder Beute zu machen. Ja sie sprechen über unsre Lande und Fürstenthümer mit einer offenen Frechheit, die man über Indien, die Türkei und Polen zu hören wohl gewohnt ist, wie sie am bequemsten zu vertheilen und zu zerschneiden sind. Und es wären unter uns noch so gutmüthige Thoren, die sich von diesen Prahlern immer noch aufbinden ließen, daß sie die Führer der europäischen Bildung, Menschlichkeit und Freiheit seyen? „Der Rhein ist Frankreichs na„türliche Gränze, die kleinen deutschen Fürsten sind Frank„reichs natürliche Bundsgenossen, welches sie gegen Preu„ßens und Östreichs Despotismus in Schutz nehmen muß; „die Schweitz und Belgien sind Frankreichs Brückenköpfe" —

dies und viel Schlimmeres klingt und schnurrt uns von der Seine als die alltägliche Musik entgegen. Man kann dies Volk immer noch mit vier fünf Worten beschreiben, wie die römischen Geschichtschreiber es schon geschildert haben: es ist neuerungssüchtig, herrschsüchtig, eitel und prahlerisch und des Wechsels und Aufruhrs lüstern. Sie werden, sobald sich eine günstige Gelegenheit zeigt, sich wieder auf ihren Rhein versuchen und auch von ihren Brückenköpfen heraus zu uns herüberspringen. Der Freudentaumel, den ihr Freiheitsruf weiland erregte, hat sich im Laufe eines halben Jahrhunderts sehr abgekühlt. Das Gute, was darin war, schwimmt als Gewinn der Zeit aus so vielem Schmutz und Blut noch oben, aber das Meiste ist versunken und ein Spott der Verständigen geworden. Aber dieses Volk, ein ächtes Bienenvolk, kann nur zu bald wieder in's Schwärmen kommen, und dann in fürchterlichen Massen sich gegen uns stürzen. Denn in Frankreich halte ich die gräulichen Bewegungen der unteren Klassen viel gefährlicher für die europäische Ruhe als in England. Der Engländer versteht sich auf Freiheit; der Franzose will nur Gleichheit. Er ist darin, wenn man will, ein Türk und Moskowite, und nennt das Aufbauung und Wiederherstellung der Menschenrechte, wenn einer da ist, der den Feldmarschall wie den Korporal gleich tief mit der Stirn in den Staub drücken darf. Daher ward Napoleon ein französischer Götze, nicht bloß, weil er ein gewaltiger Kriegsfürst war. De Serre aus Metz, Niebuhrs Freund, der sein Volk kannte, hat das köstliche Wort darüber gesprochen*): „Wenn die Frei„heit für die Franzosen eine erschlaffte Sehne

*) Si la liberté est pour les Français une corde détendue, l'égalité est une corde toujours frémissante.

„ist, so ist die Gleichheit eine immer schnur-
„rende Sehne."

Ja von den drei Furienbremsen der Habsucht, des Stolzes und des Übermuths gestochen werden sie wieder heranbrausen, die wilden Massen und mit ihrem Geschrei Egalité et liberté zu bethören suchen. Uns aber, damit wir mit gutem Gewissen und im festen gewissen Muth mit ihnen streiten können, verleihe Gott, der nach dem Sprichwort keinen Deutschen verläßt, in unsern Fürsten die Melchisedeke der Gerechtigkeit, Gesetzlichkeit und Wahrheit, damit nicht allein die Unsrigen tapfer und heldenmüthig für das liebe Vaterland in den Kampf gehen, sondern damit auch unsre Brüder, die Bewohner der deutschen Länder, welche die Wälschen ihre Brückenköpfe gegen uns nennen, Lust haben im Bunde gegen sie mit uns zu stehen und zu fallen. Wenn die Übermüthigen uns aber zuschreien: Der Rhein Frankreichs Naturgränze, so wollen wir ihnen antworten: Heraus mit dem Elsaß und Lothringen! So stehe und bleibe der politische Haß, weil sie ihn haben wollen und weil wir ihn als Wehr gegen ihre Gaukeleien und Treulosigkeiten bedürfen.

Zugabe*).

Karl Freiherr vom und zum Stein.

Gestorben den 29. Junius 1831.

Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein war zu Nassau an der Lahn aus einem alten reichsritterlichen Geschlechte geboren. Der jüngste unter mehreren Geschwistern bestimmte er sich durch eigene Neigung und durch den Willen seiner Ältern frühe für eine wissenschaftliche Ausbildung, um sich durch sie für den künftigen Dienst des Vaterlandes zu bereiten. Lebendiger Eifer, hohes Streben, ernster Sinn und eben so ernste Beharrlichkeit, die zuweilen fast wie Hartnäckigkeit erschien, offenbarte sich schon in dem Knaben. Daß so schöne Anlagen nicht in zu starken Selbstwillen oder gar in Trotz ausarteten, dafür sorgten eine eben so verständige und geistreiche als fromme und christliche Mutter und eine um mehrere Jahre ältere Schwester**), die auf das Muthige und Gewaltige, das Gott in ihn gelegt hatte, das Milde und

*) Dieser kurze Nekrolog des würdigsten Mannes ward von mir in die Allgem. Zeitung Jahr 1831, Monat September eingerückt, und scheint mir noch der Erhaltung werth.

**) Die einzige seiner Geschwister, die ihn nur wenige Monate überlebt hat. Sie war Äbtissin des freien Fräuleinstiftes zu Homberg in Hessen, in vielfacher Beziehung ein Vorbild und Abbild seines Wesens in weiblicher Natur.

Christliche aussäeten; dafür sorgte ein treuer und gewissenhafter Lehrer, der ihn in den alten Sprachen und in dem, was von der Wissenschaft dem Alter des Knaben und des beginnenden Jünglings angemessen ist, gründlich unterrichtete. Auf diese Weise mit Vorkenntnissen wohl versehen und von guten Beispielen und Lehren aus dem älterlichen Hause begleitet trat er im siebenzehnten Lebensjahre in Göttingen zugleich in das Alter und in die Freiheit des Jünglings ein. Hier beschäftigte er sich vier Jahre vorzüglich mit den Studien des allgemeinen und des vaterländischen Rechts und der deutschen Geschichte und Staatsverfassung, worin er schon in der Heimath einen guten Grund gelegt hatte. Nach vollendeten Studien besuchte er die Hauptstadt seines Kaisers und die bedeutendsten deutschen Fürstenhöfe, um dem, was er bisher nur in den Schranken der Hörsäle und in der Einsamkeit des Studierzimmers geübt und gelernt hatte, in dem Spiegel des wirklichen Lebens irgend einen Mittelpunkt und eine Entscheidung für seine Zukunft abzugewinnen. Hierauf begab er sich, der Übung und dem Beispiel seiner Zeit gehorsam, für die weitere Ausbildung zu seiner Bestimmung nach Wetzlar, wo er etwa ein Jahr verlebte. Jetzt erging an den Jüngling, dem durch die Gunst von Familienverhältnissen und Glücksgütern nun auch mehrere Jahre Gelegenheit gegeben war, sich für sich selbst zu besinnen und umzuschauen, von Seiten der Ältern die Forderung, seinen Beruf zu wählen. Diese als Reichsunmittelbare und Sendbarfreie durch alte Gewohnheit und treue Liebe zu ihrem Kaiser hingezogen, wünschten, daß auch der jüngste Sohn sich dem Dienste des östreichischen Hauses widmen mögte; aber in Deutschland, das nach dem langen Jammer des dreißigjährigen Krieges und dem sogenannten Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, dessen Pestilenz es genug empfunden hatte, wieder aufzuwachen und aufzuleben begann, war mit der zweiten

Hälfte des Jahrhunderts in Friedrich von Preußen ein Gestirn aufgegangen, das alle edlen und großen Naturen in seine Bahn reißen mußte. Der Jüngling, die Verhältnisse und Entwickelungen der Zukunft gleichsam vorahnend, bestand auf dem Entschlusse dem großen Könige zu dienen. Seine Ältern willigten ein. Demnach ward Karl vom Stein im Jahr 1780 zu Wetter in der Grafschaft Mark als Bergrath angestellt. Da der Jüngling zu stolz war, irgendwo als ein Überflüssiger zu erscheinen, so arbeitete er sich mit Fleiß und Eifer in den Wirkungskreis hinein, den sein König ihm zunächst angewiesen hatte: bergmännische Studien und Reisen durch das deutsche Vaterland, wenige Jahre später eine Reise durch Großbritannien, die er mit seinem Freunde, dem Grafen von Reden, nachherigem Minister des Berg- und Hütten-Wesens, ausführte, machten ihn nicht bloß für dieses sein besonderes Fach immer tüchtiger, sondern vermehrten seine Kenntnisse und schärften und erweiterten seinen Blick für mancherlei Bedürfnisse, Verhältnisse und Geschäfte des öffentlichen Lebens, das er nun betreten hatte. So verfloß ihm eine lebenslustige und thatenkräftige Jugend; durch Arbeit, Tüchtigkeit und Biederkeit gewann er die Liebe und Freundschaft seiner Genossen und die Aufmerksamkeit und Achtung seiner Vorgesetzten. Unter diesen hat er mit Rührung und Dankbarkeit immer den Minister von Heinitz genannt als den Ansporner zu allem Guten und Tüchtigen und als den treuesten väterlichen Freund. Er selbst erwähnte in späteren Jahren dieser Zeit oft als der glücklichsten seines Lebens, worein freilich der ungeheure Ernst der französischen Umwälzung fiel, mit mannigfaltigen Unfällen des Vaterlandes, die bei anderer Leitung der Dinge vielleicht hätten abgewendet werden können.

Nach so glücklichem Anfange auf seiner Laufbahn ist er unter den Königen Friedrich Wilhelm dem Zweiten und Sr. jetzt regie-

renden Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten von Stufe zu Stufe in Westfalen an die Spitze mehrerer Regierungen und endlich an die Spitze der ganzen Civilverwaltung der Landschaft gestellt worden. Dies geschah in den Jahren seiner freudigsten Manneskraft, wo er Blücher an der Spitze der Kriegsmacht neben sich hatte, wo er in gesegneter Wirksamkeit, in der Liebe und Achtung der Landschaft und seiner Untergebenen, und durch die Anziehung und Bildung wackerer und talentvoller Jünglinge zu künftigen Geschäftsmännern sich glücklich fühlte. In diese Zeit fällt auch seine Vermälung mit der Reichsgräfin von Wallmoden-Gimborn, zweiten Tochter des kurbraunschweigischen Generalfeldmarschalls, und der Antritt der väterlichen Stammgüter in Nassau und am Rhein. Auf diesem Felde wirkte er bis zum Jahre 1804, wo er in die Hauptstadt berufen ward, um das durch den Tod des Herrn von Struensee erledigte Ministerum der Finanzen, des Handels und der Gewerbe zu übernehmen. Es ist genug gesagt, daß er dieses in dem freien Geiste seines ausgezeichneten und verdienstvollen Vorgängers fortzuführen suchte. Nicht lange, und mit den Jahren 1805 und 1806 kam die Zeit der Verwirrung und des Unglücks. Stein nahm im Frühling des Jahres 1807 in Königsberg seine Entlassung und ging auf seine Güter am Rhein. Doch schon im Herbst desselben Jahres rief ihn sein König zurück, und übergab dem Manne, dem alle Guten zutrauten, daß er nie am Vaterlande verzweifeln könne, die höchste Leitung der Geschäfte. Genug bekannt ist, was er für die Wiederherstellung des Vaterlandes gewollt und gewirkt, und wie er mit den besten Männern, namentlich mit dem stillen festen Scharnhorst, dafür gestrebt und gearbeitet hat: Aufhebung der Dienstbarkeit und Leibeigenschaft und was dazu gehört, Scheidung und Ablösung der grundherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, neue Städte-Ordnung, neue Kriegs-

und Wehr-Ordnung, Sprengung des Kastengeistes und Förderung des Gemeingeistes u. s. w. — Napoleon und seine Späher wurden aufmerksam auf die Arbeiten und Hoffnungen dieser Männer, Stein ward entlassen, der fremde Überzieher ächtete ihn, und zeigte der ganzen Welt dadurch die Tugend des Verfolgten. Ein Jahr war er höchster Diener seines Königs gewesen. Dankbar hat er immer des offenen Vertrauens und des tapfern Beifalls erwähnt, die sein erhabener König ihm in jener verhängnißvollen Zeit gewährt hat. Er war von dem Gewaltigsten in die Acht gethan, seine Güter waren mit Beschlag belegt; er suchte und fand von 1808 bis 1812 in den Erbstaaten seines alten Kaisers im Elende eine Zuflucht.

Als sich im Sommer des Jahrs 1812 der übermüthige Sieger und Eroberer gleich einem Verderben drohenden Schicksal gegen den Osten wendete, um Europas Unterjochung zu vollenden, berief der Kaiser Alexander den Minister vom Stein zu sich, damit er ihm für die eigenen und für Preußens und Deutschlands Angelegenheiten Rathgeber und Helfer würde. Einige erzählen, dem Kaiser seyen in jener verhängnißvollen Zeit Äußerungen und Prophezeihungen eingefallen, welche Stein vor dem Frieden zu Tilsit weissagend zu ihm gesprochen. Wie dem sey, durch einen eigenhändigen Brief, der für Stein unerwartet wie aus den Wolken gefallen war, lud der Kaiser ihn vertrauensvoll zu sich ein, und der Mann stand hinfort gleichsam wie eine Säule der Wahrheit und Stärke für seine Hoffnungen und Entschlüsse ihm zur Seite. Wie, wodurch und wofür in jenem großen Jahre 1812 in Rußland gestritten und gesiegt worden, das steht noch frisch in unserm Gedächtniß. Die Verfolgung des geschlagenen Napoleon, das rasche Vorrücken über die Weichsel, das Bündniß mit Preußen für Deutschlands Befreiung, die gewaltigen Schlachten, und

endlich der Sieg bei Leipzig — in allem diesem war der Geist und der Rath und die Tugend dieses deutschen Mannes mit; sie waren und blieben mit und bei dem russischen Kaiser bis in Frankreich und bis in Paris hinein; und die Welt muß es nicht vergessen, daß sie dem Freiherrn vom Stein und der Beharrlichkeit des Kaisers Alexander in den Jahren 1812, 13 und 14 den Sturz der Napoleonischen Tyrannei und die Befreiung Deutschlands und auch die Befreiung Frankreichs von einem unerträglichen Joche am meisten zu danken hat. Wie aber der Eine und das Eine auf den Andern und auf das Andere in letzter Instanz wirkt, kurz, den letzten Grund der Dinge und Erfolge weiß Keiner, und also soll Keiner ihn nachweisen wollen. Stein selbst aber hat immer mit Freuden und mit dankbarer Anerkennung des Muthes und der Zuversicht erwähnt, wodurch der Kaiser damals für die menschlichsten und großherzigsten Zwecke begeistert war.

Als Rußlands Heere Deutschlands Gränzen betraten, bald mit den preußischen verbunden, ward von Preußen und Rußland und dann auch von Östreich, als es dem Bunde beigetreten war, eine so genannte Centralverwaltung eingesetzt, an deren Spitze man den Minister vom Stein stellte. Was er hier gewirkt hat oder nicht hat wirken können, mit welchen Hemmungen und Anstößen und Gegenstößen gegen seine besten Entwürfe er hier häufig zu kämpfen gehabt hat, bleibt künftiger weitläuftigerer Darstellung und Ausführung überlassen und kann und darf kein Gegenstand dieser kurzen und flüchtigen Schilderung seyn. Genug, durch Manches, was zum Theil gering und unscheinbar däuchte und von dem Thäter und Bewirker immer am meisten verschwiegen worden, ward Großes bewirkt, wenn auch Größeres, was er gewünscht und beabsichtigt hatte, nicht erreicht worden ist. Nach der Einnahme von Paris und der Wiedereinsetzung der vertriebenen

Bourbons wurden alle Verhältnisse umgestaltet und mehr und mehr verwickelt; es kam die Zeit, wo — um mit Blücher zu reden — die Schreibfedern zum Theil zerstören sollten, was die Schwerdter gewonnen hatten. Dies stehe hier nicht als Beschuldigung der Handelnden, sondern als Andeutung des gewöhnlichen Laufs der menschlichen Dinge. Das aber haben selbst viele Gute nicht bedacht — denn der Tadel der Schlechten oder Unverständigen ist eher Lob — daß Steins Wirksamkeit nun ein Ende haben mußte. Denn Viele haben ihn beschuldigt, er sey seit der Einnahme von Paris und auf dem Kongresse zu Wien für die Einrichtung und Gestaltung des wiedergewonnenen Vaterlandes nicht rüstig und thätig genug gewesen. Diese haben ihn aus Unkunde verurtheilt, sie haben nicht gewußt, daß alle Möglichkeit seines Wirkens nur auf offenstem und geradestem Wege seyn konnte. Er war mit dem Jahre 1815 von der breiten Bahn der öffentlichen Geschäfte in den Privatstand zurückgetreten, und hatte mit seiner Familie sein väterliches Stammerbe zu Nassau wieder bezogen, dankbar und froh um das, was wiedergewonnen war, traurend um das, was wohl mehr hätte gewonnen werden können, wenn Gott die Menschen und die Dinge anders gestellt hätte. Statt weiterer Erörterung genügen folgende Worte, die er im Schatten seiner zerfallenen Burg im Frühling 1816 aussprach: „Ja, lieber Freund, wir „haben viel gewonnen, aber vieles sollte auch anders seyn. Gott „regiert die Welt und verläßt keinen Deutschen, und wenn wir „treu und deutsch bleiben, so werden wir's mit den Franzosen auch „künftig wohl aufnehmen. Ich sehne mich heraus," (fuhr er nach einigem Schweigen fort) „diese Welt ist einmal so, daß man auf „der geraden Straße meist nicht vorwärts kann, und doch auf der „krummen nicht fahren soll. Es bleibt dabei: die Umstände und

„Verhältnisse stoßen und treiben die Menschen; sie handeln, und „meinen, sie thun es. Gott entscheidet."

Seit dem Jahre 1815 hat der Selige noch ein halbes Menschenalter durchlebt, und ist, theils aus richtiger Erkenntniß der obwaltenden Verhältnisse, theils weil er bei herannahendem Alter nur die Rüstigsten zum Dienst der Zeit berufen glaubte, Anträgen zu größerer Wirksamkeit, wobei er ein freies volles Handeln nach seinem Sinne und seiner Art unmöglich hielt (wie wir glauben, weise), ausgewichen; aber dem Vaterlande und den Pflichten, wofür er sich geboren glaubte, hat er sich, wie viel enger er seinen Kreis auch um sich schloß, doch keinen Augenblick entzogen. Und auch aus diesem Kreise, den er bescheiden sehr klein zu nennen pflegte, hat er immer in den weiteren Kreis des gesammten deutschen Vaterlandes hinauspulsirt, und so ist auch das Wirken seiner späteren Lebensjahre in vielfacher Hinsicht ein gesegnetes geworden. Wir werfen einen kurzen Blick auf diese seine sechszehn letzten Jahre:

Die ersten beiden Jahre nach 1814 wandte er dazu an, sich selbst und sein gleichsam zerstreutes Leben und sein zerstreutes Haus wieder zu sammeln und zu bauen. Er wohnte wieder in Nassau, wo er geboren und erzogen war und im Schooße glücklicher und ehrwürdiger Ältern die reinsten und schönsten Jahre seiner Jugend verlebt hatte; er hatte seine Gemalin und Kinder, welche Unglück und Elend treu mit ihm getheilt hatten, wieder um sich versammelt. Vieles war auch hier zu ordnen und wiederherzustellen. So ward der Blick oft rückwärts geführt in die Vergangenheit, aber der Mann, der die Gegenwart mit der ganzen Schwere ihres Unglücks und ihres Sieges auf seinen Schultern gefühlt hatte, lebte doch am meisten in ihr, und wandelte mit den Gefühlen frommer Wehmuth und stiller Anbetung über das, was Gott an ihm und

an dem Vaterlande gethan hatte, hier unter den Erinnerungen seiner Kindheit umher. So entstand die Idee, seinem Schlosse einen alten deutschen Ritterthurm anzubauen, den er mit Bildern und Denkmälern seiner Zeit füllen, worin er künftig wohnen, denken, schreiben, studieren, beten wollte. Dieses Werk ward mit der ihm eigenen Geschwindigkeit in wenig Jahren vollendet, von außen mit den Bildern der christlichen Kardinaltugenden und mit der Inschrift: Nicht mir, nicht mir, sondern Deinem Namen gebührt die Ehre; von innen mit den Büsten und Bildnissen der Herrscher, Helden und großen Männer seines Zeitalters geschmückt. Hier hauste und wirkte er bei seinem Aufenthalt in Nassau am liebsten; hier zeigte er den Fremden vor allen mit dem größten Wohlgefallen das Bildniß seines früher heimgegangenen Freundes Scharnhorst, des Stillbereitenden und Thätigschaffenden. Die nächsten Jahre traf den schon alternden Mann der herbste Verlust in dem Tode seiner Gemalin. Er machte, um seinen Schmerz zu zerstreuen, seinen erwachsenen Kindern die schöne Welt zu zeigen, und auch, um möglicherweise an mehreren bedeutenden Stellen für einen höheren Zweck zu wirken, eine Reise durch Süddeutschland, die Schweitz und Italien. Dieser höhere Zweck war die Bereitung und Sammlung der Hülfsmittel zur deutschen Geschichte des Mittelalters, deren Denkmäler zu erhalten und endlich auf eine würdige Weise durch eine große Gesammtausgabe zum Druck zu fördern ihn mehrere Jahre beschäftigt und wofür er keine Zeit, Arbeit und Geld gespart hat. Hiefür war er schon während seines Aufenthalts in Frankfurt thätig gewesen, wo er in dieser Zeit im Kreise gelehrter und gebildeter Freunde mehrere Winter mit den Seinigen verlebt hatte. Auch in diesem Streben fühlte er das ganze Vaterland und suchte viele Andere für dasselbe zu begeistern; am mächtigsten und innigsten fühlte er es in einer glü-

henden Liebe und raſtloſen Wirkſamkeit für die preußiſchen Verhältniſſe, weil er in Preußen den Halt und Kern Deutſchlands und die Hoffnung der Sicherheit, Erhaltung und Fortbildung des geſammten Vaterlandes erblickte. So ſchien ihm ſein Stammſitz Naſſau nebſt den darauf bezüglichen Verhältniſſen wieder faſt gleichgültig zu werden, und er wohnte hinfort am liebſten auf ſeinem Schloſſe Kappenberg in Weſtfalen, einem ſchönen Beſitze, den er gegen beträchtliche in den öſtlichen preußiſchen Landen belegene Güter ſich eingetauſcht hatte. Dort fühlte er ſich nun ganz heimiſch, dort liebte er die Menſchen und die Verhältniſſe am meiſten; es waren die Urenkel der alten tapfern und freiheitliebenden Sachſen, es war preußiſches Land. Dort hatte er ſeine kräftigſten Jünglings- und Mannes-Jahre verlebt; dort hielten ihn die Erinnerungen der Vergangenheit und die Hoffnungen der Zukunft gefeſſelt. Und nicht müſſig war er dort, oder als Einer, der ſich im Alter nur ausruhen wollte. Dieſer Mann konnte nicht ſchlafen noch träumen, ſo lange es Tag war. Als großer Grundbeſitzer, als Rathgeber, Freund und Nachbar des Bauers und Edelmanns, als Staatsrath in dem Staatsrathe in Berlin, als bedeutender Grund- und Standes-Herr immer Vorſitzer und Leiter der weſtfäliſchen Ständeverſammlung, als Mitglied der evangeliſchen Gemeine Vorſitzer der weſtfäliſchen Synode — kurz als Menſch, Mitbürger, Staatsmann war er Förderer, Rather, Helfer, Ermunterer und Warner bis an's Ende.

Dieſes Ende kam ſeinen Freunden unerwartet; obgleich er ſeit einigen Jahren einige bedenkliche Zufälle geſpürt, obgleich das Alter ſeinen Leib geſchwächt und gebückt hatte, ſo war der Geiſt doch ſehr friſch und das Herz muthig wie immer. Die große Kataſtrophe, die der vorige Sommer für Frankreich und für ganz Europa gebracht hatte, erregte ihm vielfache Sorge um ſein Vater-

land, aber Furcht hat seine Brust nie erschüttert; und wäre wirkliche Gefahr gekommen, er würde kühn und rüstig wie ein Jüngling ihr entgegengetreten seyn. Aber sein Ziel war gestellt, nach der Unbäßlichkeit weniger Tage machte am 29. Junius dieses Jahrs 1831 ein Lungenschlag auf Schloß Kappenberg seinem Leben ein Ende. Auch hier noch bewährte er sich in der alten Kraft und band seinen Abschied von der Erde sogleich fröhlich an den Himmel: im vollen Besitze des geistigen Bewußtseyns und getrost seines Glaubens an den Erlöser ging er freudig in das bessere Daseyn hinüber, mit solchen Worten und Ermahnungen an die Zurückbleibenden, daß sie für dieses irdische Leben zugleich gewarnt und ermuthigt wurden. Sonderbar, daß er, der so oft den sehnsüchtigen Wunsch ausdrückte, recht bald aus diesem irdischen Gewirre erlöst zu seyn, gerade für diesen Sommer manche Plane entworfen hatte, wie er mit seinen Freunden an den Ufern der Lahn und des Rheins in kleinen Reisen und Wanderungen gleichsam alle Spuren der früheſten Jugenderinnerungen wieder aufleſen wollte. Gott wollte, er sollte die glücklichste Reise machen. Mit diesem Manne, den alle redlichen Deutschen mit Recht wie eine volle Wehr und Rüstung des Vaterlandes betrachtet haben, ist der Schild und Helm seines Mannsstammes mit in's Grab gelegt. Er hat nur zwei Töchter hinterlassen, Henriette, die Älteste, an den Königlich Bairischen Reichsherrn Grafen von Giech in Franken, Thereſe, die Jüngste, an den Grafen Ludwig von Kielmannsegge in Hanover vermält.

Über jeden öffentlichen Mann, der in bedeutendsten Verhältnissen und außerordentlichster Zeit gelebt und gewirkt hat, müssen die verschiedensten Urtheile ergehen, zumal wenn seine ganze Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit ein sehr ausgezeichnetes Gepräge trug. Auch dies hat der Selige erfahren, um so mehr erfahren,

je mehr die Zeit selbst in den schärfsten Gegensätzen steht. So ist es geschehen, und dieser in seinem ganzen Wesen Festeste und ihm selbst Ähnlichste ist wohl gar der Veränderliche und Ungleiche genannt worden, so daß die Einen ihn als zu freisinnig ja als neuerungssüchtig, die Andern als zu aristokratisch gesinnt und das Alte vorliebend gescholten haben. Wir haben diesen großen und guten Mann gekannt mit seinen Tugenden und mit seinen Fehlern, die er nach dem Loose der menschlichen Gebrechlichkeit auch an sich trug. Auch er ist in der wechselvollen Zeit gleich andern Sterblichen mit Empfindungen und Ansichten oft hin und her bewegt worden, gewiß aber weniger als die meisten seiner Zeitgenossen; in seinen Gesinnungen und Grundsätzen aber ist er immer der Zuverlässige und Unwandelbare geblieben: was gut, tapfer, frei menschlich und christlich deutsch war, hat in Rede und That immer den wärmsten Freund, Vertheidiger und Lober in ihm gefunden; und wann die Spur seiner äußern Wirksamkeit, seiner äußern Werke und Thaten durch die ewig fortwandelnde und verwandelnde Zeit einst meist verwischt seyn wird, doch wird sein innerer Schatz, die Liebe, Treue und Hingebung für sein Volk und sein Vaterland, wird das Unsichtbare und Unbewußte, das unsterbliche, unvergängliche Abbild des geistigen Wirkens eines edlen und biedern Menschen, wie wir glauben und wissen, noch in dem Enkel und Urenkel des deutschen Volks fortleben und fortwirken.

Wir zeichnen zum Schlusse noch einige Züge, die eben den innern Menschen noch mehr andeuten sollen:

Gott hatte ein feuriges, gewaltiges, muthiges Herz in seine Brust gelegt, ihn mit einer raschen blitzschnellen Auffassung, einem kühnen geschwinden Verstande gerüstet: Geschwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit — das war er selbst. Er mußte fortstoßen, was ihm im Wege stand, niederreißen, was ihn in seinem Laufe auf-

halten wollte — sehr schlimm, wenn diese großen aber auch gefährlichen Anlagen durch keine Anerkennung von Maaß, Zucht und Ordnung geregelt gewesen wären. Vor nichts zurückbeben, geschwindestes Handeln, regestes Schaffen war sein Element. Daß der Inhaber einer so feurigen und heftigen Natur sich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben sollte, darf nicht geläugnet werden; aber Erziehung der Menschen und Führung Gottes hatten sein Gemüth früh auf das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines solchen Temperaments meistens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im besten Sinne einer großherzigen Natur in freiester Wirksamkeit sich entfalten zu können, immer in den ersten Stellen stehen müssen. Den gewöhnlichen Künsten, wodurch geherrscht und gewirkt wird, hat er sich nie bequemen können. Des Widerstandes war er ungeduldig und begriff meistens erst spät seine Nothwendigkeit. Widerspruch und Widerstreit der Gedanken und Worte hat niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet, als eben er. In solchem Kampf der Geister, nur geschwind und mit kurzen Blitzhieben mußte er geführt werden, fühlte er sich ganz in seinem Elemente. Heftig, auch hart ist er oft gewesen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat sein edler Muth nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geschwindes Urtheil oder ein rasches Wort je einmal gesündigt hatte, hat er laut oder still, durch Worte und mit dem Herzen, immer gern Wiedererstattung gethan. Wie sein ganzer Sinn in Deutschland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, so war der starke und helle Stahl seines Karakters auch ganz deutsch

ausgeschmiedet. An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Mensch ihn übertroffen; er sah und wandelte strack und gerad vor sich hin. Das war sein Glaube, daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden sollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm seyn muß, Segen bringe. Das war sein Spruch: Es darf nichts gethan werden, was nicht grad und offen gethan werden kann. Also: Offener Weg, hohe Zwecke, und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen solchen Mann hat ein verächtlicher französischer Geldfeilscher und Späher, Namens Bourrienne, sich erfrecht mit dem Argwohn zu beschatten, als sey er fähig gewesen, mit solchen zu zetteln, die auf schleichende Dolchstiche sinnen? Als ein Mann, dessen Lust im Schaffen und Hervorbringen bestehen sollte, sah er den Gegenstand, der ihn eben anzog, sogleich in seiner ganzen abgesonderten Schärfe, einzeln, eng, einseitig, und meinte wohl anfangs oft, ihn auch so machen und ausführen zu können. Erst allmälig und bei ruhigerer Betrachtung erweiterte und vergrößerte er sich vor seinen Blicken, und zeigte seine verschiedenen Seiten und Verhältnisse und die verwandten Beziehungen. So war er demnach bestellt, daß er nie von oben nach unten hinab, sondern immer von unten nach oben hinaufstieg, von dem Kleinen zum Großen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die ideale Spitze der Dinge sah er erst, lange nachdem sie vollendet waren. Für alles, sobald es vollendet und fertig war, verlor er anfangs auch gänzlich die lebendige Theilnahme; es mußte gleichsam von der Zeit schon etwas beroſtet und bemoost seyn, damit er den Sonnenschein einer idealischen Liebe darauf zurückwerfen könnte.

Seinen Stand und die Vorzüge desselben erkannte und schätzte er; den alten deutschen Ritter, den weiland sendbar freien und un-

mittelbaren kaiserlichen Reichsmann fühlte er; auch theilte er manche Ansichten und Vorurheile seines Standes mit seinen Genossen; und wenn er in der neuen Zeit frisch gehandelt und gelebt hat, so hat er schon durch die Zeit, worein seine Jugendbildung gefallen, einem Alter angehört, von dessen Art und Sitte bei den in dem letzten halben Jahrhundert Gebornen begreiflicher Weise kaum eine Ahnung seyn kann. Er fühlte seinen deutschen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Besitz und altes Geschlecht, aber er hatte diesen Ritter auch idealisirt. Ihm sollte der Edelmann seyn der Ewigrüstige, der Immergewappnete, der durch Rath und That für König und Vaterland Wirksame; ihm sollte der Landherr seyn der tapfere einfache Landmann, der erste Bauer, ein Beispiel von Arbeit, Ordnung, Sparsamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen seinen Kräften der Gemeine, dem Kreise und der Landschaft angehörend. Und so war, lebte und wirkte der Mann auch, streng in seinen Grundsätzen, einfach in seinen Sitten, enthaltsam und mäßig in seinen Genüssen, sparsam in seiner Haushaltung, im Kleinen schonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke stets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zwecklosigkeit sein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienste der Ahnen bloß des nichtigen Genusses pflegte, verachtete niemand mehr als er; den thätigen, brauchbaren, geschickten, ausgezeichneten Menschen jedes Standes sah der stolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als seinen gebornen Gleichen an; ja so bescheiden war er, daß er sich jeden Augenblick unter jeden stellte, der ihn in irgend einer Sache oder irgend einem Geschäfte an Einsicht und Geschicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet, und selbst auf die Dinge, welche meist nur im Schein zu bestehen scheinen, immer den Glanz

einer höheren Ansicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute solchen Ritterstolz! Wenn sein Leben durch Thatkraft und Handeln bedeutend gewesen ist, so war sein Wirken durch Geselligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menschlichen Kreisen und Verhältnissen, freilich auf eine unberechnenbare Weise, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem Wortgefechte seyn, die alles Frische und Geistreiche mit einem unwiderstehlichen Zauber fortrissen, wenn aus der übersprudelnden Feuerfülle sein blitzender Witz und seine übermüthige Laune überströmten; in ernster Stimmung aber, wenn von hohen Verhältnissen und Angelegenheiten der Menschheit, wenn von Gegenständen der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von seinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß sich dann dieses edle und stolze Gemüth für alles Schöne und Große, begeisternd für jeden, der irgend einen Funken dafür in sich trug! Bei diesen, bei so ernsten Unterhaltungen, erschien der ganze tiefe und wehmüthige Ernst seines Wesens, das Hochtragische, das selbst in dem würdigsten Handeln und Wirken nimmer keine Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein sehr Milder und Weicher war, daß er, wie unten ein Mann des Muthes, so oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdischen und Menschlichen ihm tragisch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorschwebte. Daher war er in seinem innersten Wesen von Herzen demüthig und bescheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menschen, daß der Mensch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere; daß auch der Weiseste und Größte wenig könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling, und jeder, der ruhmredig und ruhmthätig das Seine suchte und sich auf Künste der List etwas

einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unsichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Christ an seinen Erlöser, und baute alle seine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergänglichen Güter. Er war ein gläubiger und fester Christ; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein streng sittlicher Hausherr und Hausvater, ein rastlos thätiger und arbeitsamer Bürger — und durch diesen seligen Glauben und durch die hochstrebende und überweltliche Richtung seines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick seines inhaltvollen Lebens verlassen hat, sind Eigenschaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz, und in übermenschliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu fester Männlichkeit und würdiger Tapferkeit besänftigt und gemildert worden. Ewig daure das Gedächtniß des deutschen Biedermanns! Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wann das Vaterland uns aufruft.

Berichtigungen.

Seite	10	Zeile	27	statt	Garje lies Garz
=	13	=	25	=	Röthe l. Röthen
=	14	=	2 u. 3	=	Verſinkungen und Wiederherausreißungen in Waſſer und unter Eis l. Verſinkungen in Waſſer und unter Eis und Wiederherausreißungen
=	23	=	15	=	Grubitz l. Grabitz
=	27	=	30	=	Ökun l. Öken
=	36	=	30	=	eines edlen Geſichts l. einem edlen Geſicht
=	52	=	5	=	in lautem l. mit lautem
=	57	=	3	=	mein Blut l. das Blut
=	102	=	24	=	warum l. worum
=	136	=	25	=	brüte l. brate
=	148	=	2	=	zurückgebogen l. zurückgebogener
=	—	=	5	=	dieſe l. die
=	168	=	13	=	ſetzen l. ſitzen
=	195	=	12	=	ein ähnlicher l. einen ähnlichen
=	215	=	14	=	vom Elſaß l. des Elſaß
=	218	=	1	=	Dieſer, Talleyrand l. Dieſer und Talleyrand.

Der Druck dieſer Ausgabe wurde ſo bald nach dem Erſcheinen der erſten und ſo raſch veranſtaltet, daß des Herrn Verfaſſers Berichtigungen der erſten Ausgabe erſt in der Druckerei eintrafen, nachdem 14 Bogen der zweiten gedruckt waren.

HW 2K82 4